ERSTER TEIL.

AUSREISE.

Ueberfahrt an Bord der „Marie Wörmann".

Nach zweijähriger Vorbereitung für meine künftige Laufbahn in den Museen von Berlin, auf dem orientalischen Seminar, auf der Seewarte zu Hamburg und auf dem geodätischen Institut zu Potsdam bekam ich am 20. März 1894 von der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes den Auftrag, mich nach Westafrika auf die Station „Misahöhe" im Togogebiet zu begeben.

Nachdem ich meine Ausrüstung besorgt und Abschied von meinen Eltern und Freunden genommen hatte, ging ich von Hamburg aus am 11. April 1894 mit der „Marie Wörmann" zum ersten Mal in See. Mit dem Scheiden von der geliebten Heimat trat der Ernst des Lebens in den Vordergrund und manche Pläne und Sorgen, mit denen ich der nächsten Zukunft entgegensah, wurden wachgerufen. Bald wurde ich mit den Passagieren bekannt, welche mit mir drei Wochen Freud und Leid auf der „Marie" teilen sollten. Die Unterhaltung kam leicht in Gang und jeder war glücklich, aus seinen Träumen herausgerissen zu werden. Nach Verlauf einiger Stunden gelangten wir mit dem kleinen Dampfer, den wir in Hamburg bestiegen hatten, vor Brunshausen zur „Marie", die uns nach Togo bringen sollte. Nachdem die Ladung an Bord genommen war, ging es in See. Währenddessen war unten im Speisesaal des Schiffes Lunch serviert, welches mit grossem Appetit eingenommen wurde. Bald hatten wir Helgoland passiert, welches im grauen Nebel vor uns lag, und damit entschwand unseren Blicken für lange Zeit das deutsche Heimatland.

Das Wetter war herrlich, rasch durcheilte unsere „Marie" die Fluten der Nordsee. Am 12. April gelangten wir in den Kanal, in welchem viele Segelschiffe und Dampfer unseren Weg kreuzten. Auf französischer wie auf englischer Seite bemerkte man viele Schifferboote,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

welche mit ihren kleinen, weissen Segeln malerisch auf dem Meere hin- und herschaukelten. Meisen sowie andere Vögel ruhten auf den Raen unseres Schiffes, ein Zeichen, dass Land an beiden Seiten nicht weit entfernt liegen konnte. Weithin blitzten uns am Abend die Leuchttürme von Calais und Dover entgegen und in der Nacht passierten wir das stattlich erleuchtete Dover, welches in der Dunkelheit wie ein Lichtmeer erschien.

Obwohl unsere Fahrt durch das Wetter begünstigt war, so machte sich doch hinter Dover der stürmische Kanal bemerkbar, so dass die meisten Passagiere Neptun ihren ersten Tribut zahlen mussten. Die Meisen hatten nun unser Schiff verlassen, statt ihrer umkreisten Möven dasselbe und spähten emsig nach Brosamen und Küchenabfällen. Am 14. April passierten wir die Insel Aldernay und erreichten in der Nacht zum 15. die nördliche Spitze der Bretagne. In der Ferne sah man in der Dunkelheit den Leuchtturm aufblitzen. Nun ging es mit Volldampf und einer günstigen Brise, welche unsere Segel schwellte, in den blauen Fluten des Golfes vorwärts. Bereits in der Nacht wurde uns mit einem Schlage unsere veränderte Situation klar, denn wir wurden durch die fortwährenden Schwankungen des Schiffes in unserer Koje von einer Seite des Bettes nach der anderen geworfen, bald auch durch das Knarren der Schraube und das Dröhnen der Maschine im Schlafe gestört. Beim Ankleiden des Morgens ging aber das Leiden erst recht los. Wie ein Gummiball wurde man von einer Ecke der Koje in die andere geschleudert, so dass man nach mangelhafter Toilette sofort dem engen Raum des Schmerzenlagers zu entfliehen suchte, um sich auf Deck bei der kräftigen Brise zu erholen. Alle suchten möglichst in horizontale Lage zu kommen, um sich dadurch Linderung zu verschaffen. Der Golf war sehr bewegt. Unsere „Marie", die gewöhnlich 10 Seemeilen in der Stunde zurücklegte, konnte trotz aller Anstrengung nur 6 Knoten in derselben Zeit laufen. Bald ging das Vorderteil des Schiffes hoch in die Luft, um nach Ueberwindung eines Kammes wieder tief in den dunkelblauen Grund des Wellenthales hinabzugleiten; bald wurde das Schiff zur Seite geworfen, so dass sich das Wasser in den unteren Teil desselben ergoss. Auch auf dem Oberdeck wurde man von einem fortwährenden Sprühregen belästigt. Da ich, wie einige andere beherzte Passagiere, das einzige Heil in der frischen Brise suchte, blieben wir trotz der Unbilden der Witterung und des Sturmes auf Deck, wo wir uns krampfhaft an den Bänken festhielten.

Nachdem wir Cap Finisterre passiert hatten, bekamen wir nach achttägiger Fahrt Madeira in Sicht. Es war das erste lang ersehnte Ziel, wo man als geborene Landratte wieder festen Boden unter seinen Füssen fühlen sollte. Da wir erst um 3 Uhr des Morgens landen konnten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Funchal, die Hauptstadt von Madeira.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

beschlossen wir früh zu Bett zu gehen, um schon bei Sonnenaufgang Madeira in Augenschein zu nehmen. Der erste, der erwachte, weckte die anderen Passagiere. Herrlich wie ein Zauberbild lag das prächtige Eiland, von den blauen Fluten umspült, mit den hohen Bergzügen im Hintergrunde vor uns. Inmitten der Gärten mit Lorbeerbäumen und Palmen lagen die schönen weissen Villen und Häuschen, von Weinbergen umgeben. Um unser Schiff schaukelten kleine Kähne und Boote, bemannt mit braungebrannten halbwüchsigen Leuten, die uns auf deutsch verständlich machten, dass sie nach einer Mark tauchen wollten, sich aber auch mit 5 oder 10 Pfennigen begnügen würden. Kleinere und grössere Jungen zeigten vorzügliche Taucherleistungen, indem sie unter dem Schiffe durchschwammen und fröhlich ihre Beute emporhaltend, wieder auftauchten.

Funchal, die Hauptstadt von Madeira.

Sobald wir in Funchal, der auf den Vorbergen liegenden Hauptstadt von Madeira, festen Fuss an Land gefasst hatten, wurden wir auch von den unvermeidlichen Ciceronen belästigt.

Anfangs wurde ein Ritt durch den Ort und durch die Berge geplant, jedoch diese Absicht bald wieder aufgegeben, da die meisten Passagiere nicht ein unsicheres Ross mit unserer „Marie“ vertauschen wollten. Die zum Reiten gestellten Pferde gehörten fast durchweg der feurigen spanischen Race an und könnten einem Berliner Tattersall alle Ehre machen.

Ein anderes, in seiner Art einzig dastehendes Beförderungsmittel ist auf diesem Insellande der Ochsenschlitten, welcher meistens von zwei kräftigen Stieren gezogen wird. Auf mehreren zusammengefügten Brettern ist gleich einer römischen Sänfte ein Aufbau für die Insassen angebracht. In diesem Schlitten fährt man nun die steile Höhe hinauf, um sich dort der herrlichen Aussicht zu erfreuen und alsdann auf einem sogenannten Hörnerschlitten mit Windeseile auf dem glatten Strassenpflaster bis in die innere Stadt heruntergleiten zu lassen. Pferdegespanne scheinen auf der Insel, wenigstens in Funchal, gar nicht vorhanden zu sein. Lebensmittel werden teils auf Schlitten transportiert, teils von den Eingeborenen auf den Köpfen getragen.

Die Häuser sind fast durchgängig weiss und zumeist mit schrägem roten Dach versehen. Die wenigen nach der Strasse zu liegenden Fenster sind meistens durch grüne Jalousieen verschlossen. Ab und zu sieht ein schöner Kopf durch die geöffnete Jalousie auf die seltsame von den vor Anker liegenden Schiffen herkommende Karawane.

Von der oberen Stadt hat man einen reizenden Blick in die Gärten, welche viele Bananen, Lorbeerbäume, Oel- und Fächerpalmen zieren und auch vielfach in herrlicher Pracht unsere deutsche Eiche tragen. Terassenförmig breitet sich zu unseren Füssen die Stadt bis an die

1*

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

dunkelblauen Fluten des Meeres aus, auf welchen die Boote schaukeln und majestätisch ruhig unsere „Marie“ liegt.

In dem in der Mitte der Stadt liegenden öffentlichen Garten kann man im wahren Sinne des Wortes unter dichten Palmen wandeln. Ferner zieren den Ort ein schön angelegtes Hospiz, sowie einige grössere Hôtels.

Das Volk ist zumeist ärmlich, ja zum Teil unsauber gekleidet. Vor den Thüren paradierten kleine braungebrannte Knaben, zum Teil nur mit einem Hemde bekleidet; bei einigen fehlte auch dieses. Das Volk stach in seinen Formen wie in seinem Wesen unvorteilhaft von den später zu erwähnenden Kanaren ab.

Unser Weg führte uns, nachdem wir unsere Korrespondenz in die Heimat erledigt hatten, in ein Hôtel, wo wir unseren Durst mit portugiesischem Wein bei dem Gesange fröhlicher deutscher Lieder löschten. Auf dem Marktplatze zog zu derselben Zeit die portugiesische Wache auf. Die Mannschaften waren sämtlich in kurze blaue Jacken gekleidet und trugen auf der Mütze eine grosse „12“; die Bewaffnung bildeten Gewehr und Seitengewehr. Die Mannschaften marschierten mit angefasstem Gewehr, bei dem Kommando „Gewehr über“ hätte sich einem preussischen Unteroffizier das Herz im Leibe umgedreht.

Nachdem wir noch den Fleisch- und Fischmarkt, ferner den Gemüsemarkt, auf welchem eine Menge von Südfrüchten, wie Bananen, Apfelsinen, sowie Mispeln und viele Blumen zum Kauf angeboten wurden, besichtigt hatten, kehrten wir befriedigt an Bord zurück. Hier war noch ein lebhafter Handel mit Früchten, Strohhüten und den sogenannten Madeiramöbeln in flottem Gange; erst das Signal zum Aufbruch machte demselben ein Ende. Die Flaggen wurden gehisst und vorwärts ging es; allmählich verschwand vor unseren Augen im blauen Nebel das herrliche Eiland.

Fortsetzung der Reise auf der „Marie“ bis Teneriffa.

Bei ruhiger See und einem günstigen, die Segel schwellenden Nordwinde steuerten wir den Kanaren zu. Viele schwarze Möwen und braune Meerschwalben begleiteten unser Schiff, während im Wasser eine Schaar von Delphinen, von den Seeleuten Schweinsfische genannt, von nun an unsere Eskorte bildeten.

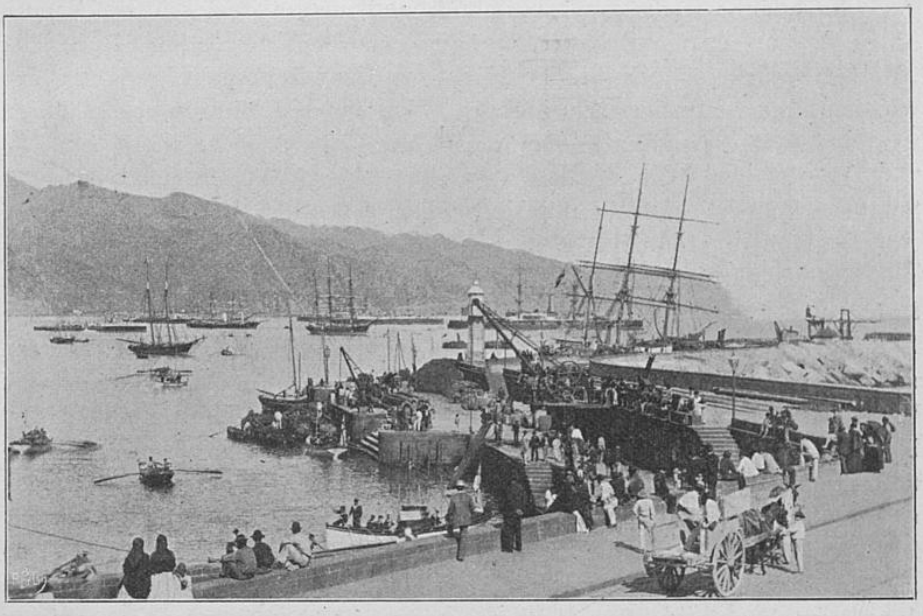
Schon am 21. April erblickte man in dunkler Ferne die Umrisse der Insel Teneriffa und bald leuchtete uns der Pic de Teneriffa mit seinem schneebedeckten Gipfel entgegen. Je näher wir herankamen, desto romantischer gestaltete sich das Bild und grell hob sich der weisse Bergesgipfel von den von der untergehenden Sonne rot beleuchteten Bergzügen ab. Bald verschwand der Pic und ein neues Panorama eröffnete sich vor unseren Blicken. In malerischem Grunde, dicht am Meere und von hohen Bergen umrahmt, lag Santa-Cruz, die Hauptstadt der Kanaren. Ein reger Verkehr entfaltete sich am Strande; neben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unserer schwarz-weiss-roten Flagge sah man englische, spanische, portugiesische, amerikanische Flaggen auf hohen Masten wehen. Da unser Dampfer hier Ladung nahm, benutzten wir die Zeit und fuhren an Land.

Santa-Cruz, die Hauptstadt der Kanaren.

Wir durchwanderten die engen Strassen. Kasernenartig reihten sich die kleinen weissen Häuser ohne besondere Abwechslung einander an. Auch fand man ausser dem öffentlichen Garten „Almeda“ und einem vor der Kaserne mit Bäumen bepflanzten Platze wenig von der tropischen Fülle, im Gegensatz zu der üppigen Vegetation von Madeira. Das Volk jedoch sah reinlicher aus als die Portugiesen und machte



Hafen von Santa-Cruz auf Teneriffa.

einen freundlicheren Eindruck als diese. Aus den verbrannten Gesichtern blitzten schöne schwarze Augen hervor und die halbwüchsigen Jungen mit ihren Spitzbubenaugen erinnerten uns sehr an unsere Berliner Schusterjungen. Die Grandezza geht meistens ganz schwarz gekleidet, während das gewöhnliche Volk die helleren Farben vorzieht.

Abends entwickelte sich auf dem plaça de la constitutione das Leben der haute-volée, welche im Scheine der Gaslaternen und dem magischen Mondlichte promenierte. Von hier aus übersieht man einen Teil des Hafens. Nach der Hafenseite zu ist die Stadt durch Pallisaden, vierkantige grosse Blöcke, gegen die Brandung, sowie durch einen grossen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Panzerturm an der einen Flanke, vor Feinden geschützt. In den unteren Räumen des Turmes waren spanische Truppen kaserniert, den Turm selbst krönten schwere, gut erhaltene Geschütze.

Bevor wir Teneriffa verlassen, wollen wir auch noch unseres verdienstvollen deutschen Landsmannes Dr. Zintgraf gedenken, der hier Ende des Jahres 1897 zur ewigen Ruhe gebettet wurde. Er ist einer unserer Afrika-Pioniere, der sich in den letzten Jahren ein grosses Verdienst um die Erforschung und Entwickelung von Kamerun erworben hat. Nach Ueberwindung schwerer Kämpfe ist Dr. Zintgraf auf der Rückfahrt nach der Heimat dem Tropenfieber an der Küste der kanarischen Insel zum Opfer gefallen. —

Nachdem wir die Stadt besichtigt und uns an dem schönen kanarischen Weine erquickt hatten, gingen wir des abends an Bord der „Marie" zurück. Noch in der Nacht wurden die Anker gelichtet und wir dampften weiter unserem Ziele zu. Am anderen Morgen schon fuhren wir in den interessanten Hafen Las Palmas von Grand Canaria ein.

Las Palmas.

Hier lagen Dampfer von fast sämtlichen Nationen und ein reger Schiffsverkehr vermittelte die Verbindung mit dem Lande. Da unsere „Marie" Kohlen einzunehmen hatte, war uns wieder Gelegenheit geboten, den Hafen und die lebhafte Handelsstadt der Kanaren zu besichtigen. Hafen und Stadt sind von Bergzügen umgeben und ruhig lagen die Dampfer in dem sicheren Hafen, der in einer natürlichen Bucht $^3/_4$ Stunden von der eigentlichen Stadt entfernt liegt. Auf dem Lande wird die Verbindung durch Dampfbahn, sowie durch zahllose Maultierkarren und Pferdegespanne vermittelt. Auch wir bestiegen einen zweirädrigen Maultierkarren und in rasendem Galopp gelangten wir auf der staubigen, rechts und links von kleinen weissen Häusern begrenzten Chaussee nach halbstündiger Fahrt in die Stadt; denn was den Pferden und Maultieren an Mut fehlte, wurde durch die gewohnheitsmässigen Schläge des auf dem Bock kauernden Rosselenkers ersetzt. Ueberall luden die weissen glatten Dächer zur Abendpromenade ein. Die sich aneinander reihenden Häuser mit ihren grünen Fensterläden bildeten die Strassen; alle grösseren Grundstücke hatten einen geräumigen, durch herrliche Palmen und andere tropische Gewächse gezierten Hof. Da es gerade Sonntag war, waren die Strassen verhältnismässig leer. Alles ging in Weiss oder — die Vornehmen — in Schwarz zur Kathedrale. Auch wir lenkten unsere Schritte dorthin und fanden eine reich ausgestattete Kirche im romanischen Stile erbaut, vor. Von hier wanderten wir auf den Markt, um die Produkte des Landes kennen zu lernen und Einkäufe an Früchten zu besorgen.

Nachdem wir von dort wieder glücklich an Bord angelangt waren, dampfte auch bald unsere „Marie" zum Hafen hinaus. Als wir gerade

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Anker lichteten, wurde uns noch eine merkwürdige Ovation gebracht. Eine kleine Schaluppe mit ungefähr zwölf Insassen, darunter drei Damen, näherte sich rasch unserem Schiffe und als sie die deutsche Flagge bemerkten, riefen sie uns in deutscher Sprache einen Gruss nach Kamerun zu, indem sie „Deutschland, Deutschland über Alles" intonierten. Sogleich wurden alle Mann auf Deck aufgeboten und mit einem kräftigen Hurrah erwiderten wir den, jedem, zumal fern von der Heimat weilenden Deutschen zu Herzen gehenden Gruss. Noch einmal grüssten uns die Zinnen und Türme von Las Palmas und bald entschwand auch dieser Hafen unseren Blicken.

Auf dem Atlantischen Ocean nach Liberia.

Wieder fanden wir uns auf hoher See und mit jedem Grad, den wir südlicher kamen, um so brennender sandte die Sonne ihre Strahlen hernieder, so dass wir die Tropenkleider anzulegen genötigt waren. Der Ocean wurde auch lebendiger und rudelweise begleiteten uns wieder Delphine, die pfeilschnell aus den Wogen emportauchten und im nächsten Augenblick wieder in denselben verschwanden. Des Abends schnellten reizende fliegende Fische aus den Fluten des Meeres empor, um nach kurzem Fluge wieder in dieselben hineinzutauchen. Häufig jedoch werden diese Fische von dem beleuchteten Schiffe angezogen und verirren sich auf Deck, wo sie den Matrosen einen wohlschmeckenden Bissen abgeben. Auch ein 15 bis 20 m langer Walfisch kreuzte, wie eine Fontaine die Wasserstrahlen emporsendend, unser Fahrwasser und abends leuchteten in den Fluten die Infusoriae phosphorescentes. Die Möwen traten nun nach meiner Beobachtung seltener auf, die braune Seeschwalbe schien sie abgelöst zu haben. Am 26. April bemerkte ich ungefähr vom 13° nördlicher Breite an das südliche Kreuz an dem dunkelblauen Firmamente, unter dem wir nun Freud und Leid teilen sollten. Mit ihm erschienen auch bald der Skorpion, der Centaur, der Cirkel und der Kanopus, während uns noch weit unten am nördlichen Horizont der Polarstern sein mattes Licht zum Abschied sendete.

Der freie Negerstaat Liberia und dessen Einwohner.

Am 29. April früh sah ich in dunkler Form zuerst das afrikanische Festland an der Liberia-Küste. Mit gespannter Erwartung folgte ich mit dem Fernglase dem Küstensaume, welcher in der Gegend nördlich von Monrowia meistens flach und mit einigen Oelpalmen bestanden ist. Die Küste nahm vor und hinter der Stadt einen vollkommen bewaldeten Charakter an. Die einzelnen Höhenzüge erreichten an dem Leuchtturme von Monrowia ihren Höhepunkt. Mit Volldampf ging es nun auf Monrowia los, schnell näherten wir uns der Küste und bald kam die Hauptstadt der Negerrepublik ganz in Sicht; sofort kündigten wir unsere Ankunft durch einen Kanonenschuss an.

Von Nordosten nach Südwesten sich erstreckend, liegt südlich von dem Ausfluss des St. Pauls-River, welcher mit einem winzigen Küsten-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

flüsschen ein kleines Delta bildet, die Krutown. An der Küste ansteigend breitet sich die eigentliche liberianische Hauptstadt aus. Ich ging mit einigen Passagieren an Land und ehe die Brandung wiederkehrte, sprangen wir zum ersten Mal auf afrikanischen Boden, wo uns die kleinen schwarzen Bengels mit „good morning, Sir" freundlich begrüssten; auch zwei Krudamen kamen auf uns zu und reichten uns zum Gruss ihre schwarze Rechte. Nun durchwanderten wir die Krutown, wohin uns ein zwischen den Hütten der Kruleute hindurchgehender Fusspfad führte. Die Hütten sind viereckig gebaut mit schrägem Dach. Die Seiten sind, soweit ich wahrnehmen konnte, aus der Mittelrippe des Oelpalmenblattes geflochten, während das Dach aus derselben Palme besteht. Im Innern der Hütten befanden sich Ruhestätten aus Stangen gezimmert, auf denen man Frauen, ihre Kinder säugend oder sich gegenseitig frisierend, sah. Viele der Hütten hatten nach hinten heraus einen kleinen, von Matten abgegrenzten Hofraum. Die kleinen Kinder gingen durchweg nackt; viele trugen eine kleine Perlenschnur um den Leib, und um den Hals hingen bei einigen an einem Bindfaden Amulets, d. h. geweihte Schutzgehänge aus Messing, anscheinend europäisches Fabrikat. Die kleinen Mädchen trugen einen kleinen, die Backfische und Frauen dagegen einen aus blauem Kattun oder anderem Stoff gefertigten, um die Hüften geschlagenen und bis an die Kniee reichenden Schurz. Das Haar der Krujungens ist kurz geschnitten; die jungen Mädchen und Frauen aber haben eine ziemlich komplizierte Frisur, die längs des Kopfes liegt und in der Form drei nebeneinander liegender Rollen einem bairischen Raupenhelm nicht unähnlich sieht. Mit einem Holzstabe werden die einzelnen Locken sorgfältig in ihre Lage gebracht. Viele Ringe und Ketten bilden den Halsschmuck. Die Mehrzahl der Kruweiber malt sich zu ihrer besonderen Verschönerung drei weisse Striche auf den Oberarm und drei auf jede Brusthälfte. Auch habe ich einzelne alte Frauen bemerkt, die ihre Gesichter ganz weiss angemalt hatten, andere wieder hatten einen kleinen Stein auf einem grösseren zerrieben und den mit Wasser benetzten schwarz-roten Abfall auf die Brust geschmiert. Bei den Frauen hängen die Brüste schlaff herunter.

Frauen und Männer haben den eigentlichen Negertypus. Kurzes Nasenbein mit platter Nase und breitem Mund mit aufgeworfenen Lippen. Die Augen sind rabenschwarz, wogegen die weissen Zähne zu der braunschwarzen Farbe einen auffallenden Kontrast bilden. Viele Männer haben die mittleren Schneidezähne auseinander oder spitz gefeilt. Das Haar tragen die Männer kurz geschoren; auf der Stirn haben sie als Stammesabzeichen einen schwarzblauen Strich, welchen einzelne Stämme noch bis zur Nasenspitze verlängert tragen; andere haben noch an beiden Seiten des Gesichts unterhalb der Backenknochen ein Dreieck von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

derselben Farbe. Diese Tätowierung soll durch Einreiben mit Harz hergestellt werden. Die letzteren Zeichen werden auch von Frauen getragen. Später erfuhr ich, dass die Kruleute, welche die Dreiecke und den kurzen Strich haben, Kruleute von Wapi sind, diejenigen aber, welche die Marke bis an die Nasenspitze und die Dreiecke unterhalb der Schläfen haben, aus Nifu stammen sollen. Bei einzelnen Kruboys bemerkte ich kleine, in einer Fellscheide steckende Dolchmesser, welche sie an einer Schnur auf der linken Seite der Hüfte tragen. Die Klinge schien mir europäisches Fabrikat zu sein. Im allgemeinen kann man die Krus als mittelgross bezeichnen. Die Bewohner der Krutown scheinen sämtlich gute Schiffer zu sein, denn auf ihren kleinen, aus einem Baumstamm hergestellten, 3—5 m langen Kanoes fuhren sie sicher durch die Brandung unserem Schiff weit in die See entgegen. Die meisten Kanoes wurden durch zwei Knaben, von denen der eine vorn, der andere hinten sass, während inmitten sich die Ladung befand, mit spatenförmigen Rudern fortbewegt. Die Kleidung der Männer besteht aus allerhand europäischen Hosen, halb abgeschnittenen oder ganz langen, oder auch aus einem hosenartig genähten Schurz. Die Wohlhabenderen besitzen noch Panzer- oder Flanellhemden oder verschiedenartige europäische Jacken; als Kopfbedeckung dienen Mützen oder Hüte, wovon einige nur noch die Krempe zeigten.

Nach Durchwanderung der Krutown gelangten wir berganssteigend zur eigentlichen liberianischen Stadt, wo man überall einstöckige Häuser in europäischer Bauart, meistens mit Balkon erblickte. Die Umfassungsmauern waren teils aus Ziegeln, teils aus Holz aufgeführt. Die Dächer bestanden zum grösseren Teil aus Wellblech und Holzschindeln, zum geringeren Teil aus Ziegeln. Monrowia hat sechs Kirchen, von welchen allerdings nur die der Methodisten einen Turm besitzt, während die übrigen fünf, welche von den der amerikanischen unierten Sekte Angehörigen besucht werden, mehr das Ansehen von Bethäusern haben. Die Strassen sind ziemlich breit, jedoch uneben und mit Gras bewachsen; auf denselben sieht man Schafe, Rinder und Schweine gemütlich bei einander weiden. Zu beiden Seiten der Strasse führen die eigentlichen Pfade. An dem Ort bestehen mehrere kaufmännische Niederlassungen, darunter drei deutsche und zwei norwegische Faktoreien, den Wohnsitzen des deutschen und englischen Konsuls.

Nachdem wir eine Stunde vergnügt im Kreise der Landsleute zugebracht hatten, kehrten wir zu dem Anlegeplatze unseres Bootes zurück, der sich bei den sogenannten Stores befand.

Jede der Faktoreien hat am Flusse ihr Warenhaus und Lager. Da es gerade Sonntag war, konnte man wenig von dem Treiben und sonstigen Leben bemerken. Es war uns jedoch Gelegenheit geboten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Toiletten der liberianischen Damen zu bewundern, von denen viele in rosa, weiss und anderen hellen Farben gekleidet gingen. Die Herren waren schwarz gekleidet und trugen Cylinder — schwarze Gigerln. — Sämtliche Garderoben waren nach europäischem Schnitt und manche junge Liberianerin trug ihre Schleppe mit einer Grandezza, die einer Marquise Ehre gemacht hätte. Alles eilte würdevoll und selbstbewusst in die Kirche.

Als wir glücklich wieder am Bord waren, fanden wir eine grosse Anzahl schwarzer Passagiere vor. Es waren Kru- sowie Weiboys, die eigentlichen Bewohner von Liberia. Die Kruboys haben im allgemeinen den nördlichen Teil der Republik inne, während die Weiboys den Süden bewohnen. Die Letzteren gehen meistens nach den deutschen Kolonien, wo sie ein vortreffliches Material an Trägern sowie Arbeitern unserer Stationen im Innern stellen. Sie sind vorzüglich als Träger zu gebrauchen, da sie wegen ihrer Ausdauer beim Marsch und wegen ihrer Genügsamkeit den eingeborenen Schwarzen unserer Kolonien bei weitem vorzuziehen sind.

Die Kruboys dagegen finden ihr Element auf dem Wasser und bilden an der afrikanischen Westküste eine nicht zu unterschätzende Besatzung der Handelsschiffe, ja zum Teil auch der Kriegsflotte. Sie sind gewandt im Seedienst und unterziehen sich mit Mut und Ausdauer allen seemännischen Obliegenheiten. Durch die hohe Brandung an der Küste von Westafrika steuern sie mit Unerschrockenheit und Entschlossenheit die kleinen Landungsboote und sind daher in den Faktoreien zur Ein- und Ausschiffung der Waren und Produkte fast unentbehrlich. Auf den Schiffen verdingen sie sich meist nur auf eine Reise und kehren dann wieder auf ihre heimatlichen Plätze an der liberianischen Küste zurück, um das verdiente Geld schnell mit ihren Frauen zu verjubeln und dann wieder von Neuem ihre Arbeit auf dem nächsten Schiffe zu beginnen. Was die Weiboys anbelangt, so sind diese meist schmächtiger als die Kruboys gebaut, aber an Muskulatur und Ausdauer im allgemeinen den Letzteren überlegen. Ihre Stammesabzeichen bilden eine Reihe von sogenannten Knöpfen, die sich an dem Halse und Rückgrat entlang ziehen. Die Weiboys haben ebenso wie fast alle westafrikanischen Negerstämme eine schwarze Hautfarbe. Ihre Kleidung ist im allgemeinen ziemlich dürftig. Sie besteht vorzugsweise aus einer meist eigenhändig hergestellten Kattunhose von europäischem Fabrikat oder auch häufig nur aus einem Schurz. Alle möglichen und unmöglichen Kopfbedeckungen, wie alte Militärmützen und abgelegte Tropenhelme, findet man bei ihnen vor. Die Wei-Jungens sind sehr leichter Natur und verlieren oft ihr ganzes Geld im Kaurispiel. Die Haare haben sie meist kurz geschoren. Häufig sieht man bei den aus dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Innern kommenden Männern kleine Zöpfchen vorn an der Stirn, an den Schläfen und im Nacken. Die Zähne sind, wie ich bemerken konnte, im Gegensatze zu den Kruboys nicht gefeilt. Die Weiboys sind der einzige afrikanische Stamm, der eine eigene Schriftsprache besitzt. Die Kruboys und Weiboys sind Todfeinde und nicht selten kommt es zu einem Zusammenstoss zwischen der Krubesatzung des Schiffes und den öfters zu Hunderten auf dem Deck sich aufhaltenden Wey-Jungens, so dass der nie rastende erste Offizier des Schiffes diese Streitigkeiten noch neben seinen sonst so mühevollen Arbeiten zu schlichten hat.

Was die Vegetation von Liberia anbetrifft, so ist hauptsächlich der in dem ganzen Gebiet allbekannte liberianische Kaffeebau zu erwähnen. Fast in allen Gärten und in vielen Plantagen der Eingeborenen findet man diese Pflanze sowohl als Baum wie auch Strauch gepflegt und veredelt, sowie auch verwildert vor. Der Kaffee ist in Liberia das eigentliche Ausfuhrprodukt und in geringeren Massen die Piassawa. Ferner trifft man dort auch viele Mangopflaumenbäume, sowie an den Flüssen in grossen Mengen Mangroven an.

Eine der grössten Einnahmen der liberianischen Republik aber wird aus ihren Briefmarken erzielt, welche von den Markensammlern sehr gesucht sind. Damit diese Einnahmequelle erhalten bleibt, werden die Marken häufig einer Aenderung unterworfen. Nilpferde, Krokodile oder das Bild eines General-Postmeisters zieren diese Marken. Jeder hier sich aufhaltende Reisende ist natürlich bemüht, die verschiedenen Wertzeichen dieser Neger-Republik zu kaufen und seinen Freunden und Bekannten in der Heimat zu übersenden.

Erwähnenswert ist noch die liberianische Miliz, welche der Präsident alljährlich zu den Waffen oder zu Paraden einberuft. Grosse Uniformen giebt es natürlich nicht, nur ein blaues oder rotes Schamtuch unterscheidet die verschiedenen Regimenter. Jeder legt bei den Paraden seine eigene Bewaffnung an: Gewehr, Steinschlossflinte, Haumesser oder alte Säbel; Generale, Exzellenzen, Kolonels, Kapitäns und Leutnants soll diese Armee in Massen zählen. Drollig wurde mir von den dort ansässigen Europäern eine solche Parade geschildert. In einer nichts weniger als guten Richtung wird die Front aufgestellt und Meldungen von Offizieren kommen und gehen an His Excellency Mr. General, der diese würdig entgegennimmt. Ab und zu ereignet sich ein kleiner Zwischenfall und ein Vaterlandsverteidiger tritt mit der Meldung aus dem Gliede: „Massa, I must go at home, I have no more time, my wife wait for me." Ein Exerzieren giebt es natürlich nicht und so bildet die ganze Einziehung dieser bewaffneten Macht eigentlich nur ein Volksfest, bei welchem die schwarzen Dandys ihre Phantasieuniform bei Gelage und Tanz ihren schwarzen Ladies vorführen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdem das Schiff seine Besatzung an Krujungens sowie eine Menge Passagiere aufgenommen hatte, dampften wir nach Salutierung des einzigen der liberianischen Kriegsschiffe von der Rhede ab. Das Kriegsschiff liegt fast immer vor Anker, da der liberianischen Regierung die Mittel zur Anschaffung von Kohlen fehlen und daher hängt es von der Gnade der Wörmann'schen Dampfer-Kapitäne ab, ob das Schiff seine Anker lichten kann. Die Besatzung — sowohl Offiziere als auch Mannschaften — besteht nur aus Schwarzen.

Wir dampften nun die liberianische Küste entlang. Ueberall zeigten sich im Hintergrunde derselben kleinere Bergzüge, die ihre grösste Höhe in dem Grand Bassaberg erreichen. Vorbei ging es an Grand Bassan, einem grossen Küstenplatze, auf welchem wir in weiter Ferne die weissen Häuser der Faktoreien bemerken konnten, zu dem letzten grösseren Küstenplatze der Republik, dem Orte Cap Palmas.

Cap Palmas.

Das Cap ragt ziemlich weit ins Meer hinein und erreicht in einer Höhe von ungefähr 50 m seinen Abschluss in einer Nehrung, auf welcher die fast ausschliesslich deutschen Faktoreien liegen. Die vielen Felsen und Klippen, welche die Küste aufweist, gebieten dem Führer des Schiffes Vorsicht und verbieten ein zu weites Herangehen an die Küste. Einen schönen Eindruck gewährt Cap Palmas mit seinen Faktoreien, welche zum Teil an der Küste, zum Teil auf den unmittelbar an dieselbe anstossenden Höhen liegen. Nicht weniger als sieben deutsche Flaggen wehen uns hier entgegen und laden die deutschen Landsleute zu einem Besuch ein. Auch erweckt dieser Ort immer wieder von neuem die Erinnerung an unsere tapferen Vorkämpfer und Pioniere im Westen des schwarzen Erdteils. Hier ist auch die ursprüngliche Grabstätte unseres allverehrten urdeutschen Forschers Nachtigal, dessen patriotischem Wirken wir unsere Besitzung im tropischen Westafrika von Togo und Kamerun zu verdanken haben. Aus Dankbarkeit hat man den verdienstvollen Mann der deutschen Sache später in deutsche Erde gebettet. Er ruht nun an der Stätte seiner früheren Thätigkeit, in dem Gouvernementsgarten von Kamerun und seinen Grabhügel ziert zum ewigen Andenken ein schönes Denkmal.

Der ganze Handel in Cap Palmas ist hauptsächlich in deutschen Händen und in Folge dessen sind auch die Eingeborenen meist in deutschen Diensten. Das Volk ist daher der deutschen Nation besonders zugeneigt, während der Händler mehr den Engländer bevorzugt.

Wir fuhren nun bei schönem Tropenhimmel, aber unter brennender Sonne, unter der Liberia besonders zu leiden hat, weiter in See und steuerten direkt unserem nächsten Ziel, der englischen Goldküste und seinem Hauptplatze — Akkra — zu.

Ein unaufhörlicher Harmattan weht von Osten, von der Sahara herüber, und hüllt alles in dunkle Staubwolken. Nur undeutlich zeichnet

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich von weitem in schmalem Streifen die Küste ab. Das ganze Deck des Schiffes ist wie nach dem Einnehmen von Kohlen mit Staub überzogen. Zu grossem Verdruss der Offiziere und der Mannschaften muss es nun wieder von oben bis unten gewaschen werden, ein auch für die Passagiere zweifelhaftes Vergnügen, denn schon des Morgens wird man durch das Waschen und Scheuern des Decks aus dem Schlafe gestört. Das ganze Deck schwimmt unter Wasser und man ist auf geraume Zeit auf den Aufenthalt in der Kajüte angewiesen. Von weitem sieht man nun die Küste in Form eines ganz flachen Streifens, ab und zu mit einigen Palmen besetzt liegen; so geht es eine Weile fort, bis man in der Ferne wieder Höhenzüge bemerkt, die an der englischen Goldküste bei Axim bis an die Küste herantreten.

Ueberall knüpfen sich hier Sagen an den früheren Sklavenhandel der Portugiesen wie der Holländer und hin und wieder sieht man noch die Ueberreste ihrer alten Burgen auf bewaldeten Höhen. An der Küste liegt zerfallen, öde und verlassen, jetzt im Besitz der englischen Herrschaft, die alte brandenburgische erste deutsche Ansiedelung in Afrika und vom Sturme der Zeiten vermorscht das alte brandenburgische Fort Gross-Friedrichsburg, welches vor mehr als zweihundert Jahren durch die Flotte des grossen Kurfürsten in Besitz genommen und nach hartnäckigem Kampfe erobert wurde.

Kurbrandenburgische Kolonialgeschichte an der westafrikanischen Küste.

Es dürfte hier nicht uninteressant sein, einen Rückblick auf die brandenburgische Kolonialgeschichte zu werfen. Der Aufschwung des holländischen Handels und seiner Kolonieen liess in dem grossen Kurfürsten den Wunsch aufsteigen, sich neue Absatzgebiete für sein Fürstentum Brandenburg zu schaffen. Natürlich musste Brandenburg dazu eine Flotte haben, die der grosse Kurfürst von holländischen Rhedern charterte. Durch die Erfolge dieser Mietsflotte zur See wie infolge des Aufblühens des Handels und der Erwerbung der Kolonie an der Goldküste, die als erste brandenburgische Besitzung seinen Namen trug, ermutigt, entschloss sich Friedrich Wilhelm 1684 eine eigene Flotte zu errichten. Er löste das Mietsverhältnis auf und kaufte von dem bewährten Marinedirektor Raule neun Schiffe zu dem einen bereits vorhandenen dazu, so dass am 1. Oktober 1684 die aus zehn Schiffen bestehende kurbrandenburgische Flotte ihre eigentliche Entstehung feierte. Der Kurfürst sah ferner ein, dass sein Land nur durch Handel zu heben war und dass dazu neben einer Flotte auch Kolonieen gehörten, um für den Handel neue Absatzgebiete zu schaffen. Ausserdem reizten ihn zu neuen Unternehmungen die Erfolge dieser jungen Flotte, welche die kurbrandenburgische Flagge auch auf fernem Ocean zum Ansehen brachten. Auf die Bitte von holländischen Kaufleuten um Schutz an der westafrikanischen Küste, sandte der Kurfüst im Herbst 1680 zwei Schiffe:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Wappen von Brandenburg" und „Morian" unter dem Befehl des Kapitän Blonk dorthin. Blonk erreichte trotz der Uebermacht der spanischen Flotte, welcher er geschickt auszuweichen wusste, glücklich die afrikanische Küste und ging zwischen dem Cap der drei Spitzen und Axim an der Küste von Guinea vor Anker. Er trat hier mit einigen Häuptlingen der Goldküste in Unterhandlung und es gelang ihm auch einen Vertrag zu schliessen, nach welchem die Häuptlinge die Oberhoheit des Kurfürsten anerkannten und versprachen mit den brandenburgischen Schiffen Handel zu treiben. Die Holländer jedoch griffen die Schiffe des Kurfürsten an und zwangen Blonk nach Verlust eines Schiffes zur Aufgabe des Platzes und zur Heimreise.

Durch die Schilderungen Blonks bewogen, gründete Friedrich Wilhelm im März 1682 die erste afrikanische Handels-Kompagnie. Im Juli desselben Jahres sandte er seinen Kammerjunker Major von Gröben mit zwei Schiffen zu den schwarzen Unterthanen an der Goldküste, um ihnen die von Blonk versprochenen Geschenke überbringen zu lassen. Da Gröben den Platz nicht fand, ging er vor Accada vor Anker, musste jedoch von hier auf die Vorstellungen des holländischen Gouverneurs von Elmina weichen und wieder in See gehen, um bei dem Dorfe Poqueson zu landen. Hier gelang es ihm auch einige Häuptlinge zu gewinnen, welche sich unter brandenburgischen Schutz stellten. Am 1. Januar 1683 wurde unter dem Salut der Schiffe feierlich von dem Lande Besitz genommen und auf dem Berge Manfro die brandenburgische Flagge gehisst. Hier entstand auch, nicht weit von dem Cap der drei Spitzen, das erste brandenburgische Fort, welches nach seinem Schirmherrn „Gross-Friedrichsburg" benannt wurde, weil, wie Oettinger schreibt: „Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht Name in aller Welt gross ist." Trotz der Ränke, welche die Holländer mit den Eingeborenen schmiedeten, wurde die Feste von den tapferen Brandenburgern mit den an Land gebrachten Geschützen gehalten und bald gewannen sie mehr Ansehen und Macht, so dass sich viele der angrenzenden Ortschaften unter brandenburgische Flagge stellten. Der fruchtbare Boden dieser brandenburgischen Kolonie an der Goldküste begünstigte sehr das Gedeihen derselben. Der Handel mit Gold, Elfenbein und Sklaven berechtigte zu den weitgehendsten Plänen und Hoffnungen der jungen Kolonie. Im November 1682 hatte der Kurfürst der afrikanischen Handels-Kompagnie das Privilegium, sich dort niederzulassen und Handel zu treiben auf 30 Jahre gewährt; auch verpflichtete sich der Kurfürst eine Festung zu bauen und dieselbe achtzehn Monate hindurch zu unterhalten. Nach Ablauf von vier Jahren sollte jedoch die Kompagnie ihre eigene Miliz stellen. Der Kurfürst verpflichtete sich indessen, weitere neue Schiffe zum Schutze des Handels zu stellen. 1684 unterwarfen sich die Häuptlinge in der Gegend

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von Accada. Es wurde in ihrem Gebiet ein neues Fort gebaut, welches den Namen „Dorotheenschanze" erhielt. Ferner wurden noch das Fort „Taccaray", sowie auf dem Cap der drei Spitzen das Fort „Sophie Louise" erbaut. Auf diesen Hügeln auf der Goldküste, die von den Engländern den Namen „three points" erhalten haben, sieht man noch heute die alten Erdwälle als Ueberreste der alten brandenburgischen Forts, den Seefahrer an die weitgehenden Pläne unseres grossen Kurfürsten erinnernd.

Der Handel jedoch liess zu wünschen übrig und so bewog der Kurfürst 1688 Dänemark ihm einen Strich Land auf der virginischen Insel St. Thomas abzutreten, um von dort aus einen besseren Markt für die schwarze Menschenware nach Amerika zu gewinnen. Da die Kompagnie in den ersten Jahren wenig erreichte, so übernahm der Kurfürst 1686 auf eigene Rechnung und Gefahr hin das begonnene Werk. Doch seine Anstrengungen hatten wenig Erfolg, da sowohl Franzosen wie Holländer Hindernisse in den Weg legten und die Eingeborenen aufwiegelten, so dass die brandenburgische Besatzung sich in stetem Kampfe mit denselben befand. 1687 gingen sogar die Holländer selbst aggressiv vor. Sie blockierten den Hafen Gross-Friedrichsburg und vertrieben die Brandenburger aus der Dorotheenschanze und aus dem auf dem Cap der drei Spitzen belegenem Fort Sophie Louise, welches die Verbindung zwischen Gross-Friedrichsburg und der Dorotheenschanze aufrecht zu erhalten hatte. Auch wurde ein brandenburgisches Schiff genommen. Trotzdem ermüdete der Kurfürst nicht und eröffnete durch die neue Erwerbung der Insel Arguin bei Cap Blanko dem Handel neue Thore. Er war selbst entschlossen, aus Anlass der hinterlistigen Ueberfälle seiner afrikanischen Kolonie den Generalstaaten den Krieg zu erklären. Bevor jedoch der Kurfürst seine Pläne verwirklichen konnte, starb er inmitten seiner Unternehmungen.

Sein Nachfolger Friedrich III. unterstützte aus Pietät das begonnene Werk, aber er selbst konnte nur wenig die Interessen dieser entfernten Kolonieen wahren und so plünderten Franzosen wie Holländer Friedrichsburg sowie die Niederlassungen auf St. Thomas. Die Kriegsflotte, wegen Mangel an Mitteln fast gänzlich ausser Dienst gestellt, war bald unbrauchbar und für grosse Fahrten nicht mehr zu verwenden. Friedrich Wilhelm I., der nur noch Mühe hatte, die durch diese Besitzungen entstandenen Streitigkeiten zu schlichten und in den Kolonieen lediglich eine Last für das kleine Königreich sah, verkaufte am 13. August 1720 sämtliche brandenburgische Kolonieen für 6000 Dukaten und 6000 Dollars an die holländische Handelsgesellschaft. Wie schwer es dem König fiel, diesen Schritt zu thun, geht daraus hervor, dass er in den Kaufvertrag eine Bestimmung aufnehmen liess, wonach Preussen das Vorkaufsrecht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bei einem etwaigen Wiederverkauf vorbehalten wurde. So hatte die brandenburgische Flagge an der westafrikanischen Küste zu wehen aufgehört. Mit den Kolonieen ging auch die kleine Flotte ihrem Untergange entgegen, bis sie nach der Entstehung des neuen deutschen Reiches ihre Wiedergeburt feierte und nun unter dem schwarz-weiss-roten Zeichen von neuem die Gestade unserer westafrikanischen Schutzgebiete befährt.

Als unter unserem grossen Kaiser Wilhelm der koloniale Gedanke von neuem auflebte und wir an der Westküste von Afrika festen Fuss gefasst hatten, soll unseres grossen Kaisers Majestät zu seiner Umgebung geäussert haben: „Erst jetzt kann ich beruhigt dem Standbild des Grossen Kurfürsten wieder ins Angesicht schen."

Unter der Herrschaft Kaiser Wilhelms II. hat dann der Ausbau der Kolonieen sowie die Vermehrung unserer Flotte wie bekannt erhebliche Fortschritte gemacht und dadurch zur Förderung des deutschen Handels beigetragen. Denn wo die Flotte nicht mit starker Hand unserer Flagge in den Kolonieen Achtung verschafft, dort giebt es keine friedlichen Kolonieen und ohne diese keinen Handel.

Fortsetzung der Reise bis Akkra, Hauptstadt der Goldküste.

Wieder ging es die Goldküste entlang und abends sahen wir in weiter Ferne die Lichter der ältesten Stadt dieser englischen Kolonie, Cap Coast, sowie der vor Anker liegenden Schiffe und der auf der Höhe liegenden Kastelle uns entgegenleuchten. Nach zweitägiger Fahrt erreichten wir unser nächstes Ziel, Akkra, die Hauptstadt der Goldküsten-Kolonie. Die hügeligen Bergkoppen treten mehr an das Meer heran. Die etwa 60 bis 80 m hohen bizarren Sandsteinfelsen fallen steil zum Meere ab. Die sich hoch türmenden und brandenden Wogen umsäumen die Küste mit einem weissen Gischt. Oben auf dem Sandsteinfelsen liegt die Stadt Akkra, im Westen derselben das Kastell, aus welchem uns schwere, wohl erhaltene Geschütze entgegenstarren. Die Küste fällt im Osten ab und senkt sich schnell nach der Residenz, Christiansburg. Die Stadt wird von schönen breiten Strassen durchzogen, die zum grossen Teil gepflastert sind. Ueberall sieht man geschäftig schwarze Dandies einherschreiten; auf kleinen von Schwarzen gezogenen Wagen fährt der schwarze Gentleman, der sich protzenhaft in lässiger Haltung auf seinem Vehikel breit macht. Eine schöne grosse Markthalle befindet sich im Centrum der Stadt, welche neben vielen kleinen Läden den geschäftlichen Verkehr vermittelt. Eine breite Chaussee führt vom Marktplatz durch die Stadt nach Christiansburg, dem Sitze des Gouverneurs. Täglich zieht hier unter klingendem Spiel die Wache auf, welche ausschliesslich aus Haussasoldaten besteht. Die Mannschaften tragen eine kleidsame dunkelblaue Uniform mit weissen Gamaschen. An der Strasse nach Christiansburg liegt auch die an Grösse und Schönheit alle anderen übertreffende Faktorei der Baseler Mission. Ihre Schaufenster zieren die Strasse,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

während im Hofe die Wohnungen der Missionare sowie die Schule und Kapelle liegen. Der ganze Ort macht durch die vielen nach europäischer Art gebauten massiven Häuser den Eindruck einer kleinen europäischen Stadt, nur auffallend ist, dass hier die Häuser fast durchgängig weiss angestrichen sind. Soviel in Akkra und in den Küstenplätzen im allgemeinen gethan worden ist, so wenig ist verhältnismässig im Hinterlande dieser 60 Jahre alten Kolonie der englischen Goldküste geschehen; ein gebahnter Weg führt erst seit kurzer Zeit in das Innere hinein. Allerdings sind die vielen Kämpfe, welche die Engländer mit den kriegerischen Aschantis zu bestehen hatten, wohl ein grosses Hindernis in der kulturellen Arbeit im Hinterlande gewesen.

Wir verliessen nun Akkra; die Küste wurde immer flacher und bald gelangten wir an den Ausfluss des Voltas, der sich hier, ein weites Thal bildend, in einem Delta in den atlantischen Ocean ergiesst.

Der englische Küstenort Quitta.

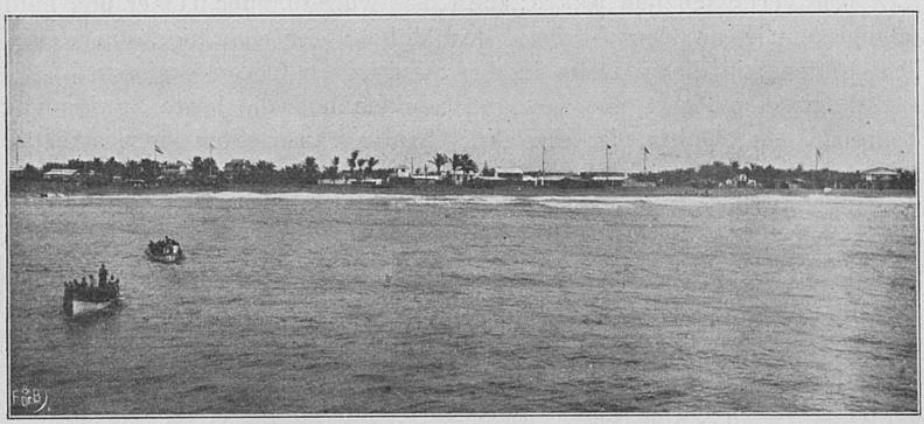
Noch eine Fahrt von wenigen Stunden und die letzte Station vor unserem Ziele, Quitta, ist erreicht. Schon von weitem sieht man die Faktoreien mit ihren weissen Dächern, vielfach die deutsche Flagge gehisst; fast ausschliesslich hat hier, obwohl auf englischem Gebiete, der deutsche Handel festen Fuss gefasst. Der weite flache Strand und die in einer Strasse am Strande angebauten Faktoreien geben dem Orte fast das Aussehen unserer deutschen Kolonial-Küstenstädte. Vor den letzteren hat Quitta insofern einen erheblichen Vorteil voraus, als hier eine schwächere Brandung vorhanden ist, denn Quitta wird noch durch das Cap „Three points" vor der mächtigen Strömung des Guineastromes und durch die in südöstlicher Richtung fortlaufenden Dünen geschützt. Hier ist ein vorzüglicher Handelsplatz für die meisten Schiffe der westafrikanischen Küste. Geflügel, Puten, Hühner, Enten und Tauben werden in Menge zum Kauf angeboten. Massenhaft kommen die kleinen Kanoes an die Schiffe heran, um ihre Waren in Körben auf der Strickleiter an Bord zu bringen. Was die sanitären Verhältnisse anbetrifft, so ist Quitta bedeutend ungesunder als die Küstenplätze der Togokolonie. Dicht hinter der Stadt liegt die grosse Quitta-Lagune, die in der Regenzeit Quitta vollkommen von dem Verkehr mit dem Hinterlande abschneidet, dagegen in der regenlosen Zeit häufig ausgetrocknet ist. Während des Ueberganges von der Trocken- zur Regenzeit werden in den Sümpfen gesundheitsschädliche Ausdünstungen erzeugt.

Ankunft in Lome.

Mit Volldampf die Fahrt fortsetzend, erreichten wir nach einigen Stunden endlich die Rhede von Lome. Schon von weitem leuchteten uns die weissen Häuser der Faktoreien und der helle Strand entgegen; fast auf sämtlichen Faktoreien weht die deutsche Flagge und brausend türmen sich die Fluten des Meeres zu hoher Brandung auf. Ein Kanonenschlag

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

kündete den Dampfer und die damit oft lang ersehnte Post von der fernen Heimat an. Sofort begann das Leben am Strande. Auf vielen Masten gingen die kleinen Signalflaggen hoch und begrüssten die ankommenden Fremden mit einem Willkommen. Boote wurden aus dem Schuppen hervorgeholt und klar gemacht. Stossweise gelang es dann auch den Krujungens auf das Zeichen ihres Hetmanns die Boote in die hohen Wellen zu schieben. Alles sprang auf ein gegebenes Zeichen in die Boote und mit einem vorzüglichen Tempo leitete diese Krubesatzung die Boote sicher und mit vielem Geschick durch die hohe Brandung. Der hinten am Steuer stehende Hetmann feuert die Mannschaft an



Die Rhede von Lome.

und giebt das Zeichen zum Halten oder zum Rudern. Oft auch steht noch einer der Krujungens an der Küste und giebt von dort aus durch Pfeifen und Schreien ein Zeichen, sobald es günstig ist, über die hohen Kämme der Brecher zu fahren. Hoch türmt sich dann das Vorderteil des Bootes auf und nur der grössten Kraftanstrengung der Krujungens gelingt es, einen Kamm nach dem andern zu nehmen; natürlich ist, besonders bei hoher See, die Arbeit mit grosser Gefahr verbunden. Häufig kommt es vor, dass die Boote umschlagen und die wertvollen Waren auf Nimmerwiedersehen in der Tiefe des Meeres verschwinden, denn durch die rastlos arbeitende Brandung wird innerhalb kurzer Zeit alles versandet. Auf das Kommando des Hetmanns muss beim Umschlagen des Bootes die Bemannung so schnell als möglich über Bord springen. Da die Wellen von Westen nach Osten streichen und das Boot sich daher immer nach Osten überschlägt, muss das Herausspringen nach den Erfahrungen der Küstenbewohner meist nach Westen geschehen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leider ist auch mit dem Verlust der Waren für die Kaufleute ein solcher für die Kruboys verbunden, denn aus triftigen Gründen wird diesen häufig ein geringer Prozentsatz des verloren gegangenen Gutes abgezogen. Nicht selten kommt es auch vor, dass einer oder der andere der Insassen von dem umschlagenden Boote nicht unbedeutend verletzt wird, oder den Tod in den Wellen findet.

Das erste Boot, welches an unser Schiff gelangte, war durch seine Flagge mit Reichsadler und Anker als das Zollboot erkennbar. Von einer uniformierten Mannschaft, die eine kleidsame Matrosenuniform trägt, wird dasselbe nach Ueberwindung der Brecher, schnell an das Schiff geführt. Ein schwarzer Zollbeamter mit grüner Mütze und deutscher Kokarde regelt mit dem Kapitän die Geschäfte an Bord. So an unserem Ziele angelangt, wurde noch zum Abschied ein gemeinsamer Trunk gethan und nach einem Händedruck und Dank das Schiff verlassen, auf dem wir 3 bis 4 fröhliche Wochen verlebt hatten. An einer Strickleiter lässt man sich in die tanzenden Boote hinunter und vertraut sich der Gnade oder Ungnade der schwarzen Besatzung an. Mit einem taktmässigen Zeichen der Schwarzen: „Hehep, Hehep" steuert das Boot sicher der Küste zu. Ungefähr 400 m vor derselben kommt man in das Bereich der Brecher; das Boot hält und mit dem Ablaufen der Brecher streichen die Schwarzen mit fürchterlichem Lärm, welcher zur gegenseitigen Ermunterung dient, ihre Riemen. Nun ist man inmitten der Brecher, hoch vor sich sieht man eine grosse Schaumwelle treiben und im Rücken fasst ein anderer Brecher das Boot mit brausender Gewalt, um es mit Windeseile vorwärts zu treiben. Alsbald erfasst eine neue Welle das kleine Fahrzeug und setzt es mit einem kräftigen Ruck auf den Strand. Sofort wird man von den schwarzen Evhenegern empfangen und auf kräftigen Armen wie ein Packet aus dem Boot gehoben; bevor der nächste Brecher wiederkehrt, befindet man sich auf festem Boden. Schnell wird das Boot von den angestellten Schwarzen der Faktorei so hoch wie möglich an Land gezogen und von dort aus werden die kostbaren Waren in die sogenannten Stores der Faktoreien gebracht. Inzwischen findet eine freudige Begrüssung mit den Weissen der Stadt, die sich bei allen solchen feierlichen Ereignissen fast ohne Ausnahme am Strande einfinden, statt und eine Vorstellung folgt der anderen. Bald sitzt man in dem gastlichen Hause eines Beamten oder in einer Faktorei bei einem Glase Sekt oder Bier und den Verhältnissen entsprechend wird das Band der ersten Bekanntschaft geknüpft. Der dumpfe Ton der Dampfpfeife des Schiffes ertönt, die Anker werden gelichtet und eine Reihe vom Wimpeln erscheinen am Topp. Mit einem Abschiedsgruss, welcher mit einem „Adieu", „glückliche Fahrt" auf den Flaggenmasten der Faktoreien erwidert wird, geht es wiederum vorwärts.

2*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ueberall neigen sich die Flaggen und grüssen zum Abschied den abgehenden Dampfer. Noch einmal blickt man ihm von der hohen Veranda eines Hauses nach, bis er in der dunklen Ferne verschwindet. Nun erst, nachdem jede Verbindung mit dem Heimatlande abgeschnitten ist, wird man aus den Träumen des Seelebens herausgerissen und die afrikanische Thätigkeit mit ihren Freuden und Leiden nimmt ihren Anfang.

Bevor wir jedoch auf Land und Leute unserer Togo-Kolonie näher eingehen, wollen wir erst schildern, wie dieselbe unter deutsche Flagge gekommen ist.

DIE ÜBERNAHME DER DEUTSCHEN SCHUTZHERRSCHAFT IN TOGO.

Im Jahre 1880 hatten sich die ersten kaufmännischen Niederlassungen an der nunmehrigen deutschen Togoküste etabliert. Sie wollten sich damit den drückenden Steuern der englischen Zollverwaltung an der Goldküste entziehen und hier auf unabhängigem Terrain ihr Glück versuchen. Aber nicht lange sollten sie sich ihrer Unabhängigkeit freuen, denn die Engländer suchten auch ihrerseits ihr Gebiet nach Osten auszudehnen. Anfangs wollten die Eingeborenen von einem englischen Schutzvertrage nichts wissen, da sie in dem Handel mit den deutschen Kaufleuten für sich einen grösseren Vorteil erblickten. Die englische Regierung suchte indessen durch Unterhändler die Eingeborenen mit den deutschen Kaufleuten zu entzweien, was ihr leider bald gelang. Durch diese unhaltbare Lage gezwungen, wandten sich hierauf die Kaufleute an die deutsche Regierung mit der Bitte um Schutz.

Inzwischen waren in Klein-Popo Thronstreitigkeiten ausgebrochen, welche die Lage der Europäer noch verschlimmerten. Klein-Popo stand nämlich unter dem Oberhäuptling von Gridji, welcher wiederum Unterhäuptlinge in den umliegenden Ortschaften eingesetzt hatte. Diese hatten in Klein-Popo die Abgaben und Steuern einzutreiben und bis auf einen geringen Teil an den Häuptling von Gridji abzuführen. Klein-Popo hatte allein als grösste Stadt drei Unterhäuptlinge und zwar zu damaliger Zeit: Georg Lawson, Quadjowi und Pedro Quadjo. Von diesen hatte Quadjowi 1882 mit den Faktoreien in Klein-Popo Verträge abgeschlossn, wonach es denselben freistand, überall ungehindert in dem Gebiete Handel zu treiben, wofür die Faktoreien alljährlich gewisse Abgaben, zum Teil in klingender Münze bestehend, an den vorerwähnten Häuptling zu zahlen hatten. Trotz der englischen Hetzereien verstanden es die wackeren Kaufleute, denselben Stand zu halten, bis durch den Tod des Oberhäuptlings von Gridji 1883 Thronstreitigkeiten entstanden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein Jahr nach dessen Tode, welcher anfangs im Volke verheimlicht wurde, war auf Wunsch des Verstorbenen unter dem Zeichen der königlichen Würde, des Königsstockes, für seinen minderjährigen Nachfolger die Regierung ohne irgend welche Hindernisse von den Verwandten weitergeführt worden. Nach dem Tode von Georg Lawson jedoch trat William Lawson, ein Sierra-Leonemann, an dessen Stelle. Dieser suchte sich mit Hilfe der Engländer zum Oberhäuptling zu machen, was aber an dem einmütigen Widerstande der übrigen Häuptlinge scheiterte. Die Regentschaft wurde nunmehr einem nahen Verwandten des William Lawson, dem G. A. Lawson, übertragen. Der neu ernannte Regent proklamierte sich bald, durch die englisch-freundliche Partei unterstützt, zum König von Klein-Popo und machte an Stelle des Häuptlings Quadjowi seinen Verwandten, William Lawson, zu seinem ersten Ratgeber. Lawson beanspruchte nun sämtliche Abgaben für sich, während die übrigen Häuptlinge dagegen Einspruch erhoben, indem sie sich hierbei auf ihr Recht stützten. Es kam zu Streitigkeiten, durch welche sowohl das Eigentum, als auch das Leben der Europäer bedroht wurde. In diesem kritischen Augenblick dampfte S. M. S. „Sophie" auf die Rhede von Klein-Popo. Der Kapitän Stubenrauch wurde angegangen, mit den Schwarzen zu unterhandeln und es gelang ihm auch, die Anerkennung der mit dem Häuptling Quadjowi geschlossenen Handelsverträge durchzusetzen. Kaum jedoch hatte das Kriegsschiff die Anker gelichtet, so begannen die Unruhen von neuem. Sie wurden hauptsächlich von der Lawson-Partei geschürt und richteten sich nun direkt gegen die Kaufleute, welche die ersten Pläne der Gegenpartei vereitelt hatten. Sofort stieg einer der deutschen Kaufleute zu Pferde und ritt längs des Strandes bis nach Gross-Popo, wo die Sophie noch vor Anker lag. Sobald der Kapitän über die neu ausgebrochenen Unruhen und die kritische Lage in Klein-Popo unterrichtet war, dampfte er dorthin zurück. Alle inzwischen seitens der Kaufleute gemachten Vorstellungen waren fruchtlos verlaufen und ihre Drohungen mit dem Eingreifen des deutschen Kriegsschiffes verlacht worden. Sofort nach Ankunft der Sophie liess der Kapitän ein Landungskorps von 100 Mann an Land setzen und die Haupträdelsführer festnehmen. King Lawson, der Ministerpräsident William Lawson, der eigentliche Anstifter, ein gewisser Gomez und Willson, sowie der Sohn des letzteren, wurden als Geiseln an Bord genommen. Der Vertrag von Quadjowi wurde von sämtlichen Häuptlingen anerkannt und somit war den Zwistigkeiten ein Ende bereitet. Lawson wurde als englischer Unterthan dem Gouverneur von Lagos ausgeantwortet, während die Sophie mit den übrigen Geiseln nach Deutschland dampfte. Nach 10tägigem Aufenthalt, während dessen ihnen die Riesenstadt Berlin vor Augen geführt wurde,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verliessen sie Deutschland wieder und fuhren auf S. M. S. „Möve" nach ihrer Heimat zurück. Das schnelle Eingreifen des deutschen Kriegsschiffes und die sofortige Schlichtung des Streites hatten bei den Schwarzen ihren Eindruck nicht verfehlt.

Inzwischen hatten die Häuptlinge an Se. Majestät den deutschen Kaiser sich mit folgender Denkschrift gewandt:

1. Wir die Unterzeichneten, König und Häuptlinge von Little Popo und Grigi, bringen Euer Majestät unseren besten Dank dar für den zur Aufrechterhaltung des Friedens geleisteten Beistand.
2. Es würde hier keinerlei Gefahr oder Beunruhigung entstehen, wenn die englische Regierung sich der Einmischung enthalten und sich nicht um unsere Angelegenheiten bekümmern wollte, indem sie Verlangen nach unserem Lande trägt, welches wir kein Verlangen haben, ihr zu lassen.
3. Wit bitten Euer Majestät uns zu schützen und die Annexion zu verhindern.
4. Wir erflehen Hilfe von Eurer Majestät, da wir uns ganz und gar unter Ihren Schutz gestellt haben.
5. Wir bitten demütig um schnelle Maassnahmen.

gez.: König Aiauschi Aghanor von Little Popo und Grigi,
Geboceer Quadjowi, Pedro Quadjo etc.

Als die Engländer den Erfolg der deutschen Regierung erkannten, liessen sie kein Mittel unversucht, um eine deutsche Schutzherrschaft zu verhindern. Ein englischer Beamter, Mr. Firminger, suchte abermals die Häuptlinge zu gewinnen. Er forderte sie auf, die deutschen Kaufleute innerhalb vier Wochen zu vertreiben. Einzelne der Häuptlinge sträubten sich dagegen, da sie bis jetzt aus den Handelsbeziehungen zu den deutschen Firmen nur Vorteil gezogen hatten. Firminger aber drohte ihnen, mit Gewalt und Hilfe von englischen Kriegsschiffen ihr Land in Besitz zu nehmen. Durch diese Drohungen eingeschüchtert, liessen sich wirklich die zaghaften Häuptlinge bewegen, die deutschen Kaufleute aus Lome und Bagida aufzufordern, binnen einigen Wochen das Land zu verlassen. Sie gaben jedoch ihre Beweggründe an und enthüllten dadurch die Machinationen des englischen Abgesandten. Hierauf beschwichtigte man sie und erklärte ihnen, dass England nur Interesse habe, die Deutschen zu vertreiben, um alsdann mit englischen Soldaten in ihr Land einzurücken und so mit Gewalt ihr Land zu annektieren.

Wie Mr. Firminger die Eingeborenen gegen die deutschen Kaufleute aufgestachelt hatte, suchte er andrerseits diese vor einem Ueberfall zu warnen und bot ihnen zu ihrem Schutz und zur Verteidigung ihrer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

guten Rechte die englische Haussatruppe an. Auf diese Weise glaubten die Engländer, den Vorwand eines Aufstandes vorschützend, sich einnisten und des Landes bemächtigen zu können.

Diese Enthüllungen der deutschen Kaufleute öffneten den Schwarzen die Augen und gaben ihnen neuen Mut, den Drohungen der Engländer zu widerstehen.

Der Zwistigkeiten müde, begehrten sie endlich nichts anderes als unter die deutsche Schutzherrschaft zu kommen. Bald auch sollten die Kaufleute sowohl wie die Schwarzen von dem ewigen Drucke erlöst werden, denn am 2. Juli 1884 erreichte das Kanonenboot „Möve" die Rhede von Klein-Popo. Ausser den Geiseln brachte dasselbe zur grossen Freude der deutschen Kaufleute den bewährten Dr. Nachtigal mit. Dieser hatte die Aufgabe als kaiserlicher Kommissar Verträge mit den unabhängigen Häuptlingen abzuschliessen.

Am 5. Juli wurde in Bagida unter dem Salut S. M. S. „Möve" zum Jubel der Kaufleute sowie der bedrängten Schwarzen feierlich die deutsche Flagge gehisst. Am 6. Juli begab sich Dr. Nachtigal nach Lome und hisste auch hier die schwarz-weiss-rote Flagge. Da der König von Togo in dem Dorfe Togo selber residierte und als Fetischpriester den Ort nicht verlassen durfte, so schloss Dr. Nachtigal mit Plakku, dem Minister und königlichen Stabträger des Königs Mlapa von Togo, von demselben dazu bevollmächtigt, einen Vertrag, wonach der König sein Land von der englischen Grenze westlich von Lome bis zur Grenze des Gebietes von Klein-Popo unter das Protektorat Sr. Majestät des Kaisers von Deutschland stellte und setzte den Hauptagenten Heinrich Randad von Wölber und Brohm für das neu erworbene Gebiet als ersten deutschen Konsul ein.

Obwohl Lawson wiederum durch die glänzenden Versprechungen der Engländer wankelmütig geworden war, so hatte er doch, zum Teil durch die Erfolge und durch das Hissen der deutschen Flagge in Lome und Bagida, zum Teil auch durch den Wunsch der meisten Häuptlinge bewogen, seine Ansicht geändert und versprach Dr. Nachtigal, von nun an nur die deutschen Interessen wahrzunehmen und so viel in seinen Kräften stände, den deutschen Kaufleuten jeglichen Schutz angedeihen zu lassen. Die Geiseln, welche nun freigegeben wurden, konnten nicht genug von der Grösse der deutschen Städte und ihren vielen Soldaten erzählen. Sie lobten auch die gute Behandlung, welche ihnen allen auf dem Kriegsschiffe sowie auf dem deutschen Festlande zu Teil geworden war. Diese Schilderungen trugen nicht wenig dazu bei, bei den Schwarzen die falschen Vorstellungen, die sie von dem deutschen Reiche und seiner Macht hatten, zu vertreiben. Die Engländer hatten ihnen nämlich einzureden versucht, dass Deutschland nur ein kleines Ländchen sei und weder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Flotte noch Kolonieen besitze. Nun von dem Gegenteil überzeugt, fühlte sich Lawson um so mehr bewogen, Dr. Nachtigal inständig um die deutsche Flagge und somit um den Schutz des deutschen Reiches zu bitten. Da inzwischen aber auch die Franzosen Anspruch auf Klein-Popo erhoben, so konnte Nachtigal nicht gleich ihrem Wunsche Folge leisten, versprach jedoch die Angelegenheit sofort seiner Regierung zu unterbreiten. Er versprach Lawson, dass ihm spätestens bis zum Juli 1885 ein Bescheid zugehen würde. Die Franzosen behaupteten ebenfalls ein Recht auf Porto-Seguro zu haben, da der alte Häuptling Mensa ihnen die Uebernahme der Schutzherrschaft angetragen hätte. Eine Antwort hierauf ist jedoch seitens der französischen Regierung nie ergangen. Als daher die Korvette „Leipzig" im September 1884 Bagida und die Hafenplätze der dortigen Küste anlief, schloss Kapitän Herbig am 5. September 1884 auf Ansuchen des alten King Mensa mit demselben einen besonderen Vertrag, wonach auch in Port Seguro die deutsche Flagge gehisst werden durfte und gehisst wurde.

Die Franzosen, welche nun auch ein Auge auf Klein-Popo geworfen hatten, begannen dort ebenfalls Unfrieden zu stiften und suchten die schwankende Lawson-Partei für sich zu gewinnen. Obwohl ein französischer Agent den Häuptlingen in Grand-Popo wie in Klein-Popo verkündete, dass jeder, der die französische Herrschaft nicht anerkenne, als Verräter bestraft werden solle, so erklärten die Häuptlinge, der ewigen Wirren endlich satt, dass sie vor dem Juli 1885 mit keiner anderen Macht Verträge abschliessen würden, da sie sich Deutschland gegenüber verpflichtet hätten. Durch diese einmütige Haltung wurde auch Lawson gezwungen, die gestellte Frist einzuhalten. Nichtsdestoweniger hissten die Franzosen am 12. April in Grand-Popo und am 17. April 1885 in Klein-Popo ihre Flagge. Noch lagen die zu diesem Zwecke entsandten zwei französischen Schiffe vor Klein-Popo vor Anker, als die deutsche Korvette „Bismarck", mit Admiral Knorr am Bord, auf der Rhede von Klein-Popo eintraf. Als dieser von der französischen Besitzergreifung Kenntnis bekommen hatte, dampfte er sofort nach Porto Seguro ab, um hier den Franzosen zuvorzukommen. Aber auch hier schon war eins der französischen Kriegsschiffe im Begriff, die französische Flagge zu hissen. Der Kapitän des französischen Schiffes machte dem Admiral Knorr seinen Besuch und teilte ihm mit, dass er die Absicht habe die französische Flagge zu hissen. Hiergegen legte der Admiral Knorr sofort Protest ein, indem er darauf hinwies, dass Porto Seguro schon deutsches Gebiet sei. Der französische Kapitän forderte nun den Admiral Knorr auf, den Einspruch gegen die Flaggenhissung in französischer Sprache zu wiederholen, da diese die Diplomatensprache wäre, worauf der bewährte Admiral erwiderte, dass für einen guten Deutschen die deutsche Sprache die Diplomatensprache sei.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lome.

Stadt an der deutschen Togo-Küste, Sitz der Regierung, mit 2084 Einwohnern (darunter 31 Weisse), 948 Häusern und Hütten, 170 Grundstücken und 9 eingetragenen Firmen, 2 Missionen, der Katholischen Mission (Gesellschaft des göttlichen Worts aus Steyl) und der Evangelischen Bremer Mission („Norddeutsche Mission" in Bremen).

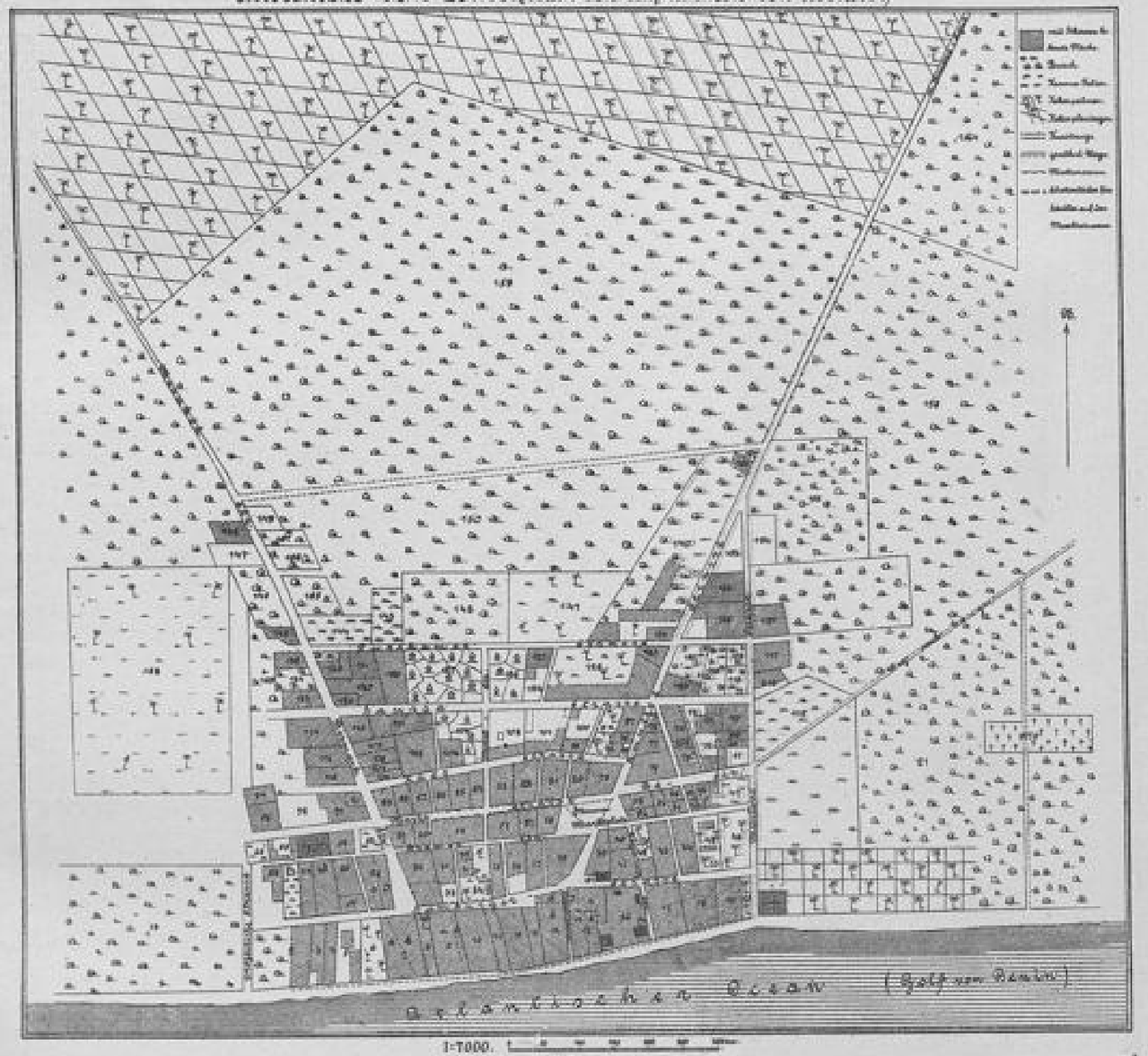
Aufgenommen im Februar 1896 von Heinrich Klose.

Faktorei- und Grund-Eigenthümer:

1. Regierungsland.
2. Faktorei von C. F. Fabre.
3. John Apaloo.
4. Charles Vanlare.
5. Giraldo.
6. Christian Jacobson.
7. Bremer Faktorei (Frd. M. Vietor Söhne).
   a) C. Akolasse.
   b) Eigenthum der Faktorei.
8. Boedecker & Meyer, gepachtet von James Oklu.
9. C. Goedelt,
   a) Toffa,
   b) Faktorei-Eigenthum.
10. Swanzy, gepachtet von Akolasse.
11. Oloff, „ „ „
12. Faktorei von Régis (Mante Frères et Borelli de Régis Aîné).
13. Faktorei von Otto Wallbrecht.
14. „ „ Armerding & Feist.
    a) Faktorei-Eigenthum.
    b) gepachtet von Quassi Bruce.
15. Faktorei von Wölber & Zimmermann.
    a) von Kudavu.
    b) Quacoo.
    c) Faktorei-Eigenthum.
16. Regierungs-Eigenthum.
17. G. B. Williams.
18. F. D. Williams.
19. Regierungs-Eigenthum.
20. „ „
21. Katholische Mission in Steyl a. Rh.
22. Ahloko.
23. Charles Vanlare.
24. Kudavu.
25. Dovi Avu.
26. James Oklu.
27. Djadu.
28. c) Akolasse.
    d) Bremer Faktorei.
29. Toffa.
30. John Reis.
31. L. Reis.
32. Antony Futuna.
33. Swanzy Garten.
34. „ „
35. John Apaloo.
36. Eddy.
37. O. Wallbrecht.
38. Kudavu.
39. Wölber & Zimmermann.
40. Sosu.
41. Häuptling Antony.
42. James Oklu.
43. Quadjo
44. T. C. Ocansey.
45. James Gbogbo.
46. C. Goedelt.
47. James Gbogbo.
48. „ „
49. Djomaku & Atileto.
50. Issak Vanderpuye.
51. Ocansey.
52. Kofi.
53. Tomakloe.
54. Charles Vanlare.
55. James Oklu.
56. Kudavu.
57. Jonathan Blagodji.
58. Robert Adjamah.
59. O. Olympio.
60. Eliah.
61. Toffa.
62. Akolasse.
63. James Oklu.
64. Bremer Mission.
65. Djikumu.
66. Ahloko.
67. James Gbogbo.
68. Tevi.
69. Goldking.
70. Bruce.
71. Eddy.
72. Theodor Assa.
73. Blagodji.
74. James Gbogbo.
75. Theodor Assa.
76. Johnson Zikpie.
77. „ „
78. Swanzy.
79. J. G. Almeida.
80. Freitas.
81. Gbedza.
82. Andreas Reinhold.
83. C. Goedelt.
84. O. Olympio.
85. Eddy.
86. Vanlare.
87. Assah.
88. Nelson Tamakloe.
89. Theophil Tamakloe.
90. Patrik Seddo.
91. Quadjo.
92. Josef Tamakloe.
93. Jackson.
94. Komla.
95. James Okla.
96. Armerding & Feist.
97. C. Goedelt.
98. Djadu.
99. Komla.
100. Kudamenu.
101. Albert Wilson.
102. Adjamah.
103. Haussa-Viertel (cfr 126, 127)
104. Benjamin Dodoo.
105. Segbaya.
106. Abraham Mensa.
107. Josef Tamakloe
108. Nelson Tamakloe.
109. Blagodji.
110. W. B. Fawson.
111. Byll.
112. Hanu.
113. B. W. Tamakloe.
114. Dovi Avu.
115. Vanlare.
116. J. D. Attikoe.
117. J. G. Quist
118. Zimmermann Antony.
119. Bokor Soga.
120. Müller.
121. Akuetey.
122. Timothy Antony.
123. Agedji.
124. Kokoróko.
125. Djadu.
126. Haussa-Viertel (cfr. 103).
127. „ „
128. Domingo Pinto.
129. Josephu.
130. Armerding & Feist.
131. Ansa.
132. James Gbogbo.
133. John Apaloo.
134. Swanzy.
135. Kpotor.
136. Seddo (bei 118).
137. Adabonu.
138. Agedji.
139. Fianyitor.
140. A. Agedji.
141. Djadu.
142. John Apaloo.
143. Theodor Assa.
144. James Gbogbo.
145. F. Antony.
146. Häuptling Ahialey.
147. Kpotor.
148. J. P. Tomakloe.
149. Koch Mensa.
150. Häuptling Ahialey.
151. Ocansey.
152. F. Antony.
153. Häuptling C. Ahialey.
154. James Gbogbo.
155. Theodor Assa.
156. T. Tamakloe.
157. Häuptling Ahialey.
158. „ „
159. Regierungsland.
160. Plantage Lome.
161. Bremer Mission (bei 39).
162. Tometi Ansa (bei 74).
163. Wölber & Brohm (bei 8).
164. Armerding & Feist (am Wege nach Amutive.
165. T. Tamakloe.
166. John Apaloo.
167. Agbokpui.
168. T. Antony.
169. „ (nördlich von 94).
170. Friedhöfe.
171. Tometi Ansa (bei 78)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Flurskizze von Lome. (Nach den Aufnahmen von H. Klose.)



Lome.

Stadt an der deutschen Togo-Küste, Sitz der Regierung, mit 2084 Einwohnern (darunter 31 Weisse) 248 Häusern und Hütten, 170 Grundstücken und 9 eingetragenen Firmen, 2 Missionen, der Katholischen Mission (Gesellschaft des göttlichen Worts aus Steyl) und der Evangelischen Bremer Mission (Norddeutsche Mission" in Bremen).

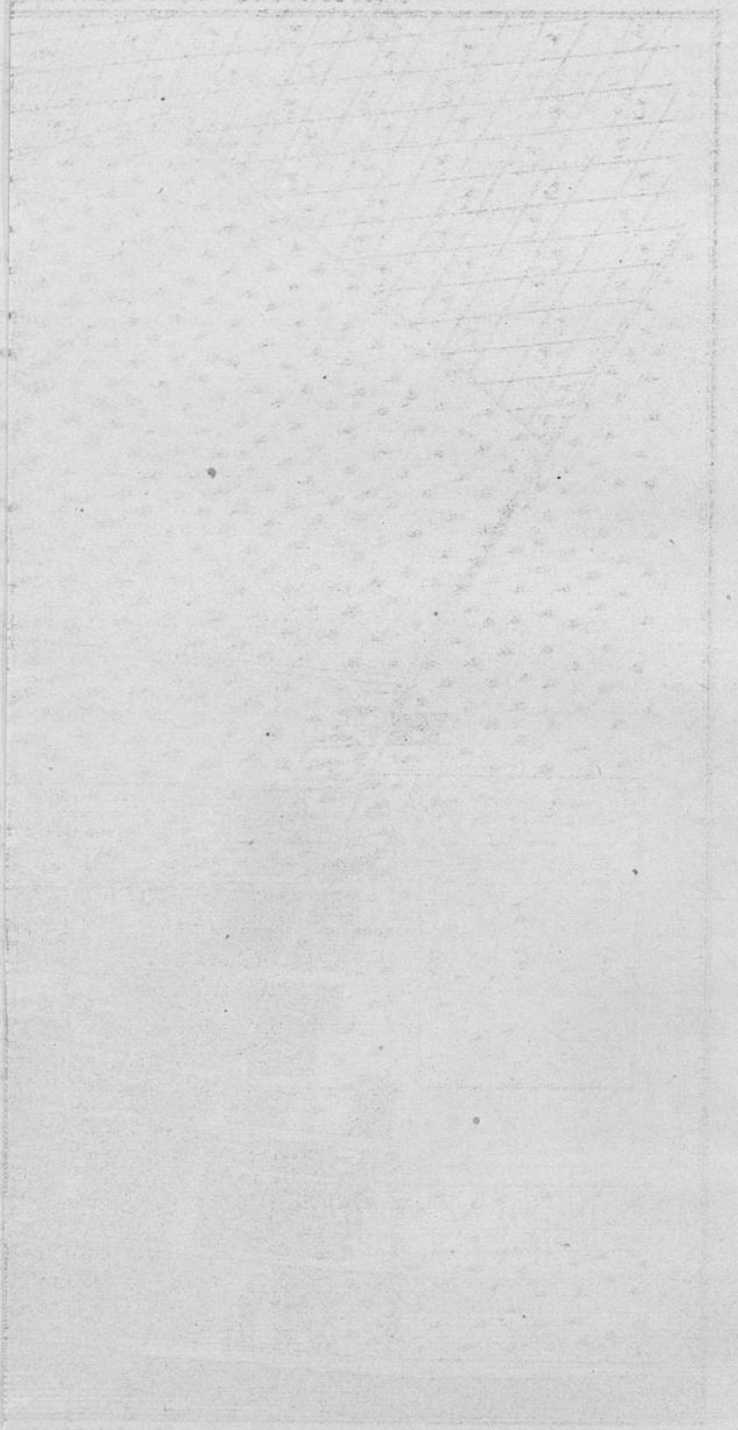
Aufgenommen im Februar 1896 von Heinrich Klose.

Faktorei- und Grund-Eigenthümer:

1. Regierungsland.
2. Faktorei von C. F. Fabre.
3. John Apaloo.
4. Charles Vanlare.
5. Giraldo.
6. Christian Jacobsen.
7. Bremer Faktorei (Frd. M. Vietor Söhne).
   a) C. Akolasse.
   b) Eigenthum der Faktorei.
8. Bonddecker & Meyer, gepachtet von James Okla.
9. C. Goedelt,
   a) Toffa,
   b) Faktorei-Eigenthum.
10. Swanzy, gepachtet von Akolasse.
11. Oloff, " "
12. Faktorei von Régis (Maria Frères et Borelli de Régis Aîné).
13. Faktorei von Otto Waltbrecht.
14. " Armerding & Feist.
   a) Faktorei-Eigenthum.
   b) gepachtet von Quasi Bruce.
15. Faktorei von Wölber & Zimmermann.
   a) von Endavu.
   b) Quacoe.
   c) Faktorei-Eigenthum.
16. Regierungs-Eigenthum.
17. G. B. Williams.
18. F. D. Williams.
19. Regierungs-Eigenthum.
20. " "
21. Katholische Mission in Steyl a. Rh.
22. Ahlsko.
23. Charles Vanlare.
24. Kudavu.
25. Dovi Ava.
26. James Okla.
27. Djadu.
28. c) Akolasse.
   d) Bremer Faktorei.
29. Toffa.
30. John Rois.
31. L. Rois.
32. Antony Fatuna.
33. Swanzy Garten.
34. " "
35. John Apaloo.
36. Eddy.
37. O. Waltbrecht.
38. Kudavu.
39. Wölber & Zimmermann.
40. Sora.
41. Häuptling Antony.
42. James Okla
43. Quadjo
44. T. C. Ossawy.
45. James Chogbo.
46. C. Goedelt.
47. James Chogbo.
48. " "
49. Djomaku & Affleto
50. Isaak Vanderpuye.
51. Ossawy.
52. Kofi.
53. Tomaklos.
54. Charles Vanlare.
55. James Okla.
56. Endavu.
57. Jonathan Blagodji.
58. Robert Adjamah.
59. O. Olympio.
60. Elish.
61. Toffa.
62. Akolasse.
63. James Okla.
64. Bremer Mission.
65. Djikamu
66. Ahlsko.
67. James Chogbo.
68. Tevi.
69. Goldking.
70. Bruce.
71. Eddy.
72. Theodor Anss.
73. Blagodji.
74. James Chogbo.
75. Theodor Anss.
76. Johnson Zikpin.
77. " "
78. Swanzy.
79. J. G. Almeida.
80. Freitas.
81. Gberdes.
82. Andreas Reinhold.
83. C. Goedelt.
84. O. Olympio.
85. Eddy.
86. Vanlare.
87. Amah.
88. Nelson Tamaklos.
89. Theophil. Tamaklos.
90. Patrik Seddo.
91. Quadjo.
92. Josef Tamaklos.
93. Jackson.
94. Komla.
95. James Okla.
96. Armerding & Feist.
97. C. Goedelt.
98. Djadu.
99. Komla.
100. Kudamoro.
101. Albert Wilson.
102. Adjamah.
103. Hausa-Viertel (cfr 126, 127)
104. Benjamin Dodoo.
105. Segbaya.
106. Abraham Mensa.
107. Josef Tamaklos
108. Nelson Tamaklos.
109. Blagodji.
110. W. R. Fawson.
111. Eyll.
112. Hausa.
113. B. W. Tamaklos
114. Dovi Ava.
115. Vanlare.
116. J. D. Affkoe.
117. J. G. Quist
118. Zimmermanns Antony.
119. Bokor Soga.
120. Miller.
121. Akuetey.
122. Timothy Antony.
123. Agedji.
124. Kokoroko.
125. Djadu.
126. Hausa-Viertel (cfr. 103).
127. " "
128. Domingo Pinto.
129. Josepha.
130. Armerding & Feist
131. Anss.
132. James Chogbo.
133. John Apaloo
134. Swanzy.
135. Kpotor.
136. Seddo (bei 118).
137. Adaboss.
138. Agedji.
139. Finanyitor.
140. A. Agedji.
141. Djadu.
142. John Apaloo.
143. Theodor Anss.
144. James Chogbo.
145. F. Antony.
146. Häuptling Ahialey.
147. Kpotor.
148. J. P. Tamaklos.
149. Koch Mensa.
150. Häuptling Ahialey.
151. Ossawy.
152. F. Antony.
153. Häuptling C. Ahialey.
154. James Chogbo.
155. Theodor Anss.
156. T. Tamaklos.
157. Häuptling Ahialey.
158. " "
159. Regierungsland.
160. Plantage Lome.
161. Bremer Mission (bei 79).
162. Tenetl Anss (bei 74).
163. Wölber & Brokun (bei 8).
164. Armerding & Feist (am Wege nach Amadve
165. T. Tamaklos.
166. John Apaloo.
167. Agbokpui.
168. T. Antony.
169. " (nördlich von 94).
170. Friedhof.
171. Tenetl Anss (bei 78)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Admiral Knorr hisste dann zur Bekräftigung der deutschen Ansprüche, ungeachtet des vor Anker liegenden französischen Kriegsschiffes zum zweiten Male die deutsche Flagge in Porto Seguro. Während dieser Vorgänge hatte die deutsche Regierung Unterhandlungen mit den beteiligten Ländern — England und Frankreich — gepflogen, um mit denselben ein Uebereinkommen hinsichtlich der fraglichen Ländereien in dem neuen Schutzgebiet zu vereinbaren.

In dem von Frankreich unterzeichneten Vertrage fiel uns Porto Seguro mit Klein-Popo zu. Die französische Regierung gab ihre Rechte auf die Ländereien auf und erkannte die Grenzen unserer nunmehrigen Togo-Kolonie an. Obwohl später durch unermüdliche Forscher neue Verträge geschlossen wurden, wodurch das Gebiet vergrössert wurde, so bildet doch die Anerkennung der ersten Verträge im September 1885 die Grundlage für die Entstehung der deutschen Togo-Kolonie. Durch die Ernennung des ersten deutschen Kommissars Falkenthal wurde nun auch noch in demselben Jahre mit der Verwaltung des Gebietes thatsächlich begonnen. Falkenthal schlug seinen Wohnort in Bagida auf und damit war eine neue deutsche Kolonie an der westafrikanischen Sklavenküste entstanden. So wehte nach etwa 200 Jahren an der Stelle der brandenburgischen Flagge an der Goldküste, an der benachbarten Sklavenküste die schwarz-weiss-rote Flagge des vereinigten deutschen Reiches.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

KÜSTE
UND
VORLAND IM EVHEGEBIET.

DIE STADT LOME.

Die Stadt Lome, welche erst in den letzten Jahren eine grössere Bedeutung erlangt hat und ihre Existenz der deutschen Kolonie verdankt, gehört eigentlich in den Bereich des zwei Kilometer im Nordosten der Stadt gelegenen Fischerdorfes Be. Noch zu Nachtigals Zeiten, im Jahre 1884, war Lome nur ein elendes kleines Fischerdorf, welches aus wenigen Negerhütten bestand; heute ist es eine Stadt von ungefähr 3000 Einwohnern, darunter 60 Weisse mit ungefähr 13 europäischen und einigen von Eingeborenen geleiteten Faktoreien. Hier findet man die Missionen mit ihren Kirchen, ferner den Sitz der kaiserlichen Regierung und einer grossen Haussakolonie. Die Stadt ist etwa viereckig angelegt und zieht sich im Süden von Westen nach Osten dicht an dem Strande entlang; sie wird im Osten von der an der katholischen Mission vorbeiführenden Missionsstrasse und im Westen von der Bismarckstrasse begrenzt. Den Norden der Stadt bildet das Haussaviertel, weiter nördlich liegt die Plantage von Lome. An der Strandstrasse, die längs des Meeres sich hinzieht, befinden sich fast sämtliche europäische Faktoreien, ferner die kaiserliche Landeshauptmannschaft und die katholische Mission. An dem Westende der Strasse ist die grosse und geräumige Faktorei von Friedrich M. Victor Söhne gelegen. Ein kleines, aber gemütliches Bretterhaus, welches auf Pfählen gebaut ist, steht in dem grossen Hofe der Faktorei, welche von vielen schönen Kokospalmen beschattet wird. Dort auch liegen die Schuppen, oder wie sich die Kaufleute ausdrücken, die Stores. Man betritt sie, wie fast bei allen Faktoreien, die an der Strandstrasse gelegen sind, von der Hamburger Strasse aus. Beinahe sämtliche Wohngebäude der Agenten haben ihre Front nach der Strandstrasse dem Meere zugekehrt, während sich die ganze Anlage zwischen der letzteren und der Hamburgerstrasse befindet.

Der Strand.

Ein kahler, weisser Sandstreifen bildet die Strandstrasse. An dem Strande, an welchem die immer wiederkehrende Brandung tobt, stehen vor den einzelnen Faktoreien kleine Grasschuppen, welche für die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bergung der Brandungsboote der Faktorei bestimmt sind und die Boote vor den glühenden Strahlen der Tropensonne schützen. Dieselben bedürfen dieses Schutzes um so mehr, als sie für die einzelnen Faktoreien einen hohen Wert besitzen; sie sind fest und dauerhaft, meist auf deutschen Werften in Hamburg erbaut und haben einen Geldeswert von 1000 bis 1200 Mark.

Von Westen nach Osten gehend, folgt eine Faktorei der anderen. Sie bestehen häufig aus zwei Stockwerken; in dem unteren Teile befinden sich die Verkaufsläden, im oberen Stock die Wohnungen der Angestellten. Die Häuser sind zumeist aus Holz gebaut; das Material zu denselben kommt schon vollständig zubereitet mit dem Wörmann-Dampfer aus Europa. Die Veranden ziehen sich fast ohne Ausnahme um das Haus herum und werden häufig von Holzjalousieen geschützt, hinter denen die Weissen nach des Tages Last und Arbeit Schutz vor den unerbittlichen Sonnenstrahlen suchen und sich an der kühlen Brise, die den grössten Teil des Jahres hindurch von der See herüberweht, erfrischen. Interessant ist es, dem Ausschiffen eines solchen Hauses beizuwohnen. Die Balken, welche die Wände des Hauses bilden, sind in einzelnen Stössen auf den Schiffen verladen. Mittelst des Dampfkrahns werden die Stösse in das Wasser gelassen, wo sie die schwarzen Evheneger oder die Kruboys in Empfang nehmen. Ein paar beherzte Kerle setzen sich nun auf einen solchen Stoss und geben ihm mit einem Langpadel die Richtung. Auf diese Weise wird das sonderbare Gefährt durch die Wellen an Land getrieben. Eigentümlich sieht es aus, wenn die Balken durch die Brandung gehen und die sonderbaren Passagiere bei jeder Drehung sich bald auf den Balken, bald wieder im Wasser befinden, was den Küstennegern sowie den Kruboys, die man als geborene Wasserratten bezeichnen kann, nicht wenig Vergnügen macht. Die Häuser werden dann aus den einzelnen Teilen, die alle numeriert sind, zusammengesetzt und in wenigen Wochen ist der einfache Bau fertiggestellt. Das ganze Gebäude wird gewöhnlich mit weisser Oelfarbe angestrichen, die gegen die brennenden Sonnenstrahlen und gleichzeitig auch gegen die Fäulnis schützt, welche durch die ewige von der Seebrise herrührende Feuchtigkeit leicht gefördert wird.

Man kommt dann zu der Amutivestrasse, die ihren Anfang an dem Strande nimmt und über den Marktplatz weiterführt. Weiter nach Osten liegt der grosse Hof der Faktorei von Wölber und Zimmermann, der besonders durch seine vielen und schönen Kokospalmen einen reizenden Anblick gewährt. In diesem Hofe sieht man häufig grosse Fässer lagern, die bestimmt sind, eins der wichtigsten Ausfuhrprodukte der Kolonie, das Palmenöl, aufzunehmen. Dieselben werden durch schwarze Böttcher in Stand gehalten, und jeder Schlag des Hammers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erinnert den Fremden an die wohlbekannten Töne unserer heimatlichen Böttchereien.

Oeffentliche Gebäude.

Es folgt dann das grosse Bereich des Kaiserlichen Gouvernements mit seinen Wohn- und Amtsgebäuden. Vor denselben steht ein Posten vor Gewehr, welcher die Honneurs erweist. Einen Teil nimmt auch das aus Eisen konstruierte Dienstgebäude der Kaiserlichen Post wie des Zollamtes ein. Leider bewährt sich diese Art von Häusern weniger, als die von Holz erbauten. Denn wenn auch das Holz durch den ewigen salzhaltigen Niederschlag leidet, so leidet das Eisen durch den Rost noch mehr, so dass bei diesen Häusern jedes Jahr der Anstrich erneuert werden

Das Gouvernement.

muss. In wohlbedachter Berücksichtigung der jetzigen Bedürfnisse ist auf Veranlassung des Gouverneurs Köhler an den bedeutendsten Platz unserer Kolonie der Regierungssitz von Sebbe nach Lome verlegt worden. Mit der grösseren Ausdehnung der Kolonie wächst sowohl die Anzahl der Beamten als auch die Repräsentationspflicht des obersten Beamten der Kolonie. Aus diesem Grunde ist noch ein weiteres Gebäude zur Benutzung des nunmehrigen Kaiserlichen Gouverneurs aufgeführt worden.

Den Osten der Strasse bildet die katholische Mission aus Steyl. Das Hauptgebäude derselben ist in Kreuzform gebaut und wird in der Mitte von einem kleinen Turm geziert, dessen Glocke die Gläubigen der Stadt täglich zur Messe ruft. Mit den vielen kleinen Fenstern und der Veranda giebt das Gebäude, namentlich vom Schiff aus gesehen, der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Stadt einen schönen Abschluss im Osten. Im unteren Stockwerk befindet sich die Kirche, welche der schmerzhaften Mutter Gottes geweiht und demnach ausgestattet ist. Einen eigentümlichen, sonderbaren, aber feierlichen Eindruck macht der Gottesdienst. Auf dem hohen Altar zelebriert einer der Ordenspriester feierlich die Messe, in den weissen langen Gewändern beten andächtig die Brüder und intonieren im Verein mit ihren schwarzen Schülern den Chorgesang. Ergreifend ist es, wenn in den Bänken der Kirche die kleinen schwarzen Bengels mit den schwarzen Augen und zusammengefalteten Händen den feierlichen Gesang der Messe anstimmen. Der Oberstock des Hauptgebäudes enthält die einzelnen Wohnzellen, die jetzt von den Schwestern der Mission bewohnt werden. Im Norden des geräumigen Hofes befinden sich die Schul- und Wirtschaftsräume der schwesterlichen Niederlassung. Daran schliesst sich der Acker, sowie eine stattlich angelegte Kokosplantage der Mission. Seit neuerer Zeit sind die Brüder mit ihrer Niederlassung in die Hamburgerstrasse verzogen.

Parallel zu dieser Strandstrasse läuft die vorerwähnte Hamburgerstrasse, welche mit Laterit befestigt ist und somit einen guten festen Weg für Fussgänger bildet. In der letzten Zeit ist die Regierung emsig daran, sämtliche grössere Strassen auf diese Weise zu verbessern. Eine kleine Feldeisenbahn ist zu diesem Zwecke längs der Strasse nach Misahöhe bis zur ersten Wellenterrasse, ungefähr 2 km von der Stadt entfernt angelegt. Auf der südlichen Hamburgerstrasse liegen die meisten Stores der grossen Faktoreien, während auf der Nordseite sich mehr die Besitzungen der Schwarzen befinden, welche meistens von einer sogenannten Fence, einem dürftigen Zaune von Palmenblättern oder Knüppelholz umgeben sind. Ebenfalls auf der Nordseite liegt die Ansiedlung der Väter der schon erwähnten Steyler Mission. Die Zellen der Patres und Brüder haben sämtlich einen besonderen Eingang, der auf die Veranda führt. Der Hof wird von einer kleinen Kapelle sowie von einer Schule begrenzt. Diese Niederlassung ist erst kürzlich entstanden; sie diente ursprünglich als Unterkunft für die Schwesterniederlassung und die damit verbundene Mädchenschule. Jetzt haben sich hier aus praktischen Gründen die Patres niedergelassen, denn einmal wollten sie näher dem Herzen der Stadt sein, um dadurch einen grösseren Einfluss auf die Bevölkerung ausüben zu können, ausserdem aber auch wollten sie den Schulkindern einen längeren Weg ersparen.

Faktoreien und Handelsverkehr.

Haussaleute und echte Buschleute, nur dürftig bekleidet und alle mit Lasten beladen, die sie in der üblichen Weise auf dem Kopfe tragen, eilen in kleineren und grösseren Trupps zu den Faktoreien, erstere um Stoffe aufzukaufen und sie mit Vorteil in dem Hinterlande gegen die Produkte des Landes wieder abzusetzen, letztere um ihr Oel

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Palmenkerne sowie meistens bei diesen Gelegenheiten auch ihren weit aus Adele hergebrachten Gummi zu verkaufen. In den Höfen der Faktoreien ist ein geschäftiges Treiben zu bemerken, überall werden Palmenkerne gewogen, Gummi mit Seewasser besprengt und präpariert, Palmenkerne werden in Schuppen geschaufelt oder fertig in Säcken zur Verladung auf dem nächsten Dampfer verwogen. Natürlich geht dieses Treiben, wie jede Arbeit bei den Schwarzen, nicht ohne Lärm ab. Wir betraten ebenfalls den Store einer Faktorei und fanden dort die Agenten derselben bei ihrer Arbeit an den Büchern vor. In den geräumigen Schuppen lagen in Regalen die verschiedensten Baumwollstoffe, sowie allerhand sogenannte Prints-(Kattun)stoffe, welche zu unserer grossen Freude meistens das „Made in Germany" trugen. Auch bessere Stoffe, die zur Herstellung der sogenannten Coverclothes, dem hauptsächlichsten Kleidungsstück der Evhe verwendet werden, liegen hier in geschmackvollen gestreiften und karrierten Mustern aus, wobei die blaue Farbe vorherrschend ist. Die Zeuge und Stoffe sind zumeist in Ballen, das Stück zu 12 Yards, aufgespeichert. Zu dem erwähnten Kleidungsstück reichen gewöhnlich vollkommen für eine erwachsene Person 6 Yards aus. Die billigen Prints, die ebenfalls in Stücken zu 12 Yards gerollt sind, werden mit 3 Mark verkauft, während die besseren Baumwollstoffe, die gleichfalls zu je 12 Yards verpackt sind, einen Preis von 7,50 Mark erzielen. Auch finden sich in den hohen Regalen die grossen zu 30 Yard gewickelten Greybaftsballen, die beliebtesten Stoffe der Haussa und werden hier mit je 7 Mark veräussert. Auch Seide wird zum Verkauf gehalten, da die reichen Frauen, besonders die der schwarzen Händler, sich den Luxus gestatten, bei feierlichen Gelegenheiten in Seide zu erscheinen. Neben der beliebten blauen Farbe wird auch häufig die grüne und schwarze gewählt; aber allen diesen wird die gelbe vorgezogen. Und nicht mit Unrecht hat sich der Geschmack dieser Schönen hauptsächlich für diese Farbe entschieden, da sie im allgemeinen einen schönen Kontrast zu ihrer schwarzen Hautfarbe bildet. Auch kleine weisse, rote und buntfarbige seidene Tücher gelangen hier zum Verkauf und werden als Kopftücher getragen. Glasperlen jeglicher Art blitzen hier den Beschauer entgegen, bedruckte Taschentücher in den grellsten und buntesten Farben, die das Herz der Schwarzen erfreuen, werden feil geboten. Grosse Packete mit Rot- und Blaugarn liegen in den Fächern aufgespeichert; dieses ist ebenfalls einer der wichtigsten Tauschartikel sowohl für den Europäer, als auch für die schwarzen Händler, welche damit Handel im Hinterlande treiben. Auch Tabak ist hier zu haben, der häufig, besonders in der trockenen Zeit, mit Wasser benetzt wird, um ihm die nötige Feuchtigkeit zu erhalten. Auf der einen Seite des Schuppens lagert in einer besonderen Abteilung in Tonnen der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gummi; den Einkauf dieses wichtigen Handelsartikels besorgt in der Regel der Agent der Faktorei in eigener Person. Der Gummi wird hier auf seine Güte und Feuchtigkeit geprüft, auch werden probeweise Bälle zerschnitten, weil die raffinierten Schwarzen häufig Steine und Sand hineinlegen, um das Gewicht zu erhöhen und dadurch einen besseren Preis zu erzielen. Nach dieser Prüfung wird der Gummi gewogen und nun beginnt das umständliche Hin- und Herreden über den Preis. Stundenlnang sucht der schwarze Verkäufer oder clerk, wie ihn mit Vorliebe unsere Kaufleute nennen, eine Einigung zu erzielen. Häufig gehen die Leute aus einer Faktorei in die andere und kehren schliesslich wieder zur ersteren zurück, um dann, nachdem sie sich über die Preislage orientiert haben, dieser ihre Ware zu verkaufen. Der Erlös wird nur selten in barem Gelde genommen; meistens werden dafür Waren eingetauscht, welche nach Belieben des Käufers in Tabak, Spiritus, Wollzeugen, Perlen oder sonst dergleichen bestehen.

Ferner sieht man hier sogenannte Daneguns, lange grosse Steinschlossflinten von meist minderwertigem Fabrikat; auch findet sich der beliebteste Tauschartikel, das grobe sogenannte Negerpulver in kleinen Fässern zum Transport ins Innere verpackt, vor. Ebenso fehlen wohl in keiner Faktorei die für den Europäer nicht gerade allzu wohlriechenden Pomaden, die, wie das Lawendelwasser für die schwarzen Damen des Landes einen besonders schätzenswerten Toilette-Artikel bilden. Um sich an denselben erfreuen zu können, dürfen selbstverständlich die Spiegel nicht fehlen. Kleine weisse Thonpfeifen sind ebenfalls ein sehr begehrenswerter Frauenartikel, denn in Afrika ist es mit dem Rauchen umgekehrt wie bei uns. Dort rauchen die Damen des Landes und oft sieht man die Frauen auf dem Markte mit Wohlbehagen ihren Knaster aus den oben erwähnten Pfeifen rauchen.

In allen solchen Stores sind auch Bedarfsartikel und Lebensmittel für die Weissen zu haben. Konserven aller Art sind in Büchsen aufgestapelt, daneben Weine, unter denen im allgemeinen die französischen Bordeaux den Vorzug haben; ferner Batterieen von Bier in Flaschen, Mützen, Tropenhelme, Drellstoffe sowohl für die Europäer als auch für die dortige Truppe, die in braunen Karkey-Drell gekleidet ist; rote Feze, die auch zur Uniformierung dieser Truppe gehören und die Kopfbedeckung der mohamedanischen Bevölkerung ausmachen; kleinere Bedarfsartikel, wie Zigarren, Zigarrenspitzen u. s. w. gehören gleichfalls zu dem mannigfaltigen Waren der Faktoreien.

Parallel zu der Hamburger-Strasse liegt die Bremer-Strasse. An dem Westende dieser Strasse befindet sich die norddeutsche Mission, die sogenannte Bremer Mission. Sie ist äusserlich erkennbar an einem schönen grossen Gebäude, das erst in den letzten Jahren erbaut worden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist. Im Unterstock ist die einfache, aber schöne und geräumige Kirche, während in dem oberen Stock sich die Wohnung des Missionars befindet. Eine grosse Treppe, deren Aufgang zu beiden Seiten Palmen zieren, führt auf die Veranda des ersten Stockes und von da in die behaglich eingerichteten Zimmer; hier waltet mit Fleiss die Hausfrau, die durch Ordnungsliebe und Umsicht die Wohnung zu einem trauten Heim macht. Ein neuer, aber schön angelegter Garten umgiebt das Haus; in dem nach hinten belegenen Flügel befinden sich die Wirtschaftsräume, die

Die Bremer Faktorei in Lome; Abmarsch einer Trägerkolonne in's Innere.

Schule und die Wohnung für einen schwarzen Lehrer. Von der Veranda dieses Gebäudes hat man einen schönen Ueberblick über die zum Teil vorgelagerte Stadt und auf das Meer. Die Aussicht macht namentlich dann einen schönen Eindruck, wenn Dampfer auf der Rhede von Lome liegen.

Einen Gegensatz zu diesem schönen, grossen Gebäude bilden die auf der anderen Seite der Strasse stehenden, aus Lehm erbauten, viereckigen Negerhäuser, welche mit einem von der Witterung geschwärzten Grasdach bedeckt und von einem grossen Zaune von vertrockneten Palmblättern umgeben sind. Auf der von beiden Seiten mit Kokospalmen gezierten Strasse versinkt man bis an die Knöchel im Sande.

Die Verlängerung dieser Strasse führt nun in das neu entstandene Sebbe, wie es die Schwarzen nach dem früheren Regierungssitz nennen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Markt in Lome.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

da sich dort die neuen Wohnhäuser und Bureaux der Beamten und das Gefängnis befinden. Eine breite Strasse, die mit Laterit befestigt ist, führt zu der neuen Anlage.

Im Osten der Bremer-Strasse schliesst sich der Markt an, ein grosser, freier, mit Schattenbäumen bepflanzter Platz, auf welchem die sogenannten Kernermärkte stattfinden. Auf der Ost- und Nordseite des Marktes befinden sich die Filialen der grossen Faktoreien, eine Menge von Läden, etwa 50 an der Zahl. Die Gewohnheit der Schwarzen hat die Anlage dieser Läden erforderlich gemacht. Der Schwarze will nicht nur Waren erstehen, sondern er will dabei auch sein Vergnügen haben. Er geht häufig von einem Laden zum andern, lässt sich die verschiedenen Waren zeigen und erwägt deren Preise und Güte, und nicht selten kommt es vor, dass er, nachdem er mehrere Läden abgesucht hat, schliesslich doch in einem der von ihm bereits besuchten Läden seine Einkäufe besorgt. Hier in Lome bildet im Gegensatz zu Klein-Popo das Kassageschäft, wie es die Kaufleute nennen, die Haupteinnahme, während in Klein-Popo, unserer zweitgrössten Handelsstadt in dem Gebiete, der Engroshandel vorherrscht.

Die Läden werden zum grössten Teil von schwarzen sogenannten clerks verwaltet, welche täglich des Abends ihre Einnahme an die Agenten der Faktorei abführen. Natürlich machen diese kleinen Filialen dem Kaufmann nicht wenig Schmerzen, da er häufiger Stock zu nehmen hat, wie der technische Ausdruck lautet, d. h. durch die Aufnahme der Ladenbestände seine schwarzen Angestellten in steter Kontrolle halten muss.

Auf dem Marktplatz befinden sich an bestimmten Markttagen die sogenannten catcher, die schwarzen Angestellten der Faktoreien. Fast jede Faktorei ist dort durch ihren clerk vertreten, der bei seinen grossen Tonnen oder einem Berg von Säcken mit der Ware bereit steht, um die zum Kauf angebotenen Waren an Öel und Kernen in Empfang zu nehmen. Grosse Karawanen mit Kalabassen und Schalen kommen familienweise aus den umliegenden Dörfern angezogen und bieten ihre Produkte an. Früher wurden sie noch bevor sie auf den Marktplatz gelangten, auf den Strassen von den sogenannten catchern abgefangen, welche kein Mittel unversucht liessen, um den unbeholfenen Landbewohnern ihre Ware abzuschwatzen. Schliesslich griff diese Unsitte so weit um sich, dass der eigentliche Handel sich gar nicht mehr innerhalb der Stadt, sondern weit vor derselben auf der Landstrasse bewegte. Natürlicherweise kam es dabei nicht selten zu Schlägereien unter den konkurrenzneidischen Angestellten sowie Gewaltthätigkeiten gegen die Eingeborenen, die ihre Ware nicht für einen billigen Preis losschlagen wollten. Mit Recht wurde diesem Treiben seitens der Regierung energisch entgegengetreten,

Markt-verkehr.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

so dass nun der Markt an den bestimmten Plätzen unter Aufsicht der schwarzen Polizisten stattfindet.

An den Marktplatz lehnt sich im Norden die Marktstrasse an, die ebenfalls parallel zur Bremerstrasse liegt und nach Westen führt, während sich nach Osten in derselben Linie die Bestrasse hinzieht, die ausserhalb der Stadt in einen, das Fetischdorf Be mit der Stadt verbindenden Fusspfad übergeht. Von dem Markte führt in nordöstlicher Richtung eine breite und schöne Strasse nach Amutive.

Auf der Marktstrasse spielt sich der eigentliche Handel mit Lebensmitteln ab. In langen Reihen sitzen dort zu beiden Seiten der Strasse die schwarzen Marktweiber mit ihren Produkten und nur mühsam kann man sich durch die Menschenmasse drängen. Zum Schutze vor der glühenden Hitze sind seitens der Regierung zu beiden Seiten der Strasse lange Schattendächer aus Wellblech errichtet. Hier ziehen sich die Läden der schwarzen Grosshändler entlang, welche die eigentlichen Zwischenhändler zwischen den Faktoreien und dem Volke bilden. Häufig haben die schwarzen Landleute mehr Vertrauen zur schwarzen als zur weissen Farbe, selbst wenn sie für die Waren einen entsprechend höheren Preis zahlen müssen.

Im Osten der Strasse trifft man sehr viele Leute aus Be an, in einer nichts weniger als vollständigen Toilette, nur dürftig mit einem kleinen weissen Schurz bekleidet. Sie bieten kleine Bündel Feuerholz zum Verkauf an. Weiter nach Westen gelangt man zu den Fischweibern, was man schon von ferne gewahr wird, denn wenig wohlriechend sind die kleinen zum Kauf angebotenen getrockneten Fische, die für den Küstenneger eine Delikatesse bilden, von den Europäern aber mit Abscheu betrachtet und Stinkfische genannt werden. Lebensmittel aller Art, wie Maisbrote, kleine Fleischklösse, die an Ort und Stelle mit einer Palmölsauce oder einer grünen Fischsauce von den Käufern verzehrt werden, werden hier feilgeboten. Jams, Kassawa, Maiskolben geröstet und ungeröstet, sowie kleine Zwiebeln und Mehl bilden den Gemüse- und Vorkosthandel auf dem Markte; ausserdem wird mit Ananas, Orangen, kleinen Citronen, Papayas, sowie gerösteten und ungerösteten Erdnüssen gehandelt.

Auch Glasperlen und Tücher, die erst aus den Faktoreien gekauft sind, werden hier, namentlich von den Haussaleuten, angeboten; Thontöpfe, europäische Flaschen aller Art, kleine Messer, ja auch Pomaden, sowie zur Herstellung von Armringen dienende Messingstäbe bilden ein begehrenswertes Kaufobjekt. Daneben sieht man Zucker packweise und in einzelnen kleinen Stücken verhandeln. Schalen, Kürbisflaschen und Kalabassen, die wichtigsten Hausgeräte unserer schwarzen Landsleute, sind dort ebenfalls zu haben. Tabak in einzelnen Strähnchen, Schnaps, der flaschenweise verhandelt wird und der in grossen Kalabassen feil-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gebotene beliebte Palmenwein bilden die narkotischen Genussmittel. Pulver, sowie seltener Gewehre machen den Schluss dieses bunten Allerlei.

Im Westen der Strasse ist der Fleischmarkt. Auch hier haben wiederum die Haussa als schlaue Kaufleute das einträgliche Geschäft inne. Schaf- und Ziegenfleisch, auch das bei den Eingeborenen beliebte Schweinefleisch, wird in grossen und kleinen Portionen feilgeboten, während Rindfleisch nur selten zu haben ist, da die Rinder erst weither aus dem Innern transportiert werden müssen. Reihenweise sind Holzspiesse aufgestellt, um über dem Feuer kleine Fleischstücke zu rösten, eine besondere Delikatesse für die Eingeborenen. Schwarze Polizisten halten in dem bunten Gewirre die Ordnung aufrecht, denn häufig ist der Markt in den Vormittagsstunden sehr stark besucht. Ueberall stehen Gruppen feilschend und schreiend umher.

Es bleibt nun noch die fast parallel zur Marktstrasse laufende Küasstrasse zu erwähnen, die nach dem ersten Amtsvorstand in Lome ihren Namen erhalten hat. Auf dieser Strasse findet man europäische Niederlassungen nicht mehr vor. Auch die Leute an der Küste haben teilweise ihre Bauten in europäischem Styl aufgeführt. Viele hier wohnende schwarze Händler besitzen ebenfalls aus Ziegeln gemauerte Häuser mit regulären Thüren und Fenstern; letztere jedoch zumeist ohne Glas und mit Holzläden verschlossen. Ein schlecht geflochtener Mattenzaun umgiebt die Hausgrundstücke, zu denen oft noch Ländereien gehören. Auf dem dürftigen Acker wächst mit wenigen Ausnahmen nur Kassawa.

Haussa-Kolonie.

Die nächste Parallelstrasse, die im Norden die vorerwähnten Grundstücke begrenzt, ist die sogenannte Haussastrasse; sie ist nach der anliegenden Haussakolonie benannt. Die Kette der langen Zäune wird ab und zu durch freie Plätze unterbrochen, die häufig einen schönen Bestand an Kokosnussbäumen aufweisen. Zwischen dieser und der nächsten Parallelstrasse, der nach dem verdienstvollen Landeshauptmann der Kolonie benannten Putkamerstrasse, liegt das eigentliche Haussaviertel. Grosse Mattenzäune schliessen hier das von den mohamedanischen Fremdlingen bewohnte Land ein, welches eigentlich als Gemeingut dieser Haussaleute zu betrachten ist. Nur einige grössere Händler, die sogenannten Haussa-Chiefs und die mohamedanischen Priester besitzen eigene Grundstücke. In diesem Haussaviertel gehen die einzelnen Hütten oft von einem Fremden auf den anderen über, entweder für ein kleines Entgelt oder einfach durch die Besitznahme irgend eines neuen Ankömmlings. Der Haussa, der fast ausschliesslich Händler und fast immer auf der Wanderschaft ist, schlägt dann hier für einige Zeit sein Quartier auf, um teilweise die aus dem Innern mitgebrachten Rohprodukte, wie Gummi, ja auch Vieh und Pferde gegen gangbare Waren einzutauschen und dieselben alsdann im Hinterlande wieder meistens mit grossem Gewinn loszuschlagen.

3*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Betritt man ein solches Viertel, so sieht man sich unwillkürlich nach Kete in Kratyi versetzt. Die engen schmutzigen Gassen und Pfade, die zwischen den kleinen runden, meist nur aus Matten geflochtenen Hütten hindurch führen, tragen denselben Charakter wie die der Haussaniederlassung im Hinterlande. Grosse hübsche Gestalten mit Kinnbärten in langen blauen Toben und fast unglaublich weiten Hosen treten einem hier mit ihrem Grusse entgegen; sie machen den Eindruck gewiegter Handelsleute und Weltmänner und verhalten sich den Weissen gegenüber ungezwungen und zuvorkommend. Die Häuptlinge und Grossen sind an ihrem hohen Turban erkennbar, während die ärmeren meist nur einen roten Fez tragen. Die Frauen erkennt man an den typisch hohen Frisuren und dem Korallenpflock, welcher ihren rechten Nasenflügel ziert. Die Jungens tragen zumeist kleine Toben und häufig eine kleine weisse Kappe. Der Priester dieser Kolonie ruft schon beim Morgengrauen von dem Dache seines Hauses die Gläubigen zum Gebet. Ein langes „Allah — Allachu" lässt er früh, mittags und abends beim Sonnenuntergange ertönen. Alles fällt dann auf die Kniee zum Gebet, mit dem Gesicht nach Osten gewendet und unterzieht sich überall, auf Plätzen oder Wegen, gläubig der Zeremonie.

Da die vielen mit Gras bedeckten Hütten in so grosser Nähe der Stadt eine Feuersgefahr bilden, so ist in den letzten Jahren durch die Regierung den neu ankommenden Karawanen nördlich von der Putkamerstrasse unentgeltlich ein freier grosser Platz zum Anbau zur Verfügung gestellt worden. Schon jetzt bauen einzelne Haussas dort ihre Hütten und Gehöfte auf, so dass es nicht lange dauern wird, bis auch dieser Platz eine grosse Haussakolonie bildet. Nördlich von dieser Kolonie ziehen sich die Kassawafelder der Lomeleute hin; ab und zu versperrt eine undurchdringbare Dornenhecke die Aussicht.

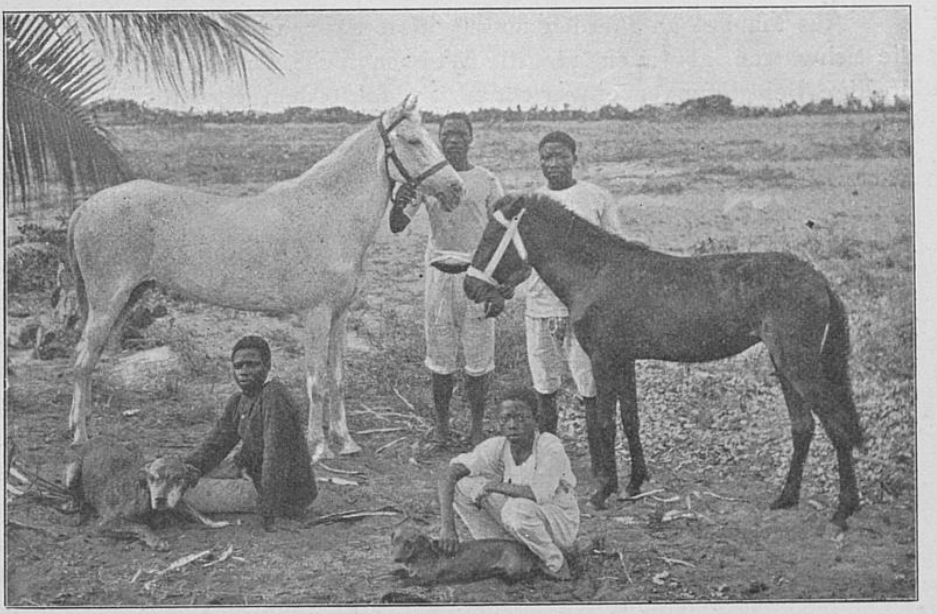
Die Aflaüstrasse begrenzt im Norden die eigentliche Stadt. Im Osten bildet, wie schon erwähnt, die Bismarckstrasse die Grenze. Diese ist eine der wichtigsten Verkehrsstrassen, die weiter in die sogenannte, jetzt etwa 120 km in das Innere hineinführende Misahöhestrasse übergeht. Rechts und links dieser Strasse sieht man viele Filialen der Faktoreien sowie die Läden der schwarzen Händler. Westlich von dieser Strasse liegt der schon erwähnte neu entstehende Sebbeteil mit den Regierungsgebäuden; weiter nördlich davon gelangt man auf den Rennplatz von Lome. Die meisten Pferde kommen aus dem Hinterlande über Kete-Kratyi, insbesondere aus Mossi, sowie aus Sugu und Tchautscho. Hier an der Küste fehlt den Pferden das Guineakorn, an welches sie gewöhnt sind und das so reichlich in der nördlichen Gegend angebaut wird, eben so weiches Gras. Das Guineakorn wird durch den für Pferde wenig geeigneten Mais ersetzt und das hier als Futter verwendete Gras ist eigentlich

Pferdebehandlung an der Küste.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schilf von der Lagune. Das Wasser, welches aus den auf den Höfen der Faktorei angelegten Brunnen entnommen wird, ist mit wenigen Ausnahmen brackig und ungesund. Es kommt daher sehr häufig vor, dass die aus dem Innern kommenden Pferde schon nach kurzer Zeit eingehen; sie bekommen eine Art Wassersucht. Die äusseren Symptome sind in der Regel geringe Fresslust und grosse Mattigkeit, die Hinterbeine und der Bauch schwellen an und zuletzt tritt unfehlbar der Tod ein.

Man nimmt auch an, dass die Pferde auf dem Transport von der Tsetse gestochen werden; die Tsetse ist eine Fliegenart, welche sich



Die grosse und kleine Pferderasse des Hinterlandes.

besonders in dem Küstenstrich südlich von Misahöhe vorfindet. Auch findet man öfter beim Sezieren der Pferde im Magen fast erbsengrosse Würmer in Menge vor, welche dem Tiere die von demselben in grossen Quanitäten zu sich genommene Nahrung entziehen. Ein deutlich wahrnehmbarer Kräfteverfall tritt ein, das Pferd wird magerer und geht allmählich ein. Noch eine andere Todesursache habe ich öfter im Hinterlande, beim Sezieren von Pferden gefunden. Sämtliche Teile wurden als gut und gesund befunden, nur die Leber war von einem kleinen Eiterherde besetzt. Auch in diesem Falle stellt sich ein langsamer Kräfteverfall ein und das Pferd fällt plötzlich ohne weitere Symptome.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rennen, Festspiele und sonstige Belustigungen.

Trotz aller dieser Missstände, sind die in der letzten Zeit veranstalteten Rennen in Lome als gelungen zu bezeichnen. Dieselben finden meistens an bestimmten Festtagen, wie Sedantag oder Kaisers Geburtstag, statt. Viele Gäste aus Quitta, auch die schwarzen berittenen Händler von dort, kommen auf ihren kleinen oder mittelgrossen Pferden an diesen Tagen nach Lome. Es finden nur Flachrennen statt, die allerdings durch komische Scenen und Hindernisse, wie Absitzen, Anbrennen einer Zigarre oder Trinken eines Schoppens Bier zu Pferde erheitert werden. Es spielt dabei nicht nur die Gewandtheit der Reiter als solche mit, sondern auch die Geschicklichkeit bei Ausführung der kleinen Kunststücke.

Aus Mangel an Pferden und Reitern hat man andere, sowohl für die Schwarzen als auch für die Weissen nicht wenig interessante und drollige Belustigungen eingerichtet. So folgt dem eigentlichen Rennen ein Rennen mit Hängematten und Kernerwagen. Letztere sind kleine Karren, die ihren Namen nach den zu ihrer Beförderung bestimmten Produkten erhalten haben. Sie werden von Schwarzen gezogen und meistens von einem fidelen weissen Herrn geleitet, der seine schwarzen Transporteure vom Wagen oder der Hängematte aus nicht wenig anfeuert. Im Verhältnis zu den niedrigen ausgesetzten Preisen werden in kritischen Augenblicken vor dem Ziele hohe Versprechungen gemacht und so die Freude der schwarzen Mannschaft an dem Gewinn erheblich erhöht. Tauziehen zwischen Weyboys und Kruboys, den beiderseitigen Todfeinden, bildet den Schluss dieser allgemeinen Volksbelustigung. Lome, das nur als Sitz der Landeshauptmannschaft mit Beamten und Kaufleuten die stattliche Anzahl von 60 Weissen aufweist, kann sich auch noch andere Vergnügungen leisten. Es besteht ein Kegelklub, dem fast sämtliche Europäer angehören. Die schöne Kegelbahn ist Eigentum der Klubmitglieder und ein Aktienunternehmen derselben. Jeden Sonnabend rollen dort die Kugeln und so wird in fröhlichem Beisammensein die arbeitsreiche Woche beschlossen. Auch die Schwarzen gehen in der Regel am Sonnabend ihrem Vergnügen nach. Die Honoratioren unter ihnen, welche sich zum grössten Teil aus den angestellten Verkäufern der Faktorei zusammensetzen, unterhalten eine Musikkapelle, bei welcher allerdings der Bass und die grosse Pauke die Hauptrolle spielen.

Die von Akra herübergekommenen Händler haben auch schon die europäischen Tänze in der Metropole Lome eingeführt, so dass man dort bei dem Takte der Paukenschläge die galanten schwarzen Dandies mit den schönen schwarzen Damen der Stadt im Tanze bewundern kann. Die noch nicht auf dieser Höhe der Kultur stehende übrige schwarze Bevölkerung ergötzt sich an den Tönen ihrer eigenartigen Kapelle. Die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Instrumente bestehen aus einer Trommel oder Kürbisflasche, die von Kaurinetzen umgeben sind. Die Musik wird durch Händeklatschen der umstehenden Menge begleitet, wodurch nicht wenig zu dem Einhalten des Taktes der Tanzenden beigetragen wird. Der Tanz besteht wie bei den meisten Negern aus nicht gerade ästhetischen Gliederverrenkungen.

Ich wende mich nun noch zu den anliegenden Dörfern und der Umgebung. Umgebung ausserhalb der Stadt Lome. Von dem Markte aus führt, wie bereits erwähnt, nordöstlich die sogenannte Amutivestrasse. Es ist eine schöne, breite Strasse, die mit Laterit befestigt ist und zu beiden Seiten des Weges von grossen, hohen Schattenbäumen eingefasst ist. Diese Strasse führt zu dem Strande und wird häufig an Sonntagen oder nach Sonnenuntergang als Promenade benutzt. Sie hat in neuerer Zeit eine günstige Veränderung dadurch erfahren, dass sie ungefähr 5 km hinter der Lagune ihren ursprünglichen Weg nach Ague verlässt und nach Nordwesten abbiegt, um dann nach einer Entfernung von 10 km ungefähr 4 km vor Akeppe in die eigentliche alte Strasse von Misahöhe einzubiegen. Es ist dies von besonderer Bedeutung, denn die frühere Strasse führte etwa 3 km hinter Lome über englisches Terrain, welches dort in einem Dreieck in unser deutsches Gebiet einschneidet; infolgedessen konnte dieser Weg zu jeder Zeit durch die Willkür der englischen Nachbarkolonie gesperrt werden. Obwohl die alte Strasse infolge ihrer geringeren Ausdehnung noch viel von den herumziehenden Karawanen benutzt wird, so sind doch aus den vorangeführten Gründen viele Läden der Faktoreien an der Amutivestrasse eröffnet worden.

Nach $1^1/_2$ km Entfernung gelangt man auf dieser Strasse nach dem benachbarten Negerdorf Amutive. Es ist dieses der erste und letzte Aufenthaltspunkt der auf diesem Wege von und nach Lome ziehenden Landleute. Hier hat sich infolgedessen ein kleiner Hökermarkt etabliert. Namentlich Weiber aus Be und Amutive sitzen hier vor ihren grossen Kalabassen mit Palmwein und gerösteten Erdnüssen; auch die beliebten Stinkfische sowie zubereitete Speisen mit kräftig gewürzten Saucen werden dem ankommenden oder abgehenden Wanderer feilgeboten.

Amutive macht mit seinem von vielen Kokospalmen bestandenen Marktplatze und seiner im Hintergrunde nach Osten hin neu erbauten Kapelle der katholischen Mission, die mit ihrem weissen Anstrich malerisch aus dem grünen Laubwerk hervorlugt, einen recht günstigen Eindruck. Auch hier findet man noch einige Häuser, deren Bauart europäischen Charakter zeigt, wenn sie auch aus Lehm aufgeführt sind; sie sehen einem ärmlichen deutschen, mit Stroh eingedeckten Bauernhause nicht unähnlich. Daneben sieht man natürlich häufig die typisch viereckig gebauten armseligen Hütten der Evheleute.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sobald man das Dorf auf der Nordseite verlässt, liegt vor dem Wanderer die hier ungefähr 1 km breite Lagune mit ihren baumlosen und sumpfigen Grassteppen ausgebreitet. Hinter ihr erhebt sich die circa 50 Meter hohe Felsenterasse, welche im Norden die Lagune abschliesst. Auf dieser Terrasse hat sich dicht am Wege ein schlauer Schwarzer eine Ziegelei eingerichtet, allerdings nur mit einem kleinen Feldofen, welcher heute nicht mehr ausreichend ist, da der Bedarf an Ziegeln infolge der von der Regierung auszuführenden Bauten bedeutend grösser geworden ist. Der dort gewonnene rote Lehm liefert ein vorzügliches Material für die Ziegeln. Ueber diese Terrasse zieht sich wie ein roter Faden auf dem eisenschüssigen Lateritboden der Weg nach Aguë respektive nach Misahöhe hin, dessen Höhen mächtige Affenbrotbäume zieren.

Zwischen dieser Strasse und der vorerwähnten alten Misahöhestrasse, der Verlängerung der Bismarckstrasse, liegt nördlich der Aflaüstrasse, wie ein Keil eingetrieben, das grosse Areal der Regierung, ein Geschenk des Häuptlings Adjiale von Amutive, welches mit zwei bis drei Meter hohem undurchdringlichem Buschwerk bestanden ist. Nördlich davon zieht sich dann fast bis zur Lagune das grosse Gebiet der Kokosplantage von Lome hin. Leider wird die Plantage nicht im geringsten gepflegt, so dass sie sich wenig entwickelt hat. Ueberall wuchert das hohe Gras empor und die Palmenreihen werden häufig von leeren Stellen unterbrochen. Ab und zu sieht man noch einzelne Baumwollfarmen der Eingeborenen; die gelben Blüten auf den Feldern stechen schön von den übrigen Farben ab. Vietor hat früher einige Versuche mit Baumwolle angestellt und dadurch die Eingeborenen bewogen, mehr von dieser Pflanze anzubauen. Da jedoch die gewonnene Baumwolle vorläufig nicht mit der feinen amerikanischen konkurrieren kann, ist sie sehr im Preise gesunken und sind dadurch viele Leute unter den Eingeborenen in Armut geraten. Die Häuptlinge und Grossen haben deshalb beschlossen, grössere Baumwollfarmen nicht mehr anzulegen. Infolge dieses Umstandes fällt es heute sehr schwer, die Leute zu einem abermaligen Versuch zu bewegen.

Die alte Misahöhestrasse ist ebenso wie die neu angelegten Strassen, die nach dem sogenannten Sebbe führen, durch den rührigen Regierungsgärtner mit Kokospalmen bepflanzt worden.

Nach 1 1/2 km Marsch auf der alten Misahöhestrasse gelangt man ebenfalls zur Lagune. Hier wie auf der Amutivestrasse führt ein gut aufgeschütteter Fusssteig über die Lagune, auf welchem man bei hoher Regenzeit, wenn die Lagune überschwemmt wird, trockenen Fusses auf die Wellenterrasse gelangt. An den Abhängen dieser Terrasse liegt, hart an der Strasse, der sogenannte Versuchsgarten, der erst in letzter Zeit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit vielem Fleiss von dem Regierungsgärtner angelegt ist. Er musste, wie mir der Gärtner richtig erklärte, so weit herausgelegt werden, weil hier erst die Pflanzen Süsswasser aufnehmen können, während an der Küste in dem brackigen Wasser nur die Kokospalme gedeiht. In diesem Garten sind viele Kulturen von Palmen und anderen Schatten spendenden Bäumen, auch viele Fikusarten, in Pflanzbeeten angelegt. Der Samen einzelner ausländischer Bäume ist gut aufgegangen und die älteren Beete weisen schon kleine junge Pflanzen auf. Einige europäische Gemüsearten, wie Kohl, Radieschen, Karotten, Salat, Zwiebeln und dergleichen, haben sich anscheinend hier gut eingeführt, so dass die Europäer in Zukunft die Gemüse ihrer Heimat nicht zu entbehren brauchen.

Im Osten der Stadt, fast 1½ km von derselben entfernt, liegen hinter der katholischen Mission zwei grosse Friedhöfe, welche mit einem Drahtzaun umgeben sind und auf welchem Schwarze wie Weisse friedlich neben einander ruhen. In früheren Jahren begruben die Schwarzen nach ihrer Sitte, wie es jetzt auch noch fast an allen anderen Orten geschieht, ihre Toten im Hofe vor der Hütte oder in derselben. Aus sanitären Rücksichten sind diese Begräbnisplätze jetzt verboten und sämtliche Beerdigungen finden auf dem gemeinsamen Kirchhofe in Lome statt.

Nicht weit von den Friedhöfen liegt weiter östlich an der See der Pulverschuppen. Wegen der Feuersgefahr ist dieser Schuppen so weit entfernt von der Stadt angelegt. Er beherbergt die verhältnismässig grossen Pulvervorräte der Faktoreien und den Munitionsbedarf der Polizeitruppen. Grössere Vorräte müssen nach einer Regierungsverordnung in diesem Schuppen niedergelegt werden, so dass die einzelnen Faktoreien meist nur einen kleinen Vorrat zum Verkauf in ihren Läden in der Stadt halten.

Die Polizeitruppe.

In Lome, der Metropole unserer Togokolonie, ist auch unsere schwarze Polizeitruppe untergebracht. Dieselbe stand in früheren Jahren in Sebbe, dem früheren Regierungssitze von Togo und ist erst im verflossenen Jahre mit Verlegung der Landeshauptmannschaft nach Lome ebenfalls nach hier übergesiedelt. Die ersten Versuche mit dieser nun circa 200 Mann starken Truppe sind im Jahre 1885 durch den ersten Polizeimeister von Piotrowski gemacht worden. Zuerst bestand sie nur aus circa 20 bis 30 Mann, die eine weisse, mit einer roten Baspel besetzte Matrosenuniform trugen. Unter dem tüchtigen Drill dieses gewissenhaften Exerziermeisters, der aus dem zweiten Garderegiment hervorgegangen ist und dasselbe als Feldwebel verlassen hatte, um auf afrikanischem Boden unsere neuen schwarzen Rekruten zu tüchtigen Soldaten zu machen, schritt die Ausbildung schnell vorwärts. Trotz der Strenge im Dienst, hat es der brave Polizeimeister verstanden, sich bald die Liebe seiner schwarzen Untergebenen zu erwerben. Noch bis jetzt haben sich bei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den schwarzen Unteroffizieren, von denen der älteste, Mollu, jetzt sogar zum Feldwebel avanciert ist, die Eigentümlichkeiten und die Ausdrücke ihres ersten Lehrmeisters erhalten. Komisch und erheiternd ist es, wenn man die schwarzen Unteroffiziere kommandieren hört. Man glaubte sich auf dem Exerzierplatz einer unserer Garnisonen zu befinden. „Rechts um, links um, marsch, chargiert fertig, schlecht, schlecht, noch einmal Schafskopf", klingt es barsch aus einer alten schwarzen Unteroffizierkehle. „So, so", der beliebteste Ausdruck unseres Polizeimeisters Piotrowski, hat ihm auch den Namen „So so" eingebracht, so dass Master „So so" lange noch nach seinem Tode als Ehrenname in Erinnerung geblieben ist. Noch zu Soso's Lebzeiten erhielt die kleine Truppe auf seinen Vorschlag eine dunkelblaue Uniform, die rot eingefasst und mit roten Achselklappen versehen war. Dazu wurde eine preussische Infanteriemütze mit der deutschen Kokarde getragen, so dass die Uniform der unserer preussischen Infanterie ähnlich sah. An Stelle des Waffenrocks trat eine blaue Bluse mit gelben Knöpfen und die lange Biesenhose wurde durch eine kurze bis an das Knie reichende ersetzt.

Im Frühjahr 1894 übernahm ich auf Befehl des früheren Landeshauptmanns von Togo, jetzigen Gouverneurs von Kamerun, Herrn von Puttkamer, nach dem Tode des Polizeimeisters von Piotrowski als erster Offizier die für afrikanische Verhältnisse musterhaft ausgebildete Truppe. Sie war inzwischen auf 70 Mann angewachsen. Die Bewaffnung bestand und besteht auch noch heute aus der Jägerbüchse Modell 71 und dem dazu gehörigen Hirschfänger. Als Reserve-Offizier der Kavallerie machte es mir in der ersten Zeit nicht wenig Mühe, mich in die Verhältnisse zu finden und sonderbar kam es mir oft vor, wenn ich, anstatt mit Kompass und Theodolit das Land zu durchforschen, welches der eigentliche Zweck meiner Afrikareise war, auf meinem Zimmer Griffe kloppte oder hinter dem Exerzierreglement sass. Bald jedoch hatte ich mich in meine neue Stellung hineingefunden und begann nun die Truppe zu organisieren. Dieselbe wurde in Korporalschaften eingeteilt, was nicht wenig Mühe machte.

Die Truppe besteht nur aus Söldnern, die natürlich den verschiedensten Stämmen angehören. Die Mehrzahl waren Haussa, Anagoleute, Leute von der Küste, vom Evhestamme; ferner einige Weyboys und Kruboys und etliche von anderen Stämmen. Ja sogar ein Baluba, namens Kalala, vom Kassai, fehlte nicht. Letzterer war ein treuer Begleiter des verdienstvollen Reisenden Dr. Wolf, welcher ihn von seiner Reise mit Major von Wissmann mitgebracht hatte. Dieser Hanfraucher hatte ein bewegtes Leben hinter sich; zuerst war er als Junge mit Dr. Wolf gezogen, später hatte er als Soldat und Dolmetscher diesen auf seinem letzten Marsch ins Innere begleitet und als Einziger treu bei dem Schwer-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

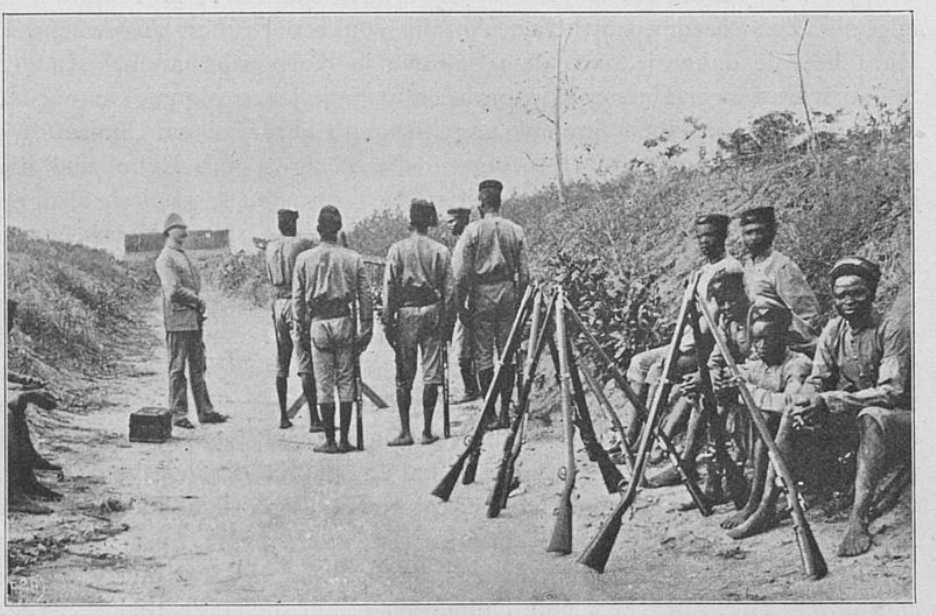
kranken gewacht, ihm auch nach dem Tode die letzte Ehre erwiesen und ihn in eine deutsche Flagge gehüllt in die kühle Erde gebettet. Kalala spricht fertig deutsch und scheint überhaupt ein grosses Sprachtalent zu besitzen, da er sich sowohl in der Evhe- wie Haussa-, als auch in der englischen Sprache verständlich machen kann. Infolge dieser Eigenschaften wurde Kalala, der mittlerweile zum Unteroffizier befördert ist, als Dolmetscher für die Truppe gebraucht.

Da ich ausser einem Hoboisten, der die aus etwa 15 bis 20 Mann bestehende Kapelle mühevoll einstudierte, der einzige Weisse bei der Truppe war, so musste ich mir Unterorgane schaffen. Die Truppe war mit der Zeit zu der stattlichen Anzahl von 100 Köpfen angewachsen. Ich teilte sie daher je nach dem Stamme in Korporalschaften. An der Spitze waren zwei Haussa-Korporalschaften mit je 20 Mann, die wieder unter ihrem, demselben Stamme angehörigen Führer, einem Unteroffizier oder Gefreiten, standen. Es folgten die Anagos, die Evhe und die je nach Kenntnis der Sprachen zu Gruppen zusammengestellten übrigen Stämme, die ebenfalls von einem mit der Sprache seiner Mannschaften vertrauten Unteroffizier befehligt wurden. Mollu, der damals Sergeant war, vertrat gewissermaassen den Feldwebel. Um eine Instruktionsstunde abzuhalten und unsere schwarze Garde mit den Pflichten eines Soldaten bekannt machen zu können, wurde in Korporalschaften angetreten. Kalala verdolmetschte dann aus dem Deutschen oder Englischen in die Evhesprache, welche sämtliche Chargierten verstanden. Diese wiederum traten vor ihre Korporalschaften und verdolmetschten diesen das Gehörte in der ihnen bekannten Sprache. Natürlich kann in einer solchen Instruktionsstunde bei der Verschiedenheit der Sprachen nicht gerade allzuviel gelehrt werden, denn häufig kommt der Unterrichtsstoff erst durch vier Sprachen und Dolmetscher an die eigentliche Stelle; doch man musste sich eben helfen so gut wie es ging. Nicht unempfänglich war diese schwarze Gesellschaft für gute Behandlung und oft ging, nachdem sie durch eine Ansprache über die Strammheit des deutschen Soldaten angefeuert war, das Exerzieren bedeutend besser. Einen Soldaten zu schlagen, galt als schimpflich und so konnte ich von einer Prügelstrafe vollkommen absehen und durch Arrest Ungehörigkeiten ahnden. Die Truppe wird hauptsächlich in der Feuerdisziplin und ihrem Zwecke entsprechend im Felddienst ausgebildet. Auch wird Kompagnie Exerzieren abgehalten.

Ich habe zu meiner Zeit die Truppe zu einer Kompagnie mit drei Zügen formiert. An der Spitze standen die Spielleute, dann folgte die Kapelle mit ihrem weissen Lehrmeister und dahinter die fast 70 Mann starke Mannschaft. Da die Truppe, wie schon gesagt, aus Söldnern bestand, so war es bei den vielen Desertionen nicht leicht, sie immer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in derselben Stärke zu erhalten. Häufig musste man minderwertiges Material einstellen und da der eine heute, der andere morgen kam, waren immer Rekruten vorhanden. Die alten Unteroffiziere bekamen dann zur Ausbildung die Rekruten, die nun im Marschieren und langsamen Schritt vier Wochen lang gedrillt wurden; nach weiteren vier Wochen fand Exerzieren mit dem Gewehr statt und danach wurden sie in die Kompagnie eingestellt. Zweimal in der Woche wurde auf dem naheliegenden Schiessstande scharf geschossen, wobei



Auf dem Schiessstande.

es viel Mucker giebt. Man kann sich daher denken, wie viele Scharfschützen sich dort unter den schwarzen Kameraden befinden. Alles Nachzielen und Nachexerzieren hilft nicht viel gegen die Scheu, mit welcher die Rekruten das Gewehr betrachten. Aber nach ihren Begriffen von einer Flinte, wie sie ihre schwarzen Brüder besitzen, kann man es ihnen nicht sehr verargen, wenn sie lieber an der Hüfte anlegen als an der Backe, denn bei diesen aus Gasrohr hergestellten Waffen ist der Schütze oft selbst in grosser Gefahr, verletzt zu werden. Doch mit der Zeit verlieren auch die schwarzen Soldaten die Angst und werden mit dem Gewehr vertraut. Die alten Mannschaften schiessen dann sicher auf 100 und 150 Meter nach der Scheibe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Was das Exerzieren anbetrifft, so sind diese Barfüssler allerdings im grossen Nachteile unseren mit Fussbekleidung versehenen Truppen gegenüber, so dass das Marschieren und Kniedurchdrücken ihnen viele Mühe macht. Griffe und Gefechtsexerzieren machen ihnen alle Ehre. Auch die Feuerdisziplin im Manövrieren ist für schwarze Soldaten eine ausgezeichnete. Ferner wird viel das sogenannte Buschgefecht in einem oder zwei Gliedern geübt, wobei die Leute auf das Kommando: „zum Chargieren halt" abwechselnd rechts- und linksum machen und das Gewehr gleichzeitig zum Anschlage bereit halten. Bei dem Felddienst und auf dem Marsch im feindlichen Gebiete wird stets eine Spitze vorausgeschickt, die durch Verbindungsleute mit dem Gros Fühlung hält.

In Sebbe wohnte die Truppe in dem sogenannten Haussalager dicht neben dem Exerzierplatz in Hütten, die sich ein jeder nach seinem Belieben aufbauen konnte. Das Lager war im übrigen regelmässig in Strassen angelegt, was noch ein Werk des Polizeimeisters von Piotrowski war. Hier hausen die Mannschaften mit ihren Frauen, von denen sie meist mehrere hatten und zwar je nach den Vermögensverhältnissen zwei, drei oder vier. Zumeist waren die Frauen Töchter des Landes und gehörten dem Evhestamme an. Viele, namentlich die Haussa, hatten ihre Frauen aus der Heimat.

Bei dem Löhnungsappell ging es, namentlich in den ersten Zeiten, so zu, dass die Frauen und Gläubiger der betreffenden Soldaten gleich dicht hinter der Front standen und, sobald sie ihre Löhnung empfangen hatten, über sie herfielen, um ihnen den Sold abzunehmen. Natürlich wurde dadurch die Disziplin nicht wenig gestört, so dass durch Absperrung des Platzes dem Treiben ein Ende gemacht werden musste. Der Soldat, der als Rekrut nur 25 Pfennige Verpflegungsgeld pro Tag empfängt, erhält, sobald er ausexerziert ist, bis eine Mark für den Tag, während die Gefreiten 1,25 Mark und die Unteroffiziere 1,50 Mark pro Tag erhalten. Der empfangene Sold wurde häufig sehr bald verspielt. Viel verbreitet war unter den Soldaten das Kaurispiel; zuweilen, wenn ich unbemerkt hinzutrat, bemerkte ich einen Einsatz von 1 bis 3 Mark und mit einem Wurf war das Glück entschieden. Aus diesem Grunde gerieten die Leute oft in Not und das Kreditnehmen beginnt. Natürlich fanden sich bald gute Freunde und Bekannte, die das Geld — aus reiner Gefälligkeit — gegen 100 auch 200 Prozent gern vorstreckten. Dadurch gerieten die Leute selbstverständlich immer mehr in Schulden und Bedrängnis und oft gab alsdann das Drängen der Gläubiger Anlass zur Desertion. Das Desertieren war sehr leicht und häufig, weil die französische Grenze von Dahome in einer halben Stunde zu erreichen war. Um diesem Uebelstande vorzubeugen, wurde öffentlich bekannt gemacht,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dass einem Soldaten kein Kredit gewährt werden dürfe und dass die Gläubiger bei etwaigen Gewaltmaassregeln gegen ihre Schuldner streng bestraft werden würden.

Zu meiner Zeit war man als einziger Weisser alles in allem. Man war sein eigener Kompagniechef, Exerziermeister, Zahlmeister, Auditeur, sogar sein eigener Kammerunteroffizier, dem die Aufsicht über die Schneiderei oblag, was bei der notwendigen Sparsamkeit nicht wenig zu schaffen machte. Die eine Garnitur Sachen war natürlich einer steten Metamorphose durch den Schneider unterworfen, und die Uniformen waren mit den verschiedensten Flicken besetzt, welche deutlich in ihrer Farbe je nach der Zeit ihres Daraufflickens von einander abstachen.

Die eigentliche Feuertaufe hat diese Truppe bei einem Aufstande in Tove 1895 erhalten, wo sie sich gut bewährt hat. Aber ihren grössten Ruhm hat sie sich in dem Dagomba-Feldzug unter Führung des Herrn von Massow im Jahre 1896 erworben. Hier hat sie nach den Berichten ihres mutigen Führers einer gewaltigen Uebermacht an Kriegern sowohl zu Fuss als auch zu Pferde gegenüber gestanden und die Feinde nach einem heftigen gegenseitigen Feuerkampfe mit aufgepflanztem Seitengewehr in die Flucht gejagt. Leider hatte die Truppe bei diesem ruhmreichen Kampfe den Verlust ihres kühnen und bis zum letzten Atemzuge pflichttreuen Polizeimeisters Heitmann zu beklagen. Heute ist die Truppe mit der Besatzung auf den Stationen etwa 200 Mann stark. Ihre Uniform besteht jetzt in einer Bluse aus gelbem, rot eingefassten Drell mit roten Achselklappen. Die Kniehose aus demselben Stoff ist mit roter Biese versehen. Als Kopfbedeckung dient ein roter Fez mit dem Reichsadler.

Die Bewaffnung besteht auch heute noch aus der Jägerbüchse Modell 71 und dem Hirschfänger, welcher an einem gelben Lederkoppel getragen wird. Ferner besitzt jeder Soldat zwei Patronentaschen mit 40 scharfen Patronen, einen wasserdichten aus Leinwand bestehenden Brotbeutel und einer Feldflasche. Anstatt unseres gerollten Mantels trägt unser schwarzer Kamerad ein Tuch aus Leinwand, das auch nach dem geflügelten Wort: „was nützt der Mantel, wenn er nicht gerollt ist“ in einer Rolle über die Schulter getragen wird. Nach dem Dagomba-Feldzug ist auch noch ein Maximgeschütz eingeführt und der Truppe überwiesen worden. Heute steht an der Spitze der Truppen ein Offizier, dem 2 bis 3 weisse Unteroffiziere zugeteilt sind.

Die Musik trägt sehr zu dem militärischen Treiben in Lome bei. Jeden Morgen übt sie ihr aus etwa 8 Stücken bestehendes Repertoir ein. Ausser dem „Heil Dir im Siegerkranz“ wird auch der Präsentiermarsch gespielt, wobei das Trommlerkorps zur Geltung kommt. Die ebenfalls vorhandenen Hornisten thun namentlich auf Expeditionen ihre guten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dienste, indem sie im Lager die Träger wie die Soldaten zusammenblasen und viel zu dem schnellen Aufbruch einer Expedition und der ganzen Führung derselben beitragen. Allabendlich wird der Zapfenstreich geblasen, worauf sich alles nach Hause zu verfügen hat; des Morgens ruft wiederum die Trompete oder der Wirbel einer Trommel zum Beginn der Tagesarbeit, so dass wohl jeder weisse Soldat selbst im tiefsten Innern von Afrika sich in das Soldatenleben der fernen Heimat zurückversetzt glaubt. Des Morgens zieht die Truppe mit klingendem Spiel von dem Gouvernementsgebäude durch die Strassen der Stadt zum Exerzierplatz und ebenso wie bei uns freut sich jung und alt bei dem Anblick unserer schwarzen Burschen; die Knaben folgen dem Zuge und ahmen dessen Exerzitien nach, und auch die jungen Damen des Landes blicken neugierig aus ihrem Versteck hinter den Palmenzweigen hervor und freuen sich, wenn sie ihren Geliebten nach dem Takte der Musik stramm in den Reihen marschieren sehen.

Die Verkehrsmittel und die Verkehrsverhältnisse.

Die Verkehrsverhältnisse zwischen den Küstenplätzen sind leider wegen des hohen Dünensandes sehr beschwerlich, so dass die Weiterbeförderung der Reisenden nur mittelst der Hängematte erfolgt. Dagegen ist Lome nach Quitta hin mit der englischen Kolonie durch den Telegraphen verbunden und hat somit Anschluss an das grosse Kabel, das über die kanarischen Inseln nach Europa führt. Ferner steht es ebenfalls in Verbindung durch Telegraph und Telephon mit unserer zweitgrössten Handelsstadt Klein-Popo und, da diese wiederum an Gross-Popo Anschluss hat, auch mit der französischen Kolonie Dahome. Weiter besteht auch eine Briefpost mit der englischen Goldküstenkolonie und der französischen Kolonie von Dahome. Jeden Mittwoch und Sonnabend früh um 8 Uhr geht ein schwarzer Briefträger von Klein-Popo über Porto Seguro und Bagida und trifft nach achtstündigem Marsch an der Küste entlang meistens um 4 Uhr nachmittags in Lome ein. Donnerstag und Sonnabend befördert er dann wieder die mitgegebene Post von Lome nach Klein-Popo, von wo aus jeden Dienstag und Donnerstag die Post zum Anschluss an die französischen Dampfer nach dem nächsten französischen Küstenplatz Agué gesandt wird. Diese Beförderung ist unter Umständen der mit unseren Dampfern vorzuziehen, da die französischen Dampfer von Kotonou, welche die Postsachen mitnehmen, weit früher als unsere Wörmann-Dampfer Europa erreichen. Sie legen die Strecke von Kotonou bis Marseille in 18 Tagen zurück und somit gelangt die Kotonoupost etwa 8 Tage früher in die Heimat, während die Wörmann-Dampfer über die kanarischen Inseln und Madeira im günstigsten Falle 4 Wochen laufen.

Auch über die englische Goldküste besteht ein Postanschluss, der Lome mit Quitta verbindet. In dem Betriebsjahre 1897/98 haben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

236 Schiffe mit zusammen 296760 Registertonnen die Rheden von Lome und Klein-Popo angelaufen. Von diesen berührten die Rhede von Lome 60 deutsche, 31 englische und 23 französische Dampfer, während nur 1 deutscher und 4 englische Segler dort vor Anker gingen. Die Rhede von Klein-Popo besuchten in demselben Zeitraum 56 deutsche, 40 englische, sowie 18 französische Dampfer und 2 deutsche Segelschiffe. Ab und zu legt auch ein deutsches Kriegsschiff in unserer Togokolonie an.

Drei Dampfer der Wörmannlinie vermitteln monatlich den Verkehr mit Togo. Am zwanzigsten jeden Monats geht von Hamburg aus der sogenannte Togodampfer ab, der dann am einundzwanzigsten bezw. zweiundzwanzigsten des darauffolgenden Monats in Lome eintrifft. Er hat hauptsächlich die Häfen der Togoküste und diejenigen von Dahome und der Goldküste anzulaufen.

Meistens jedoch sind es nur kleinere Dampfer von circa 1200 bis 1300 Tonnen Ladung, während der sogenannte Süddampfer, 1800 bis 2500 Tonnen fassend, der speziell für Kamerun bestimmt ist und der auch für Passagiere grösseren Komfort aufweist, am zehnten jeden Monats von Hamburg in See geht und am ersten oder zweiten des folgenden Monats je nach der Gunst des Wetters in Lome eintrifft.

Ferner geht noch am letzten jeden Monats oder am darauffolgenden Tage der sogenannte Südwestdampfer von Hamburg ab. Er berührt jedoch nur ab und zu die Rhede von Lome und bringt häufig nur Briefpost mit, die er dann auf hoher See dem avisierten Postboot abgiebt, um sofort seinen Kurs weiter zu dampfen.

Bei den ungünstigen Landungsverhältnissen ist es oft schwierig, die einlaufende Postsendung von der Heimat trocken an Land zu bringen. Diesem Uebelstande ist man jedoch bemüht abzuhelfen. Die Postpackete werden nämlich, wie die Briefbeutel an der Küste, in grosse Fässer eingeküfert und auf diese Weise sowohl gegen die Feuchtigkeit als auch gegen die Gefahr des Untergehens bei der oft mächtig hoch gehenden Brandung geschützt. Anders dagegen ist es mit dem Frachtgut der Kaufleute, weil der Quantität wegen dasselbe Verfahren nicht angewendet werden kann.

Postverkehr.

Der Postverkehr wird durch zwei weisse Postbeamte geleitet. In Lome befindet sich seit Verlegung der Landeshauptmannschaft das Haupt-Postamt, während in Klein-Popo nur ein Postamt besteht. Den weissen Beamten stehen 6 farbige Hilfsbeamte und 8 farbige Unterbeamte zur Seite. Die Thätigkeit dieser Postanstalten erstreckt sich auf alle Zweige der Posteinrichtung mit Ausnahme der Absendung von Wertpacketen und Wertbriefen. Es wurden nach den statistischen Erhebungen im letzten Berichtsjahr 62592 Briefsendungen befördert, während die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zahl der Postpackete 1155 betrug. Ferner sind in dem gleichen Zeitraum 1546 Postanweisungen befördert worden. Die Zahl der im letzten Jahre ein- und abgegangenen Telegramme belief sich zusammen auf 4375.

Das Telephon wurde in dem letzten Jahre 4027 mal benutzt. Diese Art der Verkehrsvermittelung hat sich in kurzer Zeit auch bei der schwarzen Bevölkerung eingebürgert. Durch den eigentümlichen Zauber, den diese Art des Verkehrs für die Schwarzen hat, erfreut es sich einer ganz besonderen Beliebtheit und wird von einer grossen Anzahl, namentlich von Händlern, aber auch nicht selten von der weiblichen Bevölkerung zwischen Lome und Klein-Popo benutzt. Einen komischen Eindruck macht es, wenn die nur wenig bekleideten schwarzen Töchter Evas von den schwarzen Gehilfen in der Handhabung dieses sonderbaren Fetischinstrumentes unterrichtet werden, und verklärt leuchtet ihr Gesicht auf, wenn ihnen aus weiter Ferne die wohlbekannte Stimme eines Freundes oder Verwandten antwortet.

Die Telegraphenleitung ist aus einem starken Gussstahldraht hergestellt und Mannesmannröhren bilden die Telegraphenstangen. Häufig erleidet natürlich auch dieses feste Material durch die Unbilden der Seestürme und durch die Witterung Schaden. Auch sollen sowohl nach Aussage der Beamten als auch nach der Ansicht der schwarzen Bewohner diese Drähte durch die aus dem Busch heraustretenden Affen beschädigt werden. Eine eigentliche Vorstellung von dem Zweck dieser Drähte scheint bei den meisten Schwarzen absolut nicht vorhanden zu sein. Als einem Kruboy, der in Klein-Popo gestohlen hatte und auf telegraphische Requisition wieder in Lome angehalten und festgenommen war, seitens des betreffenden Beamten gesagt worden war, der Fetisch hätte per Draht zu ihm gesprochen, dass er der Dieb sei, erwiderte er naiv, er werde bei der nächsten Gelegenheit nicht mehr so dumm sein und werde, bevor er wieder ausreissen würde, erst den Draht durchschneiden.

Für den Verkehr höchst wichtig ist die grosse von Lome nach Misahöh führende Strasse. Wie schon vorerwähnt, ist sie nicht gepflastert, aber zum grössten Teil frei von Busch und Gestrüpp und an den Seiten zum Ablaufen des Wassers mit Gräben versehen. Die Strasse ist durchschnittlich vier Meter breit und gestattet mehreren Personen bequem nebeneinander zu gehen. Leider ist es jedoch Gewohnheit der Schwarzen im Gänsemarsch zu marschieren. Daher muss die Strasse häufig gereinigt werden, damit sie nicht in ihren früheren Zustand verfällt und sich zu einem kleinen Pfade verengt. Zu diesem Zwecke sind in Akeppe wie in Keve Wegeaufseher stationiert. Weiter im Innern aber ist von der Station Misahöhe aus ein anderes Verfahren eingeführt worden, indem man nämlich die Häuptlinge der einzelnen Ort-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schaften verpflichtete, selbst den Weg in ihrem eigenen Gebiete in Ordnung zu erhalten, wofür sie von der Station entschädigt werden.

Diese Strasse ist von Lome bis Gbin etwa 100 km fertig gestellt, während man von Gbin aus bis nach Agome—Palime auf einem sogenannten Negerpfad durch die grosse Gbin-Ebene marschieren muss. Von letztem Orte beginnt dann wieder die bis zur Station Misahöh und darüber hinaus führende Kunststrasse, welche von der Station aus angelegt ist. Dieselbe Strasse vermittelt auch den Postverkehr in das Innere; jeden Monat geht ein Postbote, öfters auch ein Geldtransport, dem zur Bewachung Soldaten beigegeben sind, von Lome aus über die Station. Natürlich haben die Postboten mit den Unbilden der Witterung und den Elementen zu kämpfen; häufig kommt es, besonders in der Regenzeit vor, dass die grossen Ströme und zahllosen Bäche und Flüsse ihren Marsch verzögern oder auch namentlich im tiefen Hinterlande wochenlang hemmen. Nicht selten ereignet es sich, dass auf den entfernten Stationen, wie Mango und Shautsho die Post sich um einen ganzen Monat verspätet.

Landungsverhältnisse.

Ein grosses Verkehrshindernis bilden, wie schon erwähnt, die ungünstigen Küstenverhältnisse, welche durch den Guineastrom und die vorgelagerten Felsenriffe öfter das Löschen der Güter unmöglich machen. Bei hoher Brandung kann es vorkommen, dass beinahe jedes zweite Boot umschlägt und so alle Mühe und Arbeit vergeblich ist. Eine der heikelsten Waren ist das Salz, welches einer der wichtigsten Handelsartikel in den salzarmen Gegenden des Hinterlandes ist. Nur ein paar Brecher, das Boot schlägt um und die ganze Ladung ist verloren. Aehnlich ist es mit Zement, der schon durch die Feuchtigkeit fast ganz entwertet wird. Auch bei der Landung von Kalk besteht ein Risiko für den Kaufmann. Wird er gelöscht gelandet, so ist zwar das Risiko geringer, aber der erhöhte Preis drückt den Gewinn derart, dass der Kaufmann oft spekulieren muss. Sind die Fässer, in welchen der Kalk verfrachtet wird, nicht sehr solide gearbeitet, so gerät beim Kentern sowohl das Boot als die Bemannung in Gefahr, durch das nun entfesselte Element zu verbrennen. Die schwarze Mannschaft springt in einem solchen Falle aus dem Boot, welches rauchend und zischend an Land treibt und bietet alles auf, die noch nicht gefährdeten Fässer aufs Trockene zu bringen. Auch Pulver zu landen ist unter diesen Verhältnissen ein undankbares Geschäft.

Es ist daher sehr erfreulich, dass endlich durch den Bau einer Landungsbrücke diesen Uebelständen abgeholfen werden soll. Der Bau dieser Brücke soll wie der der Landungsbrücke von Kontonu ausgeführt werden. Die Brücke soll bis über die verderbenbringenden Brecher hinausgehen und in einer sogenannten Landungsbrücke endigen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf welche dann die Boote unter normalen Verhätnissen ruhig und ohne Gefahr die ankommenden Güter verladen können. Natürlich würde eine solche Brückenanlage nur der Stadt Lome Vorteil bringen, dagegen die Gefahr für Klein-Popo nahe liegen, dass dieser so wichtige Ort noch mehr vereinsamen würde.

Verbesserung der Verkehrswege durch anzulegende Bahnen.

Es ist deshalb auch der Bau einer Bahn geplant worden, die den Verkehr zwischen den Küstenorten und unserer zweitgrössten Stadt Klein-Popo im Osten des Gebietes vermitteln soll. Dadurch würde zugleich ein Aufleben der jetzt fast ganz verlassenen Orte Bagida und Porto-Seguro stattfinden. Ein Erfolg versprechendes Projekt dieser Art ist von der Firma Vehring & Wächter vorgelegt worden, nach welchem die Verbindung der Landungsbrücke durch kleine Kippkarren direkt mit den Gehöften der einzelnen Faktoreien vermittelt werden soll. Es ist wünschenswert und auch höchst erforderlich, dass der Bau einer Bahn nach dem Hinterlande recht bald ausgeführt wird. Die Vorarbeiten für eine solche bis nach Kpanelo sind durch eine Expedition der Firma Vehring & Wächter schon bewirkt worden.

Infolge der unglücklichen Lage unserer Grenze im Westen des Gebietes mit der englischen Goldküstenkolonie sind wir von jedem Verkehr an der Mündung des grössten Stromes in dieser Gegend, von dem wir in der Höhe von 6° 42′ nördlicher Breite nur das linke Ufer besitzen, vollkommen abgeschnitten; es ist deshalb geboten, dass unsererseits alle Anstrengungen gemacht werden, dort eine bessere Verkehrsstrasse, als es der Volta mit seinen Katarakten ist, zu schaffen. Es ist dies um so notwendiger, als auch die Engländer bemüht sind, die Mündung des Volta für grössere Schiffe schiffbar zu machen und dadurch den Verkehr auf dem Volta besser zu gestalten.

Nach dem letzt erwähnten Projekt der Firma Vehring & Wächter soll diese Bahn auf der grossen Strasse bis nach Kewe gehen. Von dort aus sind drei zum Volta führende Linien vorgeschlagen.

Die eine soll direkt weiter auf der Strasse bis Keve führen und dann durch das Thal, welches der Aehä in das Agomegebirge schneidet, über Kpando zum Volta gehen.

Die zweite Linie soll von Keve aus westlich bis zur Grenze von Akrofá, von hier aus nördlich der Grenze gehen, dann weiter nordwestlich in der Nähe von Avatime die südwestlichen Ausläufer des Agomegebirges überschreiten und über Kpando an den Volta führen.

Ein dritter Plan besteht darin, die Bahn auf dem jetzt beschriebenen Wege bis zum 6° 42′ nördlicher Breite und von hier aus in westlicher Richtung über Kpeve an den Volta zu führen. Auf diesen projektierten Strecken ist das lästige Agomegebirge umgangen und somit ein schwacher Punkt in dem Bau dieser Bahn beseitigt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Eine andere grosse Schwierigkeit bietet das Beschaffen des Feuerungsmaterials für die Maschinen. Kohle, welche bis jetzt leider an der ganzen Westküste von Afrika noch nicht aufgefunden worden ist, würde dem Betriebe erhebliche Kosten bereiten. Man bleibt daher nur auf das allerdings fast überall vorhandene Holz angewiesen. Auch ist bereits daran gedacht worden, sich die Kräfte von Wasserfällen nutzbar zu machen und darauf hin hat man auch den Krednerfall von dem Aka, einem kleinen rechten Nebenfluss des Sio, untersucht. Leider sollen sich aber bei dieser Untersuchung die Wasserkräfte zum Betriebe einer elektrischen Eisenbahn als zu schwach erwiesen haben. Aus diesen Gründen hat die Firma Vehring & Wächter den Bau einer Bahn vorgeschlagen, die durch Menschenkräfte bewegt werden soll und zwar durch Treten. Obwohl eine solche primitive Bahn schon einen Fortschritt in der Verkehrsvermittelung bedeuten würde, weil je 10 Trägerlasten durch die Kraft eines Mannes befördert werden könnten, so wäre doch zu wünschen, dass auch hier eine Bahn mit elementarem Kraftbetrieb gebaut werden könnte.

Um die Kosten einer Bahn möglichst herabzusetzen, hat die Firma den interessanten Vorschlag gemacht, dieselbe auf eisernen Böcken zu bauen, wodurch die Unebenheiten des Terrains ausgeglichen und die Kosten für Anschüttung und Ausgrabung erheblich vermindert werden sollen. Günstiger vielleicht würde sich der Bau einer Bahn bis Kpando und dann weiter, dem Voltathale entlang, bis Kratyi erweisen — was natürlich erhebliche Mehrkosten verursachen würde. Leider aber ist unser Reichstag nicht immer geneigt, den erst in Zukunft Früchte tragenden kolonialen Unternehmungen die durchaus erforderlichen Mittel zu bewilligen. Kratyi, der Haupthandelsplatz in dem Hinterlande unserer Togo-Kolonie, ist ein Stapel- und Durchgangspunkt für sämtliche Produkte aus dem Hinterlande. Hier ist auch die Verladungsstelle der Erzeugnisse, die auf dem Volta mittelst Kanoes herunterkommen und weiter auf dem Wasserwege zur Küste befördert werden sollen. Sollte die Bahn nur bis Kpandu führen, so müsste der Schwarze, wenn er zum Transport die Bahn benutzen wollte, seine Produkte umladen; ehe er sich aber der Arbeit einer wiederholten Verladung unterzieht, wird er es vorziehen, sein Kanoe weiter auf dem Volta nach der Küste treiben zu lassen.

Immerhin würde aber auch der Bau einer Bahn bis Kpandu einen bedeutenden Aufschwung des Handels zur Folge haben, insbesondere die fruchtbaren Gegenden, welche sie durchschneidet, für die Anlagen von Plantagen erschliessen. Ehe man jedoch mit dem Bau einer Bahn beginnt, dürfte es unbedingt erforderlich sein, dass zunächst eine Landungsbrücke errichtet wird; denn ohne eine solche würde es schwer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sein, das nötige Material wie Maschinen u. s. w. an Land zu schaffen. Auch ein Leuchtturm würde in Verbindung mit dieser Landungsbrücke von höchstem Nutzen sein. Nicht selten kommt es vor, dass des Nachts die Schiffe an unserer Togoküste ihr Ziel verfehlen. Sie fahren in der Dunkelheit weit über Bagida hinaus und gehen dort irrtümlicher Weise vor Anker, um bei Tagesanbruch dann wieder an den eigentlichen Bestimmungsort Lome zurückzudampfen. Oefters auch gehen sie schon weit vorher vor Anker und gelangen mitunter in das Bereich der gefürchteten Brecher. Aus diesen Gründen würde eine Landungsbrücke und ein Leuchtturm für Lome von unendlichem Vorteil sein und dasselbe als Ankerplatz an der westafrikanischen Küste eine der ersten Rheden werden.

Zweifellos würde auch eine Bahn im Osten unseres Schutzgebietes von hoher Bedeutung sein, deren baldiger Bau um so wünschenswerter wäre, als in neuester Zeit die französische Regierung von der Küste nach Abome, der Residenz der alten Könige von Dahome, eine Bahn baut. Obwohl uns schon im Osten durch den letzten Pariser Vertrag ein grosser Gewinn dadurch erwachsen ist, dass das französische Dreieck im Osten des grossen Monoflusses bis zur Lagune hin und die freie Schifffahrt auf dem Mono und dieser Lagune in unsere Hände übergegangen ist, so würde es selbstverständlich von grossem Vorteil sein, wenn die bisher so wenig zugänglich gemachten Gebiete im direkten Hinterlande von Klein-Popo, sowie die Ebene des Hao und vor allem das an Erzeugnissen reiche Atakpamegebiet durch eine Bahn erschlossen würden. Die neu angelegte Station in Atakpame würde dann auch ihre handelspolitische Aufgabe leichter erfüllen können. Durch den Bahntransport könnten die jetzt bei der weiten Entfernung wertloseren Kernerprodukte lohnend verwertet werden; die Viehzucht würde in dem viehreichen Atakpame sich noch steigern und das Vieh einen sich aufs höchste lohnenden und rentablen Absatz an der Küste finden. Dem lange fühlbaren Fleischmangel an der Küste würde ebenfalls abgeholfen und auch den Schiffen an der westafrikanischen Küste würde eine günstige Gelegenheit geboten werden, sich zu proviantieren. Mit dem Aufschwung der Viehzucht würde vielleicht auch ein Viehexport aus unserer Togokolonie, wenigstens nach den benachbarten Kolonieen lohnend werden. Auch ein neuer Handelsweg im Osten des Gebietes könnte dann nach dem reichen Tshautsho und dem Kotokoliland, wie es die Haussa nennen, leichter angebahnt werden. Dem Mangel an Trägern auf der grossen Karawanenstrasse über Kete würde ebenfalls abgeholfen und neue Gebiete wie Strassen dem Handel erschlossen werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

KÜSTENMARSCH.

Wir verlassen nun die Metropole Lome und gehen an dem Strande entlang nach Klein-Popo. Die Hängematte, in deren Herstellung die Eingeborenen sehr geschickt sind, ist bei dem tiefen Sande das einzige und beste Beförderungsmittel, welches im allgemeinen von den Europäern, sei es von Kaufleuten, Beamten oder Missionaren am meisten benutzt wird. Eine solche Hängematte besteht gewöhnlich aus einer starken Stange, die einer Kokospalme oder Oelpalme entnommen und an der die eigentliche Hängematte befestigt ist. Zum Schutze vor den brennenden Sonnenstrahlen und dem blendenden Sande ist über derselben ein sogenanntes Sonnensegel angebracht. Die Hängematte wird von vier kräftigen Schwarzen auf dem Kopfe getragen. Als Unterlage für den Kopf dient ihnen meistens ein zusammengerolltes Tuch, welches sie bei Nacht als Schlafdecke benutzen. Diese Hängemattenträger sind vorzugsweise in Lome und Klein-Popo gut zu haben. Nachdem man sich acht Träger, von denen immer vier abwechselnd tragen, gemietet und pro Mann und Träger von Lome bis Klein-Popo den hohen Lohn von 8 Mark gezahlt hat, geht die Reise vorwärts.

Zumeist wählt man zu derselben die Zeit der Ebbe, um den festen Sand am Strande benutzen zu können. Nicht selten wird auch die Nacht zur Reise gewählt, weil es dann kühler ist und der grell leuchtende Sand und die spiegelnde Fläche des Meeres die Augen weniger angreifen. Im Geschwindmarsch der vier schwarzen Träger geht es zur Stadt hinaus, hart am Strande, so dass nicht selten die Füsse der Träger von dem Meerwasser bespült werden. Der Strand bildet bei der Ebbe den besten Verbindungsweg zwischen den Küstenplätzen, denn durch die fortdauernde Brandung ist der hohe Dünensand festgepeitscht und gewährt so, abgesehen von der Feuchtigkeit, die unseren schwarzen unbeschuhten Trägern aber nicht schadet, einen ganz vorzüglichen Pfad. Bei guter Beschaffenheit des Weges schlagen die geübten Träger eine Gangart an, die einem Hundetrab nicht unähnlich ist, und halten dieses Tempo oft lange Strecken aus, bis die wiederkehrende Brandung ein langsameres Tempo gebietet. Zur Linken hat man die hoch abfallenden Dünen mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihren unterwaschenen Höhlen; eine Windenart von spärlichem Wuchs überzieht den Boden, weiterhin beginnt der niedrige Busch, der bald eine Höhe bis zu 2 m erreicht und vollständig undurchdringlich wird. Derselbe zieht sich in dieser Weise weiter an der Küste bis zur Lagune hin.

Nach einstündigem Marsche erreicht man die kleine Fischerniederlassung Ablogame. Hier wird eine kurze Rast gemacht, um den Trägern Gelegenheit zu geben, an dem Brunnen, der aus einem gegrabenen Loch besteht, mit dem brackigen Wasser ihren Durst zu löschen.

Netze sieht man überall am Strande ausgebreitet. Ausserdem aber haben hier die Leute noch einen eigentümlichen Fischfang. Dicht am Strande ist ein Stock in den Sand gesteckt und an demselben eine Kalabasse befestigt, mit der Oeffnung nach oben. Tritt nun die Flut ein, so werden diese kleinen Fangapparate überflutet, kleine Fische und Krabben fangen sich in den Behältern und fallen dem Fischer zur Beute.

Viele Möven und zahllose Strandläufer bevölkern den Strand; auch trifft man des Nachts häufig die grossen Seeschildkröten an, vor denen man sich in der Dunkelheit in acht nehmen muss, um nicht über sie zu fallen. Diese Schildkröten haben eine Länge von 1 bis $1^1/_2$ m und eine Breite von $^1/_2$ m. Häufig kommen sie bei mondhellen Nächten an Land und können hier erlegt werden. Ich bereitete meinen Schwarzen durch den Fang eines solchen Tieres grosse Freude. Wie die Raben stürzten sie sich darauf und lösten das Fleisch ab, um es bei der nächsten Station, dem Orte Bagida, zu rösten und in Ruhe zu verzehren.

Schon von weitem sieht man zwar die grossen Dächer der Faktoreien, aber unendlich lang und eintönig erscheint einem dieser Küstenmarsch. Nur die einzelnen Telegraphenstangen bilden einen Anhaltspunkt für den noch zurückzulegenden Weg. Eine interessante Abwechselung bieten die kleinen Strandvögel oder auch die kleinen Schaaren der sogenannten Taschenkrebse, die bei dem Annähern der Karawane emsig wieder in's Wasser krabbeln. Grosse Schweinsfische schnellen aus dem Meere empor und jagen in Windeseile vorbei. Ab und zu taucht auch die typische Rücken- oder Schwanzflosse eines Haies aus den schäumenden Fluten. Möven und Seeschwalben schweben über den Wogen und netzen sich in den Fluten, während am Strande schwarz- und weissgefiederte Raben krächzen und hoch in der Luft Habichte kreisen, um nach Beute zu spähen. Tintenfische sowie Muscheln lagern in allen Formen und Gestalten auf dem Strande und zur Rechten braust und schäumt die unermüdlich immer wiederkehrende Brandung. Des Nachts dagegen ist alles ruhig und still, nur die Infusoriae phosphorescentes beleuchten mit ihrem magischen Scheine die rauschenden Fluten. Noch eine Rast und in der Zeit von zwei Stunden ist der erste, langersehnte Küstenplatz von Bagida erreicht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Küstenplatz Bagida.

Lange Mattenzäune und alte Kaktushecken grenzen hier die umfangreichen Gehöfte ab, in welchen die grossen, geräumigen, aber zerfallenen nnd verödeten Faktoreien liegen. Statt der grossen Brandungsböte sieht man hier die kleinen Kanoes der Fischer am Strande liegen und zwischen diesen die zum Trocknen ausgespannten Netze hängen.

Ueberall ragen aus den verlassenen Gehöften grosse, schöne Kokospalmen hervor, die an die frühere Thätigkeit und den Fleiss der hier vor Zeiten angesiedelten Europäer erinnern. Eine grosse Strasse führt vom Strande durch das Dorf zur Lagune. An derselben steht dicht am Strande das grosse Gebäude der Vietor'schen Faktorei, in der ehemals ein reger Betrieb geherrscht hat. Weiter vom Strande ab liegt noch ein Laden der Oloff'schen Faktorei, der für die geringen Bedürfnisse der hier ansässigen Eingeborenen ausreicht und dem die Küste entlang kommenden Reisenden und Händler eine kleine Erfrischung gewährt. Weiterhin ziehen sich die Wohnungen von schwarzen Händlern, die zum Teil noch mit dem Hinterlande der Lagune und mit den Orten am Togosee — wie Degbo und Abobo — in Handelsbeziehungen stehen. Palmenkerne und Oel sind die einzigen Produkte, welche hier gehandelt nnd teilweise zur Trockenzeit von den nicht allzuweiten Dörfern Abobo und Degbo auf dem ausgetrockneten, durch die Lagune führenden Pfade gebracht werden, während die meisten dieser Produkte mittels Kanoes über den Togosee und die Lagune nach Klein-Popo gehen. Jetzt werden diese Plätze nur von schwarzen clerks besorgt, während früher, in den ersten Jahren der kaufmännischen Niederlassung, hauptsächlich Weisse hier thätig waren. Bagida war der Sitz und die Residenz des nach der Besitzergreifung von Togo im Jahre 1885 ersten kaiserlichen Kommissars von Falkenthal.

Heute bietet das grosse Gebäude der Faktorei von Victor dem Weissen, der den mühsamen Strandweg zurückgelegt hat, gastfreie Aufnahme, denn hier wird häufig über Nacht geblieben. Betritt man das Gehöft, so gelangt man in einen prachtvollen Hain von Kokospalmen, in welchem nach der See zu das grosse, aber zerfallene Gebäude der ehemals so stolzen Faktorei liegt. Ein für die jetzigen Verhältnisse viel zu grosser Speicher ist für die Aufnahme der Handelsprodukte wie Oel und Palmenkerne, die hier gegen die bekannten europäischen Erzeugnisse oder Geld eingetauscht werden, bestimmt. Alte Reifen und Ueberreste zerfallener Tonnen erinnern an den früheren grossen Handelsverkehr.

Ein bedeutender Rückgang in demselben trat hier ein, als der Sitz der Regierung von Bagida in die Nähe der Handelscentrale von Klein-Popo nach Sebbe verlegt wurde.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Ab und zu läuft noch auf besonderen Wunsch der Hauptagenten der in Lome oder Klein-Popo ansässigen Firmen ein Dampfer in Bagida an, der dann den seit Monaten aufgespeicherten Vorrat von Palmenkernen zur Verladung nimmt. Natürlich können die geringen Einnahmen der Faktorei in Bagida nicht die Mittel für Unterhaltung und Instandsetzung der grossen Gebäude abwerfen. Aus diesem Grunde werden fast sämtliche Reparaturen, die nicht von den Eingeborenen selbst ausgeführt werden können, unterlassen. Die scharfe Seebrise trägt auch nicht wenig zu dem immer mehr fortschreitenden Verfall dieser Gebäude bei und über kurz oder lang werden nur noch Trümmer an die frühere europäische Niederlassung erinnern.

Nachdem wir hier Nachtquartier genommen hatten, marschierten wir am folgenden Tage weiter am Strande entlang. Einer der schwarzen Begleiter riss uns aus unseren Betrachtungen mit dem Ausrufe: „Massa, Massa, one steamer" und richtig sah man am fernen Horizont eine Rauchwolke dahinziehen; nach und nach wurden die Umrisse eines grossen Dampfers erkennbar, der bald in voller Majestät an uns vorbei dampfte. Man erkannte an dem Schornstein die grün-weiss-blauen Farben; der graue Rumpf und die deutsche Flagge am Heck zeigten einen Wörmann-Dampfer, aus der Heimat kommend, an.

Die Hoffnung, Briefe oder sonstige Nachrichten von den Eltern oder Angehörigen aus der geliebten deutschen Heimat zu erhalten, spornte die ermatteten Kräfte um so mehr an, das Ziel zu erreichen. Rüstig ging es nun vorwärts und in 1 1/2 Stunde ist ein kleines Fischerdorf, das nur eine Fischerfamilie beherbergt, erreicht. Erschöpft lässt man sich am Strande in der Sonne nieder, trinkt das wenig gute Wasser und erfrischt geht es dann mit den Trägern immer weiter an der Küste entlang, den Dampfer verfolgend, der in Porto-Seguro, unserem nächsten Ziel, nicht anläuft, sondern stolz vorbei nach seinem Bestimmungsort Klein-Popo steuert.

Allmählich kommen auch die wenigen hohen Bäume von Porto-Seguro in Sicht; das weisse Gebäude der katholischen Mission leuchtet aus dem Dunkel hervor und ladet uns gastfrei zu einem Besuche ein. Porto-Seguro.

Immer näher und näher rückt das Dorf heran und in etwa zwei Stunden wird es nach einem erschöpfenden Marsche erreicht. Man lenkt natürlich seine Schritte zu den einzigen Weissen des Ortes, den katholischen Missionaren. Dort wird man freudig von dem Pater und den Brüdern begrüsst und gastfrei zu dem frugalen, aber guten Mahle eingeladen. Ausnahmsweise giebt es hier Bier, wobei die Brüder und Patres beweisen, dass auch sie vergnügt mit dem Gaste die Becher schwingen können.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dicht am Strande ist die Mission gelegen: ein Holzkreuz ziert das Dach. Im unteren Raume befindet sich die Kirche, während im Oberstock die Brüder wohnen. Eine um das Gebäude herumlaufende Veranda gewährt einen angenehmen Aufenthalt. Gegenüber der Mission am Strande liegt noch die alte Faber'sche Faktorei, sowie diejenige der Gebrüder Regis. Beide Faktoreien sind jetzt ebenfalls von den Europäern verlassen und werden von schwarzen Angestellten verwaltet.

Weiter am Strande, nach dem Togosee zu, liegt die eigentliche Stadt der Eingeborenen, die Residenz des alten King Mensa beziehungsweise seiner Nachfolger. Durch viele Kaktushecken winden sich die engen Strassen an dem Palaste des Königs vorbei und führen im Norden an den Togosee.

Die Häuser sind aus Lehm aufgeführt, zum Teil in europäischem Stil; manche haben einen Oberstock mit Veranda.

Die Söhne des alten King, die sich den Titel „Prinz" beilegen, sind hier als Händler ansässig und haben sich vermittelst des ihnen von europäischen Faktoreien gewährten Kredits kleine Faktoreien erbaut. Sie sind allerdings eigentlich nur Unterhändler für die Firmen in Klein-Popo, denen gegenüber sie zur Abführung der Produkte verpflichtet sind.

Einen komischen Eindruck machte früher das Gehöft des alten King Mensa. Man gelangt zu diesem durch einen grossen Thoreingang, an dem rechts und links die sogenannten Soldaten stehen; diese sind kleine Thonfetische, die den Eingang bewachen sollen, damit kein böser Geist das Gehöft betritt. Hier befinden sich die Schuppen und die Wohnungen der schwarzen Unterthanen, welche die königliche Familie zu bedienen haben. Nach Norden zu steht ein grosses Gebäude, das ebenfalls in den unteren Räumen Schuppen und Wohnungen enthält. Nach dem Oberstock führt ein Treppenaufgang, von welchem man in die Gemächer des Königs gelangt. Hier begegnet einem freundlich der alte König; die mit ihm geführten Unterredungen betreffen meistens die Anwerbung von Trägern. Bei solcher Gelegenheit wurde dem Gaste eine Kalabasse mit Palmenwein vorgesetzt, der in alten, zum Teil zerschlagenen und schmutzigen Gläsern kredenzt wurde; so beschaffen ist der Glanz an dem fürstlichen Hofe eines Negerhäuptlings.

Eigentümlich waren die Gemächer ausgestattet. Die alten europäischen Möbel bestanden aus einem Tisch, einem Sopha und einem Lehnstuhl. An den Wänden hingen alte Fetischamulette, Perlen, Kaurimuscheln, Federn von weissen geopferten Hühnern, die bekannten roten Schwanzfedern des grauen Papageis, alte Kalabassen und zerbrochene europäische Gefässe. Die grossen, nach dem Hof führenden Fenster sind wie in den ähnlich gebauten, sogenannten schwarzen Faktoreien durch einfache Holzläden verschlossen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Weiterhin befindet sich ein sogenanntes Fetischhaus, in welchem die Yevepriester ihr Unheil stifteten. Ein dichter Mattenzaun und eine Kaktushecke verschliessen dem Vorübergehenden den Einblick.

Verlässt man im Norden die Stadt, so gelangt man auf einer schwachen Anhöhe an den schönen und breiten Togosee. Von hier aus sieht man das Dorf Togo auf den Höhen des nördlichen Seerandes, und auf einem erhöhten Punkte die Zweigniederlassung der schon vorerwähnten katholischen Mission. Abends kann man von der Veranda der Mission die Lichter von Togo betrachten.

Was die Faber'sche Faktorei anbetrifft, so wurde diese von einem Schwarzen, namens Wilson, verwaltet, der im Jahre 1885 als Geisel in Berlin weilte und auch die Ehre hatte, unseren alten Reichskanzler, den Fürsten Bismarck zu sehen. Jedesmal, wenn man Wilson traf, erzählte er von seinem alten Freunde, dem Fürsten Bismarck und erkundigte sich, wie es ihm ginge. Natürlich war die Freude sehr gross, wenn man ihm sagte, dass Fürst Bismarck seinen alten Freund Wilson grüssen lasse.

Porto Seguro ist einer der ältesten Orte dieser Sklavenküste, denn schon lange vor der deutschen Schutzherrschaft war er eine wohlbekannte portugiesische Rhede für die schwarze Ware, wie der Name Porto Seguro besagt. Aus denselben Gründen wie Bagida hat auch Porto Seguro an Bedeutung gegenwärtig sehr verloren und erst die fortschreitende Kultur wird hier Wandel schaffen. Allerdings hat Porto Seguro durch seine günstige Lage an dem Togosee einen grossen Vorteil, weil es dadurch in Verbindung mit dem naheliegenden Hinterlande steht. Es kommen deshalb auch zeitweise Palmenkerne und -Oel auf die anliegenden Dampfer zur Verladung.

Wir lenken nun unsere Schritte weiter unserem Ziele zu und in einer halben Stunde erreichen wir die grosse Kokosnussplantage Kpemme. Ein Bestand von etwa 33000 Kokosnussbäumen bedeckt die mächtige Fläche dieser Plantage. Ihr Gebiet erstreckt sich von der Küste fast bis zur Lagune. Ausser den Kokosbäume sind noch versuchsweise andere Pflanzen, wie der bekannte Gummibaum Manihot glaziovii, sowie Kickxia angepflanzt worden. Ein schön angelegtes Europäerhaus ziert den Strand. Dieses, seit langer Zeit verlassen, wird jetzt wieder von einem europäischen Gärtner bewohnt, welcher die Plantage in Ordnung hält und verwaltet.

Wir ziehen an dem stattlichen Gebäude, welches ganz nach Art der europäischen Gebäude der Faktoreien von Lome erbaut ist, vorüber und erreichen in drei Viertelstunden das kleine, in einem Kokoshain reizend gelegene Fischerdorf Gumkovhe. Die Bewohner sind auch hier meistens Fischer, die bei unserem Eintreffen friedlich unter melancholischen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gesängen ihre Fischerboote und Netze in Ordnung brachten. Wir ruhten auf einen Kanoe aus und liessen uns einen Trunk frischen Wassers reichen.

Nach kurzer Zeit wurde wieder aufgebrochen und der Marsch mühsam bis über die Knöchel im Sande weiter fortgesetzt.

Schon von Ferne erblickten wir die Rhede von Klein-Popo, wo bereits unser alter Freund aus der Heimat, der Wörmanndampfer, welchen wir in Porto Seguro vorbeidampfen sahen, vor Anker lag. Bald zeigten sich auch die Umrisse des grossen Krankenhauses von Popo; die Flaggen der Faktoreien wurden sichtbar und nach eineinhalbstündigem Marsche hatten wir unser Ziel erreicht. Ich wurde von meinem alten Freund, dem späteren Leiter der Zollbehörde Joop, freudig begrüsst und gastfrei aufgenommen. Leider ist auch dieser bewährte und beliebte Mann des Schutzgebietes im Jahre 1897 dem Klima zum Opfer gefallen.

KLEIN-POPO.

Das Nachtigal-Krankenhaus und die sanitären Verhältnisse der Togo-Kolonie.

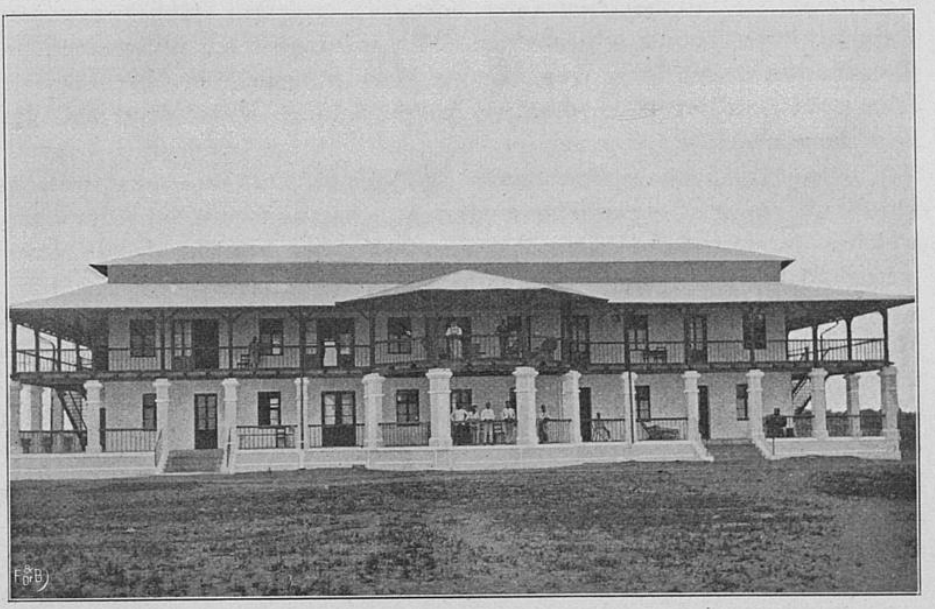
Klein-Popo zieht sich weit hin von Westen nach Osten am Strande entlang; es ist erbaut auf den Dünen, die hier das Meer angespült hat. Hinter diesem Landstreifen, der durchschnittlich etwa nur eine Breite von 100 bis 150 m hat, befindet sich die Lagune. Im Westen der Stadt liegt das schöne und grosse Gebäude des Nachtigal-Krankenhauses, das gleichsam ein Denkmal für unseren verdienstvollen Reisenden Nachtigal bildet. Die Anregung zu dem Bau dieses, für die sanitären Verhältnisse in unserer Kolonie ausserordentlich segensreichen Krankenhauses, gab die Nachtigal-Gesellschaft. Diese hat durch langjährige Sammlungen ein bedeutendes Kapital zusammengebracht, welches in hochherziger Weise durch die Regierung erhöht worden ist. Die Anlage besteht aus einem grossen viereckigen Gebäude, das von einer freundlichen Veranda geziert wird. Neben den Krankenzimmern für die Europäer enthält es auch Wohnräume für den Arzt. In dem unteren Geschoss befinden sich das Speisezimmer und die Apotheke mit Sprech- und Verbandzimmer. Ausserdem wohnen dort die stets hilfsbereiten schwarzen Diener und Dienerinnen. Im oberen Stockwerk liegen die Krankenzimmer, die einfach, jedoch gut eingerichtet sind und je zwei bis vier Betten zur Aufnahme von Kranken enthalten.

Ausserdem befindet sich noch in einem besonderen Gebäude das Lazarett für die Schwarzen. Die Pflege die hier den Kranken zu Teil wird, und die Tüchtigkeit des Stabsarztes Dr. Wicke hat den Ruf dieser Krankenanstalt weit über die Grenzen unseres Togogebietes verbreitet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aus weit entlegenen Ortschaften, aus Grand-Popo, aus Weyda, ja noch weiter her werden europäische Kranke, auch reiche Schwarze und Mulatten hierher gebracht; selbst aus dem englischen Gebiet, aus Quitta, suchen Kranke Hilfe und finden hier häufig Genesung.

Ein schwarzer Lazarettgehilfe unterstützt den Arzt bei den Handreichungen, beim Verbinden u. s. w., während die Pflege der Kranken hauptsächlich den bewährten Schwestern vom roten Kreuz obliegt, die sich derselben opferfreudig und unermüdlich widmen und dem Kranken



Das Nachtigal-Krankenhaus in Klein-Popo.

auf dem einsamen Lager durch ihre Unterhaltung, Zerstreuung und Linderung der Qualen schaffen.

Auch ich selbst habe diese Wohlthaten erfahren, denn ich fand hier nach meiner Salagareise, auf der ich von dem schleichenden Malariafieber befallen wurde, gute Pflege und Genesung. Die kräftige, hier beständig wehende Seebrise, sowie die gute Kost und Behandlung verfehlten ihre Wirkung nicht.

Die breite, schattige Veranda, von der man dem Brausen des Meeres lauschen und sich an dem Anblick der hohen Brandung erfreuen kann, gewährt reichlichen Schutz vor den Sonnenstrahlen. Man freut sich hier wieder einmal mit weissen Damen bei einer Tasse Thee oder Kakao über die ferne Heimat Gedanken austauschen zu können.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Noch nachträglich bei Bearbeitung dieses Buches trifft die traurige Nachricht ein, dass der verdienstvolle und allbeliebte Dr. Wicke aus seinem segensreichen Wirken durch den Tod abberufen und dem Klima zum Opfer gefallen ist. Der Heimgang dieses tüchtigen Tropenarztes ist ein grosser Verlust für die Kolonie, welche sein Andenken stets dankbar bewahren wird.

Auch die schwarzen Rekonvaleszenten befinden sich in dem kleinen einfachen, aber schön und sauber eingerichteten Lazarett, wenn sie das schwere Krankenlager verlassen haben, gewiss wohler denn je. Häufig sieht man sie promenieren oder behaglich auf den Bänken vor dem Lazarett ihren Tabak schmauchen. Merkwürdig ist im allgemeinen die Konstitution dieser Schwarzen. Grosse Wunden, welche in diesem heissen Klima bei dem Europäer so schwer heilen, schliessen sich bald und sind nach kurzer Zeit vollkommen verheilt.

Das Krankenhaus hat auch ein kleines Laboratorium, welches Dr. Wicke in der letzten Zeit eingerichtet hat und ein Obduktionshaus, welches die wissenschaftlichen Arbeiten in hervorragendem Maasse unterstützt. Was die Gesundheitsverhältnisse in den letzten Jahren anbetrifft, so waren sie bedeutend besser als im Jahre 1896, in welchem in den Monaten Mai oder Juni an den Küstenplätzen eine schwere Malariaepidemie auftrat, die sich weiter bis unach Akkra nd Lagos verbreitete.

Von den damals an der Küste ansässigen Europäern, etwa 70 an der Zahl, sind binnen wenigen Wochen 13 dem schweren Fieber erlegen. Zumeist fallen die Europäer dem Schwarzwasserfieber oder auch häufig auftretenden Dysenterie zum Opfer. Auch starben viele an den Nachwehen der Malaria, an chronischer Nierenentzündung. Auffallend trat in dem Jahre 1897 eine Beriberi-Epidemie auf, zumeist bei den Kruboys einer Faktorei in Klein-Popo; sie war von schweren Erkrankungen des Herzens begleitet und hat bei 28 Erkrankten in drei Fällen nach kurzer Zeit, in einem Falle sogar nach 20 Stunden, den Tod herbeigeführt.

Häufig bei Europäern und Eingeborenen vorkommende Krankheiten.

Von den angeführten Krankheiten wie Dysenterie, Lungenentzündung, Beriberi und Malaria werden nicht nur die Europäer, sondern auch die Schwarzen befallen. Das Malariafieber sucht letztere meistens nur dann heim, wenn sie in andere Gegenden kommen, wo andere klimatische Verhältnisse herrschen. Nicht selten konnten wir in Kratyi bemerken, dass unsere von der Küste mitgebrachten Leute in der Volta-Niederung von heftigem Fieber befallen wurden. Eine bei den Eingeborenen sehr häufig auftretende Krankheit ist der Guineawurm. Der Keim zu diesem scheusslichen Schmarotzer soll mit dem Wasser aufgenommen werden und sich in dem Körper des Menschen fortentwickeln, bis er an irgend einer Stelle, meistens an den unteren Gliedmaassen, am Fuss oder am Bein, unter furchtbaren Schmerzen heraustritt. Der Guineawurm sieht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aus wie ein weisser Faden, den man an der betreffenden Stelle, wo er an die Oberfläche der Haut kommt, auf ein Stäbchen aufrollt und entfernt. Bleibt jedoch der Kopf des Tieres in dem Körper, so soll er sich, ähnlich wie der Bandwurm bei uns, weiter fortpflanzen und neue Schmerzen verursachen. Meistens eitern die abgestorbenen Teile des Wurmes aus. Häufig haben wir den Leuten, die bei uns Hilfe suchten, mit Quecksilbersalbe diese Stellen eingerieben, was anscheinend den Wurm zum Absterben und zur Auseiterung brachte. Eigentümlicherweise scheint der Weisse dieser Krankheit gegenüber widerstandsfähiger zu sein, da bis jetzt noch kein Fall bekannt geworden ist, wo ein Europäer in der Kolonie von ihr heimgesucht wurde. Wie der Guineawurm durch die Aufnahme von Trinkwasser sich verbreiten soll, so sollen auch die Keime der bekannten Tropenkrankheit „sanguinis filarii" durch Moskitostiche in das Blut des Menschen übertragen werden; sie verursacht häufig ein Anschwellen der unteren Gliedmaassen und wird dann „Elefantiasis" genannt. Im Hinterlande begegnet man vielfach einer Anschwellung des Hodensacks, die von derselben Krankheit herrühren soll, und in dieser Form eine Folge mangelhafter Bekleidung sein mag. Ferner treten auch noch ungefährliche Infektionskrankheiten wie der Ringwurm auf, der Schwarze wie Weisse befällt und sich in einem ringförmigen Hautausschlag äussert. Man vertreibt ihn jedoch leicht mit der Ringwurmsalbe. An den Küsten sind die unbeschuhten Schwarzen den Sandflöhen ausgesetzt. Die Vernachlässigung der infizierten Stellen hat schlimme Folgen und kann schliesslich durch Eiterung den Verlust von Zehen herbeiführen. Bei einiger Aufmerksamkeit sind die Tiere jedoch leicht zu entfernen. Sehr häufig findet man bei Kindern einen Ausschlag vor, der „Krokro" genannt wird und zuweilen Gesicht und Körper derselben mit einem weissen Schorf überzieht. Jedoch verliert sich diese Krankheit mit dem Alter und soll im allgemeinen ungefährlich sein. An der Küste sind die Geschlechtskrankheiten sehr verbreitet, gegen welche die Eingeborenen kein Mittel zu kennen scheinen; seltener begegnet man ihnen im Hinterlande. In den Thälern trifft man bei alten Leuten häufig die Abzehrung, an welcher sie nicht selten zu Grunde gehen. Auch kommt Atrophie, namentlich einseitig an den unteren Gliedmaassen vor. Ferner findet man, wie wir noch später sehen werden, in den feuchten Gebirgsthälern den Kropf. Ab und zu kommen Albinos vor, deren weisse Hautfarbe und rote Haare sich schlecht mit dem Negertypus vertragen; eigentümlich ist, dass man häufig Albinos mit blauen Augen beobachten kann.

Mit der Impfung ist im Schutzgebiet begonnen worden. Zu diesem Zwecke hat man geeignete Personen angelernt. Die Lymphe wird frisch aus Europa bezogen und von der Apotheke auch an die Stationen im

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Innern versandt. In diesem Jahre ist durch besondere Verordnung der Impfzwang an der Küste, vorläufig für Klein-Popo und Lome eingeführt worden.

Was die allgemeinen gesundheitlichen Verhältnisse des Schutzgebietes anbelangt, so ist es damit in der Uebergangsperiode von der Trockenzeit zur grossen Regenzeit, also etwa in den Monaten Mai und Juni, am schlechtesten bestellt. Diese Monate haben uns die Malariaepidemie und die meisten damit in Verbindung stehenden Krankheiten gebracht. Durch die Feuchtigkeit der überall stagnierenden Gewässer sollen die Malariaerreger wieder neu belebt werden und sich durch das Ausdünsten der Sümpfe schnell verbreiten.

Einige Orte, wie Lome, sind gesundheitlich unseren anderen Küstenplätzen bei weitem vorzuziehen, da hier die Lagune sehr selten unter Wasser steht und andererseits auch verhältnismässig weit von der Stadt entfernt ist.

Klein-Popo dagegen und auch Sebbe, der frühere Regierungssitz, welche beide hart an der Lagune liegen, haben für den Europäer ein weniger günstiges Klima als Lome. Letzteres wurde daher in früheren Zeiten von den Europäern als Seebad Lome bezeichnet.

Aus den vorerwähnten Gründen sind die Gebiete in den Niederungen und an den Flussläufen ungesünder und ebenso verhält es sich mit unseren Stationen im Hinterlande.

Während unsere Station Misahöh, welche an einer luftigen Berglehne etwa 450 m über dem Wasserspiegel liegt, durch schönes krystallhelles Wasser ausgezeichnet ist, kann man ein gleiches von der Station Kete-Kratyi nicht behaupten. Letztere liegt, wenn auch auf einer kleinen Anhöhe, vollständig in dem Flussgebiet des Volta und die Nähe dieses Flusses mit seinem Ueberschwemmungsgebiet wirkt natürlich nicht günstig auf die Gesundheit der dort stationierten Europäer. Aber es war trotzdem aus wirtschaftlichen und politischen Gründen nicht möglich, unser grösstes Handelscentrum im Hinterlande Kete ohne eine Station zu lassen.

Den Europäern könnte eine Erleichterung dadurch geschaffen werden, dass ein ausreichendes Personal dort stationiert würde, welches in Krankheitsfällen sich gegenseitig Hilfe leisten und vertreten kann.

Auch Dr. Fisch sagt in seinem Werke: „man sollte nie einen Europäer auf einer Station allein lassen, denn dies sei eine Grausamkeit."

Lage von Klein-Popo.

Wie aus den vorhergehenden Schilderungen zu entnehmen ist, schliesst Klein-Popo im Westen mit dem Krankenhause seinen Bereich ab. Wir wandern nun weiter nach Osten auf einem gut gebahnten Lehmwege, der schnurgerade am Strande hinführt und an dessen Nordseite sich Klein-Popo fast 2 km lang erstreckt. Weiter östlich kommen wir zuerst zu der Wesleyanischen Methodisten-Mission, welche von dem Super-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

intendenten Ulrich geleitet wird. Es ist ein grosses, viereckiges, aus Lehm aufgeführtes Gebäude mit einem Grasdach. Grosse Fenster, nach Art der Eingeborenen mit Läden verschlossen, spenden einem geräumigen Zimmer das Licht. In demselben befindet sich die Schule, welche Sonntags auch zur Abhaltung des Gottesdienstes benutzt wird.

So einfach dieses Gebäude aussieht, so verfehlt es doch nicht seinen würdigen Zweck. Ich gedenke noch des feierlichen Taufaktes, welchen der durch sein bescheidenes Wesen überall beliebte Missionar Ulrich an drei schwarzen Soldaten vornahm.

Diese waren früher Sklaven des Königs Behanzin von Dahome und von letzterem unserem Kaiser während des Krieges mit den Franzosen zum Geschenk gemacht worden. Nach einer würdigen Ansprache an die Soldaten, in der er sie an die Gebote der christlichen Kirche ermahnte, taufte er sie mit den Namen: Wilhelm, Karl und Johann. Dieser feierliche Akt wurde durch einen Gesang eingeleitet und geschlossen.

Der erhebenden kirchlichen Handlung wohnte die ganze Gemeinde, fast sämtliche Europäer mit dem Landeshauptmann, den Beamten und Kaufleuten bei.

Wir wandern weiter und gelangen zu der kleinen Kapelle und zur Schule der katholischen Mission. Ein kleiner Glockenstuhl ist hier auf dem Grasdach des Missionshauses angebracht; des Morgens beim Aufgang und des Abends beim Untergang der Sonne werden die Einwohner zur Arbeit und zum Gebet durch Glockengeläut gerufen.

Wir kommen nun zu der sogenannten Eingeborenen-„Town", wie sich unsere deutschen Kaufleute auszudrücken belieben.

Hier finden wir neben den eigentümlichen kleinen Hütten der Evheneger auch die Häuser der reicheren Schwarzen, welche aus Lehm aufgeführt und sogar mit einer Veranda versehen sind.

Eine dieser Besitzungen gehört der Familie Garver, deren Oberhaupt der Ministerpräsident des Königs Lawson von Klein-Popo ist. Hier hatte ich Gelegenheit, bei dem sogenannten Black-Christmas das Leben und Treiben im Hause eines schwarzen Notablen kennen zu lernen. Das Black-Christmas ist, wie auch die Bezeichnung andeutet, eigentlich nur eine heidnische Nachahmung unseres Weihnachtfestes. Es bildet eins der Hauptfeste der Schwarzen in Klein-Popo und fällt ungefähr in die Zeit des September. Es wird bei Spiel und Tanz in Saus und Braus gefeiert. Zu diesem Feste werden Ziegen und Schafe, ja von den Reichen der Stadt auch Kälber und namentlich Hühner in Masse geschlachtet. Die Honoratioren beschenken sich gegenseitig und bedenken sogar die Weissen mit einer Hammelkeule oder auch einem Stück Kalbfleisch, natürlich in der Hoffnung auf ein Gegengeschenk.

Weihnacht
an der Küs
lt,
s

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Weissen werden besonders eingeladen, während es unter den Schwarzen Sitte ist, sich ohne irgend welche Aufforderung bei seinen Freunden zum gemeinsamen Gelage einzufinden.

Wir folgten gleichfalls einer Einladung der Garvers und wohnten mit fast sämtlichen Europäern von Klein-Popo dem Feste bei, bei dem es hoch herging. Während bei den gewöhnlichen Schwarzen der Gin das hauptsächliche Getränk ist, steht den vornehmen Schwarzen und den Weissen für afrikanische Verhältnisse eine sehr reichliche Auswahl von Getränken zur Verfügung. Neben Sekt giebt es auch Bier, Selterwasser, selbst die verschiedensten Liqueure, die besonders bei den schwarzen Damen Anklang finden; neben anderen Weinen spielt selbstverständlich der Palmenwein die Hauptrolle und der schwarze Gastgeber zeigt sich als liebenswürdiger Wirt.

Von den Bediensteten werden die verschiedenartigsten Tänze aufgeführt, welche zur allgemeinen Belustigung der gemischten Gesellschaft beitragen.

Die Männer führen Kriegstänze auf und sind zu diesem Zwecke meist mit kleinen Haumessern oder auch Streitäxten bewaffnet. Sie kommen einer nach dem andern in das dazu bestimmte Gehöft hereinmarschiert und nehmen hier in einer Reihe Aufstellung. Einzeln tritt jeder Krieger vor und führt beim Schwingen seiner Waffe und bei anderen Waffenübungen, sowie beim Gesang einer Kriegshymne, in welche der Chor einstimmt, in wilden Sprüngen seinen Tanz auf.

Auch die Mädchen und jungen Frauen beteiligen sich an den Aufführungen; sie bilden einen Kreis und während in demselben eine von ihnen vortanzt, singen die anderen und begleiten den Tanz mit Händeklatschen. Kleine Flaschenkürbisse, mit Kaurimuscheln gefüllt und mit Kaurinetzen überzogen, werden dabei als Rasseln verwendet.

Natürlich wird von den Christen das Weihnachtsfest in ganz anderer und ruhiger Weise am Tage der Geburt unseres Heilandes gefeiert, als durch lärmende Fetischtänze bei dem nachgeahmten sogenannten Black-Christmas. Der in Togo am 20. Dezember eintreffende und landende Togodampfer ist der sogenannte Weihnachtsdampfer. Er bringt die Briefe und Liebesgaben aus der fernen Heimat, ja auch die Bäume, die an diesem Abend keinem deutschen Herde fehlen dürfen. Es kommt aber auch vor, dass hier in Ermangelung eines Tannenbaumes eine Mimose oder eine Fikusart denselben Dienst verrichten muss. Bei dem Lichterglanz des Weihnachtsbaumes werden alsdann auch hier unter den befreundeten Weissen kleine Liebesgaben ausgetauscht.

Die grösseren Jungen und die Angestellten bekommen ebenfalls ihren Teil in Tüchern und dergleichen, während man den kleineren Knaben mit etlichen Packeten Zucker eine grosse Freude bereitet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eine nicht geringe Ausgabe verursacht das Weihnachtsfest den grossen Faktoreien, da sie natürlich ihr sämtliches Personal, ob Heiden oder Christen, ziemlich ansehnlich beschenken müssen. Ein schwarzer Verkäufer wird z. B. mit 20 Mark oder zwei Flaschen Wein und Zigarren bedacht.

Unter der Arbeiterbevölkerung befinden sich verhältnismässig wenige Christen, während die besseren Familien, wie z. B. in Klein-Popo, die Lawson'sche Königsfamilie, die Familien der reichen Ameidas, sowie der Wilsons und Garvers sämtlich zum Christentum übergetreten sind, wenn sie auch, wie die vorhergehenden Schilderungen beweisen, aus praktischen und sozialen Gründen die Feste der heidnischen Bevölkerung nicht ignorieren können.

Ferner gehören noch viele Händler und Handwerker, die fast alle ihre Erziehung in einer der christlichen Missionen genossen haben, dem Christentum an.

Das neue Jahr wird auch im schwarzen Erdteil mit Läuten der Glocken in allen Kirchen und Kapellen eingeleitet; Böllerschüsse, die hier noch nicht so streng von der Polizei geahndet werden, erfüllen weithin die Luft.

Wir marschieren nun am Strande weiter und gelangen zu dem Zollgebäude und der grossen Faktorei von I. K. Vietor. Seefischer n

Vor den einzelnen Faktoreien befinden sich wie in Lome grosse Schutzdächer, welche die Brandungsboote vor den Strahlen der Sonne schützen. Auch vor der Eingeborenen-Town sind kleine Schutzdächer aus Gras, welche die zahlreichen Kanoes der Fischer dieses Stadtviertels bergen. Die kleinen Kanoes sind überall aus einem Baumstamme gefertigt, dem sogenannten Kanoebaum — dem Seidenwollbaum — der in der Mitte ausgehöhlt wird und alsdann den Schwarzen als Fahrzeug dient. Diese Kanoes, welche die hohen Brecher und die Brandung passieren müssen, sind deshalb mit besonderen Schutzvorrichtungen versehen. Die Seitenwände sind durch Planken und Bretter erhöht und ein besonders hoher Aufsatz befindet sich an dem Vorderteil. Auch sind an diesen Kanoes Vorrichtungen zum Segeln angebracht. Geradezu bewundernswürdig ist es, wie die sonst nicht sehr mutigen Schwarzen ihre Kanoes durch die schäumende Brandung führen. Mit Spannung und Besorgnis sieht man den kleinen Fahrzeugen nach, die wie Nussschalen auf den Wellen herumgeworfen werden und nur mit der grössten Mühe und Anstrengung einen Kamm nach dem andern nehmen. Vereint werfen dann die Fischer zweier solcher Kanoes ihre Netze aus und beginnen ihre mühsame Arbeit, von welcher sie erst abends heimkehren; ihre Angehörigen, Frauen und Kinder, kommen dann an den Strand gelaufen, um sich mit Bangen zu überzeugen, ob auch das kleine Kanoe durch

5*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Gewalt der Fluten glücklich an den Strand geworfen wird. Die Fische werden dann sofort in Körbe gelegt und die grossen von den kleinen geschieden; die grösseren werden meist bald am Strande verkauft und wandern nicht selten in die Häuser der Europäer, während die kleinen Fische in der Sonne getrocknet und dann auf dem nahen Markt an der Lagune feilgehalten werden.

Nicht selten wird auch ein Sägefisch gefangen, dessen für die Schiffe so gefährliche Säge von den Eingeborenen als Waffe benutzt wird. Ebenso werden häufig grosse Stachelrochen gefischt, deren Schwanz als Peitsche zum Verkauf angeboten wird. Nach beendigtem Fischfang werden die Netze am Strande ausgebreitet, zum Trocknen hingelegt und die zerrissenen Stellen durch neue Maschen ersetzt, damit mit Tagesanbruch die Fischer wieder ihre Arbeit beginnen können.

Die Schule.

Wir wandern nun weiter am Strande entlang, und das nächste Gebäude, das unser Interesse in Anspruch nimmt, ist das Gebäude der Regierungsschule. Dasselbe ist ein ziemlich grosser, viereckiger Bau, nach der Seeseite mit einer Veranda versehen. Im oberen Stockwerk wohnt der Lehrer, während sich im Erdgeschoss das grosse Schulzimmer befindet. Der Unterricht wird in drei Abteilungen erteilt und besteht in biblischer Geschichte, Deutsch, Rechnen, Realien, welche sich auf die Heimatskunde und Himmelsrichtungen erstrecken. Auch haben die oberen Abteilungen Singen, Turnen, Zeichnen und Anschauungsunterricht über Tiere und Pflanzen.

Diese Regierungsschule hat vor allem den Vorteil, dass sie das Hauptgewicht auf das Erlernen der deutschen Sprache legt, so dass diese hoffentlich in nicht zu langer Zeit die englische Verkehrssprache verdrängen wird.

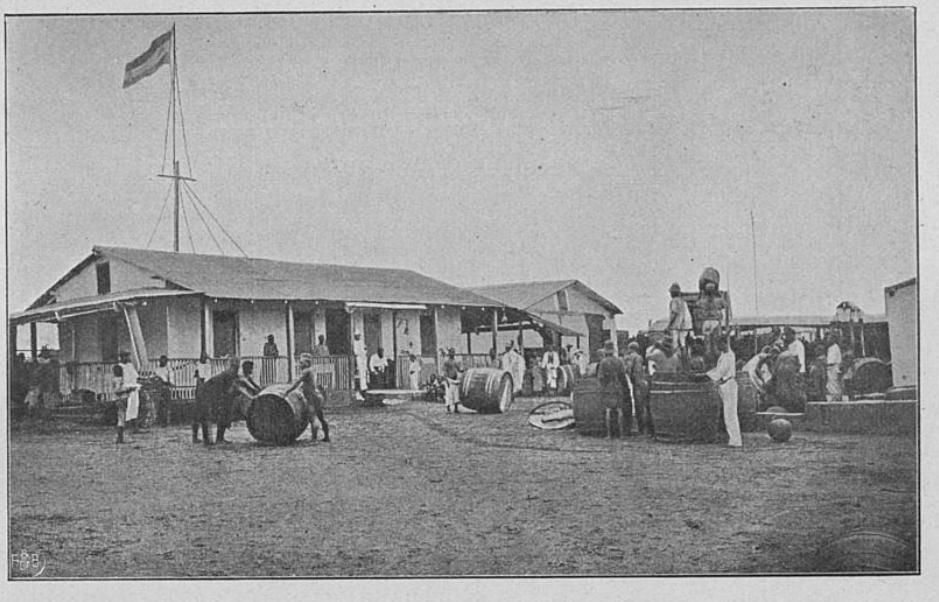
Aus dieser Schule gehen auch jetzt schon die unteren schwarzen Beamten hervor, welche als Zollaufseher oder Postagenten eine Verwendung finden. Leider kann den deutschen Kaufleuten der Vorwurf nicht erspart werden, dass sie bei dem Verkehr mit ihren schwarzen Jungens häufig die englische Sprache bevorzugen. Nach ihrer Angabe thun sie es nur aus dem Grunde, weil sie glauben, dass bei allgemeinem Verständnis der deutschen Sprache manches Geschäftgeheimnis ausgeplaudert werden würde. Wie soll das aber nun in unserem deutschen Vaterlande sein, wo in einem Geschäft alles bis auf den Lehrling und den Hausknecht sich nur der deutschen Sprache bedient?!

Handelsverhältnisse in Klein-Popo.

Den ganzen östlichen Teil von Klein-Popo nehmen mit Ausnahme des schon erwähnten Zollhauses die Faktoreien ein. Dieselben sind durchweg zwischen Strand und Lagune erbaut, und haben ausserordentlich grosse Hofräume, auf welchen in langen Reihen Tonnen zur Verschiffung der Kerne und des Oels lagern. Lange Schuppen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bergen die Waaren und Produkte. In denselben werden auch die Kerne zum Trocknen mittelst Schaufeln ausgebreitet. Lange und hohe Zäune schliessen die Gehöfte nach der Seeseite ab. Die Wohngebäude sind zumeist etwas zurückgebaut und liegen näher an der Lagune, an welcher das ganze geschäftliche Leben und Treiben sich abspielt. Einen herrlichen Ausblick hat man von den Veranden dieser Gebäude nach dem Süden auf das schäumende Meer und nach dem Norden auf das geschäftliche Treiben und auf die sich weithinziehende Lagune und ihre Arme, sowie auf die Insel Adjido, die so malerisch mit dem kleinen



Hof der Faktorei von Wölber & Zimmermann in Klein Popo.

Dorf und der daneben befindlichen katholischen Mission, welche einen hohen Kirchturm besitzt, daliegt.

Auf der Lagune schaukeln die beladenen Kanoes, die den Faktoreien Kernerprodukte zuführen, während Fischer ihre Netze werfen und die kleinen schwarzen Jungens sich fast den ganzen Tag im Wasser tummeln. Im Hintergrunde, wo der eine Arm der Lagune nach Sebbe abbiegt, um sich mit dem nach Grand-Popo führenden Hauptarm zu vereinigen, liegt Degbenu und Badyi, die Residenz mit dem Palast des Königs Lawson III. Auf einer kleinen Anhöhe, die fast steil zur Lagune abfällt, liegen die weissen, von Veranden umgebenen Häuser, die alle mit ihrem Oberstock den Europäer-Häusern gleichen. Die Kokospalmen, welche am Nordwestende der Stadt den Markt beschatten, sowie die vielen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kleinen Gondeln und die weissen Gigs, die vor den Faktoreien liegen, geben der ganzen Landschaft ein malerisches Aussehen. Ueberall werden Waaren verladen, geschäftig wälzen die Schwarzen die Tonnen und tragen aus den Kanoes die gefüllten Säcke herbei, so dass das ganze Ufer an der Lagune einem Bollwerk gleicht. Abends, wenn die Sonne in die dunklen Meeresfluten taucht und zum Abschied noch alles mit goldigem Schimmer umrahmt, wenn am dunkelblauen Firmamente die Sterne leuchten, wenn schäumend, brausend und majestätisch sich die Meereswogen im hohen Bogen am Strande brechen, empfängt man Besuch auf der Veranda und vergisst in wechselseitigem Gespräch die vielen Unzuträglichkeiten, wie Hitze, Moskitos und Fieber, denen man sich in den Tropengegenden auszusetzen hat.

Während in Lome hauptsächlich das Kassageschäft besteht, indem die Leute einzeln ihre Produkte zum Verkauf bringen und wieder einhandeln, wird in Klein-Popo mehr das Engros-Geschäft betrieben.

Der Handel wird hier hauptsächlich durch schwarze Zwischenhändler vermittelt, welche die Produkte auf den grossen Märkten in der Lagune in Gridji und in Vo an der Volagune, auch in den Orten am Togosee, wie in Degbo, sowie weiterhin in Hahoté am Haho aufkaufen.

Einige Faktoreien haben direkt schwarze Agenten, die in Degbo und Hahoté stationiert sind.

Aber auch die entfernter gelegenen Märkte abseits von der Lagune, wie der ganze Küstenstreifen, welcher die Zone der Oelpalmen bildet, das Hinterland von Klein-Popo, Sagada, Tshegbo und andere Centralpunkte liefern Produkte nach Klein-Popo. Die Wasserstrasse der Lagune erleichtert hier bedeutend den Verkehr.

Seit dem letzten Pariser Vertrage ist für den Osten unseres Gebietes und somit hauptsächlich für Klein-Popo erfreulicherweise eine neue Handelsstrasse in dem Mono eröffnet. Früher wurde die Grenze gebildet durch den Meridian, welcher die Insel Bajol in dem 0°40′ östlicher Länge von Greenwich durchschneidet. Somit gehörte ein Gebiet auf der rechten Seite des Mono zu der französischen Kolonie Dahome. Durch den erwähnten Vertrag ist uns dieses zwischen dem Mono und der Lagune liegende Dreieck zugefallen. Ferner gehört uns die Hälfte der Lagune vom Mono bis Bajol. Auch ist uns die Neutralität der Schifffahrt auf dem Mono zugesichert worden, so dass wir nun eine Wasserstrasse im Osten des Gebiets und somit eine Verbindung zu Wasser zwischen dem Hinterlande und Klein-Popo besitzen. Endlich gehört uns der grosse Markt von Topli, der früher ein streitiges Objekt bildete.

Während früher sämtliche Produkte, welche auf dem Mono verschifft wurden, durch französisches Gebiet gehen und, um den Zoll zu ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

meiden, in Grand-Popo abgesetzt bezw. verkauft werden mussten, haben sich innerhalb kurzer Zeit nach Abschluss des Vertrages die Handelsverhältnisse zu unseren Gunsten bedeutend verändert. Jetzt können die Kaufleute und ihre Unterhändler die Kanoes ungehindert den Mono aufwärts bis zu dem Hauptmarkt nach Topli schicken, welches früher ebenfalls unter französischem Einfluss stand. Hoffentlich werden die Kaufleute nicht verfehlen, diesen wichtigen Platz Topli durch Anlegung von Zweigfaktoreien, wie solches in Agome-Palime, im Hinterlande von Lome schon geschehen ist, weiter zu vergrössern.

Dieser erfreuliche Aufschwung ist Klein-Popo um so mehr zu gönnen, als es durch Verlegung der kaiserlichen Landeshauptmannschaft von Sebbe nach Lome nicht geringe Nachteile erlitten hat. Leider ist uns der schmale Küstenstreifen, welcher zwischen der Lagune und dem Meere und zwischen dem 0° 40′ östlicher Länge und zwischen der Mündung des Mono gelegen ist, in diesem Vertrage nicht zugesprochen worden. Nichtsdestoweniger ist der Erwerb des Gebietes und die dadurch gewonnene Schiffahrt auf dem Mono von unschätzbarem Nutzen.

Umgeb
von
Klein-P

Eine direkte Verbindung zwischen Klein-Popo und dem Hinterlande existiert zu Lande nicht, man muss vielmehr mittels Kanoe den ersten, etwa 150 bis 200 m breiten Arm der Lagune passieren, um auf die Insel oder besser gesagt Halbinsel Adjido zu gelangen. Bei niedrigem Wasserstande nämlich hängt Adjido im Osten mit dem Festlande zusammen. Bei hohem Wasserstande dagegen wird es im Osten vom Lande abgeschnitten.

Die Verbindung mit Adjido wird durch eine Regierungsfähre hergestellt, welche aus einem grossen Kanoe besteht. Oft war die Fähre so übermässig Kopf an Kopf mit Schwarzen beladen, dass sie nur eines geringen Anstosses bedurfte, um umzuschlagen. Die Gefahr erscheint jedoch grösser als sie in Wirklichkeit ist, denn die Schwarzen verstehen es, geschickt mit diesem Fahrzeug umzugehen und auch den geringen Raum desselben auszunutzen. Hintereinander hocken sie auf dem Boden des Kanoes, ohne irgendwie zu zucken und so gelangen sie meistens unbeschadet hinüber.

Wir haben nun Adjido erreicht und gelangen von dem Landungsplatz auf einem ca. 4 m breiten und 1½ km langen angelegten Wege durch des sumpfige Terrain der Halbinsel auf einem Damm zu dem zweiten Arm der Lagune, welcher zwischen Sebbe und Adjido gelegen ist. Hier bildet eine auf Steinpfeilern erbaute Holzbrücke die Verbindung.

Schon vom jenseitigen Ufer übersieht man die schöne Lage von Sebbe, insbesondere den bis an die Lagune reichenden Park, der jetzt nach Lome verlegten Landeshauptmannschaft. Jetzt steht dort verlassen ein grosses zweistöckiges Beamtenwohnhaus, sowie das ehemalige Haussalager und die Arbeitsschuppen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sebbe ist seit der Verlegung der Landeshauptmannschaft fast ganz ausgestorben. Nur im Osten des Parkes liegt noch unverändert das eigentliche kleine Dorf Sebbe, welches die Schwarzen noch heute bewohnen. Kleine viereckige, mit Gras bedeckte und von grossen Kokospalmen beschattete Hütten bilden das Dorf.

Weiter östlich an dem erhöhten Ufer der Lagune liegt die kleine Zollstation Hela Cofi, welche aus einigen aus Palmen und Gras hergestellten Hütten besteht. Ein grosser Flaggenstock mit der deutschen Zollflagge und ein Posten vor Gewehr kennzeichnet diesen Platz. Unweit östlich davon geht die französische Grenze. Von hier aus hat man eine vorzügliche Aussicht auf die Lagune und auf die kleine französische Insel Bajol, auf der ebenfalls eine in grossartigem Style angelegte französische Zollstation liegt, um die auf der Lagune ankommenden Kanoes zu kontrollieren.

Auf dieser kleinen Station Hela Cofi, welche den Zoll für die, die französische Grenze passierenden Waaren, insbesondere Ziegen oder Schafe zu erheben hat, kam es häufig zu Excessen. Die Schwarzen wollten natürlich nicht gutwillig den Zoll zahlen und mussten daher namentlich in der ersten Zeit durch Strafe dazu gezwungen werden.

Wir kehren nun zu der Halbinsel Adjido zurück, die uns als Sitz der katholischen Mission und als Hauptherd des Fetischtums des heidnischen Jevheordens interessiert.

Infolge der schönen Weiden auf Adjido wie bei der königlichen Residenz Badji werden von den Eingeborenen an beiden Orten Viehherden unterhalten, welche mir an der Küste und weiterhin nicht mehr begegnet sind. Erst wieder circa 350 km von der Küste entfernt, trifft man in unserem deutschen Togogebiet kleine Viehherden an, die jedoch dort nur kürzere Zeit bis zu ihrem Verkauf gehalten und aus Dagomba oder den Kotokolilanden eingeführt werden.

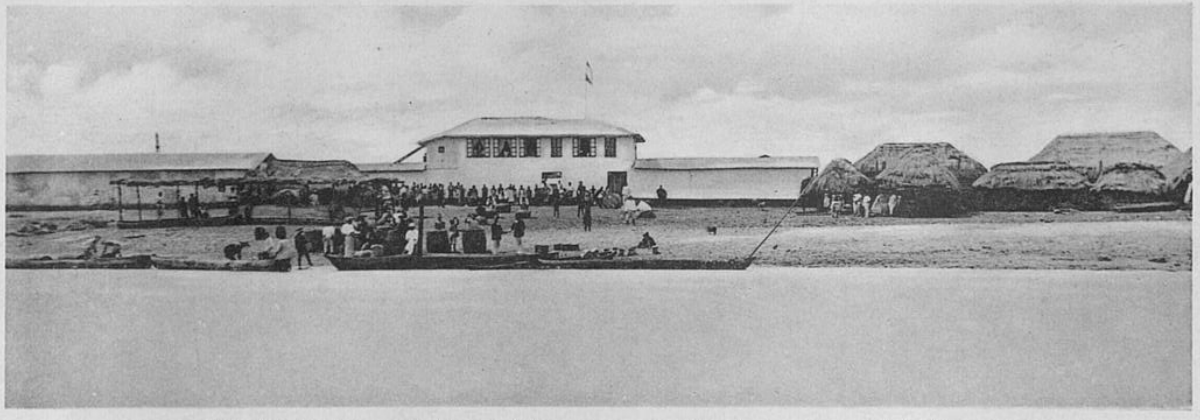
Des Morgens werden die sehr primitiv eingerichteten Gehöfte geöffnet und die Tiere zur Weide getrieben. Beim Anblick der behaglich grasenden Viehherde fühlt man sich unwillkürlich auf die grünen saftigen Wiesen der Heimat versetzt.

Das Vieh wird von den Eingeborenen fast ausschliesslich nur zur Zucht und für Milchzwecke gehalten: die Milch wird als grosse Delikatesse für die Europäer nach Klein-Popo zum Verkauf gebracht.

Auch werden von den Eingeborenen, besonders hier in Adjido, sehr viel Schweine gehalten, welche von mittlerer Grösse sind und eine schwarze Farbe haben.

Beinahe sämtliche Leute von Adjido betreiben neben dem Handel in geringem Umfange auch den Ackerbau, meistens jedoch den Fischfang auf der Lagune.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Die Faktorei von Wölber u. Zimmermann an der Lagune von Klein-Popo.

Badyi, die Residenz des Königs Lawson III. von Klein-Popo.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Trotzdem hier der ausgeprägteste Götzendienst der Jevhe-Gesellschaft herrscht, so liegt andrerseits doch an dieser Stelle der Ausgangspunkt der katholischen Mission.

Was die eigentümlichen Sitten dieser Fetischstämme anbelangt, so legen sie anscheinend einzelne Gelübde ab, wie z. B., dass sie das Fleisch irgend eines bestimmten Tieres nicht essen wollen. Es kommt auch vor, dass die Fanatischen unter ihnen, namentlich Weiber, welche sich in irgend einer Weise gegen den Jevhegott versündigt haben, zur Sühne eine gewisse Zeit, anf das Gebot ihres Priesters, unbekleidet herumlaufen. Auch verbieten diese Priester den sämtlichen Angehörigen des Bundes jegliche europäische Kleidung zu tragen.

Der Yeweorden ist der grösste Feind des Christentums und der damit verbundenen Kultur. Die Priester desselben machen alle Anstrengungen, das Christentum fern zu halten und Abtrünnige werden auf das Strengste bestraft, oft auch hinterlistig ermordet. Später werden wir noch bei den Schilderungen der Religionsverhältnisse der Evhe auf diesen Yewebund zurückkommen.

Die katholische Mission.

Neben dem eigentlichen Dorfe Adjido liegt hart an der Lagune auf dem erhöhten Ufer der grosse Komplex der katholischen Mission.

Das Dorf besteht aus viereckigen, mit Gras eingedeckten Lehmhütten, welche von kleinen Gehöften eingeschlossen werden. Die Gehöfte umgeben Mattenzäune, häufig auch noch breite Kaktushecken, welche auf dem sandigen Teil dieser Insel ganz besonders gedeihen.

Das katholische Missionshaus liegt mit der Front nach der Lagune, somit auch nach der See, und hat im unteren Teile eine geräumige Kirche, während im oberen Stockwerk sich die Wohnungen der Patres und Brüder befinden.

Eine schöne Aussicht hat man von der Veranda auf die Lagune, auf die weite See und auf das sich lang dahinstreckende Klein-Popo.

Den hinteren Teil des Missionsgrundstückes schliessen die grossen Schul- und Wirtschaftsgebäude ab.

Die Präfektur der katholischen Mission, der Gesellschaft des göttlichen Wortes, wie sich dieser Orden nennt, hatte früher in Adjido ihren Sitz; nach Verlegung der kaiserlichen Landeshauptmannschaft, ist der Präfekt jetzt ebenfalls nach Lome übergesiedelt. Im Jahre 1897/98 gehörten diesem Orden 9 Priester, 9 Brüder und 5 Schwestern an, welche in Togo stationiert waren.

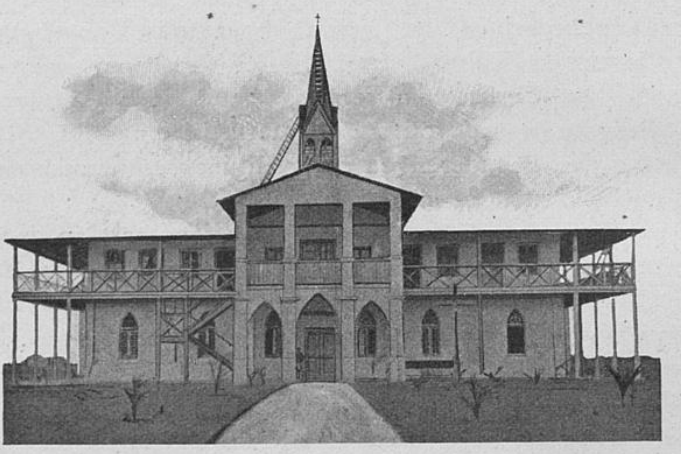
Während sich die evangelischen Missionen, wie die Norddeutsche und Baseler mehr in das Hinterland von Togo gezogen haben und dort ihre Thätigkeit entfalten, verfolgt die katholische Mission ein anderes Prinzip, nämlich zuerst die Küstenplätze zu besetzen und sich von hier aus allmählich Schritt für Schritt an den grossen Karawanenstrassen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

im Innern auszubreiten. Sie zählt 5 Missionsstationen und zwar an der Spitze Lome, die neben der Präfektur eine Bruder- und Schwesternniederlassung enthält, ferner die schon erwähnte Station Porto Seguro, Klein-Popo, Adjido, sowie die Station im Dorfe Togo am Togosee.

Die Missionare suchen die christliche Lehre hauptsächlich durch Schulunterricht zu verbreiten; so unterhalten sie nicht weniger als 18 Schulen, welche von zusammen 700 Kindern, Knaben und Mädchen, besucht werden.

Auch ist in diesem Jahre erfreulicherweise in Adjido eine Handwerksschule von der Mission errichtet worden. In allen Schulen wird Religion, Englisch, Deutsch, Rechnen, Schreiben und auch Gesang gelehrt.



Das Hauptgebäude der kathol. Mission mit Kirche und Wohngebäude in Adjido.

Leider ist hier das Prinzip, erst englisch zu lehren, noch nicht aufgegeben worden. Die Mission glaubt nämlich, dass diese Sprache leichter den Uebergang zur deutschen vermittelt. Hoffentlich wird recht bald mit diesem Prinzip gebrochen.

Auch werden Belehrungsstunden für ältere Leute mit günstigem Erfolge ahgehalten. Um der Polygamie und dem Konkubinate, das in diesen Ländern allgemein herrscht, besser entgegentreten zu können, sind Mädchenschulen eingerichtet worden. Die Mission hofft dadurch christliche Ehen leichter herbeizuführen. Dieses ist von grosser Bedeutung, da in der Negerfamilie die Frau im Hause die Herrschaft hat und ihr allein die Erziehung der Kinder obliegt, während der Mann des Tages über seiner Arbeit nachgeht. Natürlich setzt das Fetischtum der Ausbreitung des Christentums grosse Hindernisse entgegen. Schlechte Ernten oder Fischarmut werden dem Christentum zur Last gelegt und als Strafe der Fetischgötter bezeichnet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leider hatte auch im Jahre 1897 die Mission herbe Verluste durch den Tod mehrerer ihrer Mitglieder zu beklagen. Unter diesen befindet sich Pater Hoffmann, einer der würdigsten Priester der katholischen Mission. Binnen kurzer Zeit hatte er es durch Fleiss und Eifer so weit gebracht, dass er die Evhe-Sprache mit allen ihren Dialekten vollkommen beherrschte. Dadurch, sowie durch die Uebersetzung der biblischen Geschichte in die Evhe-Sprache hat er sich grosse Verdienste um die katholische Mission erworben.

Vergnügungsfahrten auf der Lagune

Zu den Vergnügen der Weissen gehört das Segeln oder das Rudern auf der Lagune. Häufig wird des Sonntags eine Gig ausgerüstet. Dieselbe ist mit Schattendach sowie mit Seitenwänden versehen, die genügend Schutz vor den heissen Sonnenstrahlen, so wie vor einem plötzlich auftretenden Tornado gewähren.

Die Gigs dienen jedoch nicht bloss zu Vergnügungsfahrten, sondern hauptsächlich den Kaufleuten von Klein-Popo zu ihren Geschäftsreisen auf der Lagune nach Aguë oder Grand-Popo, wo die meisten Firmen ebenfalls Faktoreien besitzen.

Neben diesen Gigs werden zu Vergnügungsfahrten auch kleine Segelboote benutzt. Die Fahrten werden bis Porto Seguro, am Togosee, oder bis Vo unternommen. An einem Dorfe wird Halt gemacht, ein Picknick eingenommen und nach Untergang der Sonne die Rückfahrt angetreten. Der Mond breitet dann sein magisches Licht über die glänzende Fläche und in tiefes Schweigen hüllt sich die Natur. Von ferne tönt der Gesang der Schwarzen, die besonders in den hellen Nächten ihre Tänze aufführen, oder der dumpfe Knall einer Büchse dröhnt aus dem schweigenden Busch heraus. Bald sieht man die Lichter aufblinken, noch eine halbe Stunde Fahrt und man landet wieder am Ufer von Klein-Popo.

Klein-Popo als Ausgangspunkt der ersten Forschungsreisen.

Klein-Popo war der Ausgangspunkt der vielen erfolgreichen Forschungszüge, bei welchen unsere ersten Reisenden Dr. Wolf und Hauptmann Kling weit in das Hinterland vorgedrungen sind. Dr. Wolf gründete in den ersten Jahren nach der Besitzergreifung von Togo die Station Bismarckburg, von welcher er kühne Züge bis nach Borgu weit im Norden unternommen hat. Hauptmann Kling setzte die begonnene Arbeit im Westen weiter fort und gelangte von dort aus bis Salaga und weit über den Volta bis Kintampo.

Leider ist auch Dr. Wolf, unser verdienstvollster Forscher, auf seiner Reise nach Borgu dem tropischen Fieber erlegen. Sein Nachfolger Hauptmann Kling ist gleichfalls, nachdem er im Hinterlande die Pfade geebnet und sich wie Dr. Wolf für die Wissenschaft und die deutsche Kolonialsache unsterbliche Verdienste erworben hatte, in der Heimat, in Berlin, den Nachwehen der Tropenkrankheit und Strapazen zum Opfer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gefallen. In dankenswerter Anerkennung ihrer Leistungen hat sich ein Komité gebildet, welches es nnternommen hat, diesen gefallenen Pionieren der Kultur, zum bleibenden Andenken ein Denkmal in Togo zu setzen.

Um den Verkehr im Osten zu heben, hat die Regierung mit dem Bau einer Strasse bis nach Anfoi begonnen. Jedoch ist dieselbe, da der ganze Karawanenverkehr nach dem Innern sich nach dem Westen des Gebietes gezogen hat, nicht weiter ausgebaut worden.

Kaffee-plantagen und deren Schädlinge.

An dieser Strasse liegen die grössten Kaffee-Plantagen im Togogebiet. Die Plantage von I. K. Vietor zählt nach dem letzten Jahresbericht 30000 Bäume; der im Vorjahr festgestellte Ertrag dieser Plantage belief sich auf 1000 kg Kaffee. Ferner liegen hier die Plantagen von Aite-Ayavon mit 20000 Bäumchen und 6000 Pflänzlingen, die der Familie von Almeide Br. & Comp. mit 32500 Bäumen und nach vorjähriger Feststellung einer Ernte von 3000 kg Kaffee.

Ausserdem sind zu nennen die Plantagen der katholischen Mission mit 3000 Bäumen, die Plantagen von Chiko d'Almeida mit 6500 Bäumen, die Plantage von Creppy mit 4000 Bäumen und die Plantage Sebbe von Paul mit 2000 Bäumen. Die Anzahl der Bäume ist im Jahre 1896/97 bedeutend zurückgegangen. Schuld daran war die lang andauernde Dürre der letzten Jahre. Die Bäume verloren die Blätter und verdorrten in ihren oberen Zweigen vollkommen, so dass noch im Mai 1897 die Plantage von Vietor, welche ich damals besuchte, einen traurigen Anblick gewährte. Einige Plantagenbesitzer dachten deshalb schon daran, sämtliche Bäume herauszunehmen und andere an deren Stelle zu pflanzen. Durch den reichlichen Regen im Frühjahr 1897 wurden jedoch die Plantagen vor dem Untergange gerettet.

Ausser diesen Plantagen an der Küste befinden sich noch mehrere Kaffeeplantagen im Innern auf den Missionsstationen Ho und Amedjovhe, wo auch der arabischer Kaffee angebaut wird.

Leider zerstört nicht nur die Dürre, sondern auch ein Käfer eine grosse Anzahl von Bäumen. Dieser Käfer bohrt sich nach den Angaben des Missionars Kurz etwa 5 Zoll vom Boden unterhalb eines Astes in den Stamm des jungen Baumes hinein und vertilgt das Mark des Baumes. Der Käfer soll auch seine Eier in den Stamm hineinlegen. Nach den Angaben des betreffenden Missionars will derselbe drei Stadien dieses Käfers beobachtet haben. Zuerst ist er eine Larve von gelblich brauner Farbe, deren Kopf flach und deren Leib mit 9 bis 12 Einschnürungen versehen sein soll; im zweiten Stadium ist das Tier einem Käfer ähnlich, dessen Beine über der Brust gekreuzt und dessen Fühlhörner zurückgeschlagen spiralförmig zu beiden Seiten des Körpers aufgerollt sind. Das letzte Stadium bildet dann der Käfer selbst, welcher ungefähr einen Zoll lang und von brauner Farbe ist; die Beine sind in die Höhe geschoben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und mit Zacken versehen, die das Tier beim Vorwärtsschreiten unterstützen. Der Käfer soll sich schwerfällig auf dem Boden bewegen. Interessant ist dabei die Wahrnehmung, dass der Käfer nur die arabischen Kaffeebäume angreift, während er den liberianischen Kaffee verschonen soll.

Kokos- und Gummiplantagen.

Ausser den Kaffeeplantagen kommen speziell für die Küste die Kokosnussanlagen in Betracht, die besonders in dem sandigen Küstenstreifen gut gedeihen. Auch haben die Versuche mit Gummibäumen, Manihot Glaziovii, in neuerer Zeit auf besserem Boden erfreuliche Erfolge erzielt, so dass der Anbau von diesen in Togo für die Hebung der Kolonie von hervorragender Bedeutung werden kann. Welche Ausdehnung dieser Anbau schon auf den einzelnen Plantagen erreicht hat, ersehen wir aus dem letzten Jahresbericht, nach welchem die Plantage Kpeme allein 59450 Kokosbäume und 2000 Gummibäume aufzuweisen hatte. Die Plantage von I. K. Vietor zählte 6000 Kokos- und 1500 Gummibäume, während sich der Anbau in der Plantage von Mensa bei Porto-Seguro auf 3000 Kokosbäume und der in der Plantage von Olimpio bei Lome auf 1200 Kokosbäume belief. In der Plantage von Lome erreichte die Zahl der Kokosbäume 5000, während die Plantage Ayte-Ayavon 2600 Kokosbäume und 4800 Gummibäume besass. Auch die Plantage d'Almeida Br. & Comp. hatte 1000 Kokos- und sogar 6000 Gummibäume aufzuweisen, während auf der Plantage Chiko d'Almeida ausser dem Kaffeebaume auch noch 1600 Kokospflänzlinge und 3000 Gummibäume angepflanzt waren. Die Plantage Creppy besass 338 Kokos- und 3600 Gummibäume. — Bei der stetigen Ausdehnung dieser Plantagen ist es wohl zu erhoffen, dass ihre Erzeugnisse den erwarteten und gewinnbringenden Absatz finden werden.

DIE LAGUNE.

Wir kehren nun zu der Lagune von Klein-Popo zurück. Die Lagunen an der westafrikanischen Küste werden durch die starke Brandung hervorgerufen. Die südlichen Ausläufer des Guineastromes treiben hier mit Gewalt die Fluten an die Küste und bilden somit hohe Dünen. Die kleinen, meistens an der Sklavenküste befindlichen Küstenflüsse haben meist nicht die Gewalt diese Dünen zu durchbrechen. Da nun die Dünung von Südwesten nach Nordosten läuft, so wird der Lauf dieser kleinen Küstenflüsse zum grössten Teile nach Osten abgelenkt. Aus diesem Grunde setzen sie natürlich ihre Schwemmteile an den östlichen Ufern ab. Hierdurch haben sich die weit vorgelagerten Sand-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

bänke, auf denen unsere Küstenplätze, wie Lome, Bagida, Porto-Seguro und Klein-Popo liegen, gebildet. Dadurch entstehen auch die zu Seeen sich erweiternden Wasserbecken, wie der Togosee und die Volagune. Selbst die grösseren Flüsse, wie der Volta und der Mono in unserem Gebiet, werden nach Osten abgelenkt und gehen in einem Delta ins Meer. Die Lagunen ziehen sich längs der Küste von Quitta bis Grand-Popo hin; jedoch ist die Quittalagune ganz ausgetrocknet, da ihr bedeutendster Fluss, der Todjië, bei der Trockenzeit fast gar kein, oder doch nur wenig Wasser führt. Auch tritt die Verbindung mit dem Volta äusserst selten und nur bei sehr hohem Wasserstande ein. Die Quittalagune ist in den letzten Jahren fast ganz ausgetrocknet gewesen, während dies früher nach den Angaben der Eingeborenen nur alle 6 bis 8 Jahre vorkam. Häufig haben auch bei hohem Wasserstande die Fluten der Lagune oder vielmehr die in dieselbe führenden Küstenflüsse die vorgelagerte Nehrung durchbrochen und sind so direkt in das Meer gegangen.

Noch öfter wie die Quittalagune ist die Lagune, welche die Verbindung zwischen ersterer und dem Togosee bildet, ausgetrocknet. Namentlich war dies in den letzten Jahren der Fall, so dass die Verbindung zu Wasser zwischen Quitta und unseren Plätzen ganz aufgehört hat und heute in dieser ausgetrockneten Lagune hinter Lome sich viele Pfade befinden, die zu den anliegenden Ortschaften führen.

Infolge der engen Verbindungen, welche die Lagunen häufig mit der See haben, findet man in der ausgetrockneten Quittalagune weithin mit Erde vermischte Salzablagerungen; mit dem daraus gewonnenen Salz treiben die Eingeborenen einen ganz bedeutenden Handel nach dem Hinterlande, so dass das europäische Salz mit dem billigeren einheimischen Produkt fast gar nicht konkurrieren kann.

Salzbereitung.

Schon Major v. d. Gröben schreibt in dem Bericht über seine Reise, die er im Auftrage des grossen Kurfürsten ausführte, über den Salzhandel und die Gewinnung dieses Produktes. Danach liess man das Seewasser künstlich verdunsten und gewann so ein reines, schönes, weisses Salz. Meistens jedoch sollen die Leute das Seewasser benutzt haben, welches bei hoher Brandung hinter den Dünen zurückgehalten und durch die Sonnenstrahlen einer natürlichen Verdunstung unterzogen wurde. Bereits zu jener Zeit hatte der Salzhandel eine grosse Bedeutung. Das Salz wurde von der Sklavenküste weit in das Innere gebracht. Die hauptsächlichsten Verkehrsstrassen für den Transport dieses Produktes sind heute wie auch schon in früheren Jahren die Ströme und Flüsse. Im Togogebiet sind die beiden Wasserstrassen im Westen der Volta und im Osten der Mono, auf welchen das Salz in unser Hinterland befördert wird.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Bremer Missionare aus Quitta haben uns über die Salzgewinnung interessante Beobachtungen überliefert. In der Regenzeit sind die Seeen vollkommen unter Wasser, während sie in der grossen Trockenzeit häufig total austrocknen und sich dort Fusspfade hinziehen, wo bei Hochwasser nur grosse Kanoes den Verkehr vermitteln können. Jedoch ändern sich auch hier die Verhältnisse mit einem Schlage, wenn eine scharfe Seebrise einsetzt und die hohen Meeresfluten über die schmale Nehrung hinwegsetzen. Alsdann wird das grosse Becken der Quittalagune und der anstossenden Sümpfe mit Wasser überflutet. Aus der trockenen Niederung ist plötzlich ein Salzsee entstanden. Die dann des Abends häufig eintretende warme Landbrise fegt das Seewasser aus der Lagune wieder heraus, während natürlich schon des Tages über ein grosser Teil des grossen flachen Wasserspiegels verdunstet ist und das Salz sich kondensiert und niedergeschlagen hat. So soll häufig das ganze Becken der Lagune mit einer weissen Kruste überzogen sein. Die Anwohner der Lagune halten nun ihre Ernte, indem sie das Salz mit den Händen zusammenscharren und in Kalabassen gefüllt in ihren Hütten bergen. Das auf diese Weise gewonnene Salz sieht etwas grau aus, weil ihm stets Sand beigemischt ist.

Häufig wird auch die Lagune künstlich mit Meerwasser bewässert, indem die Eingeborenen kleine Durchstiche nach der See machen, um Salzablagerungen herbeizuführen.

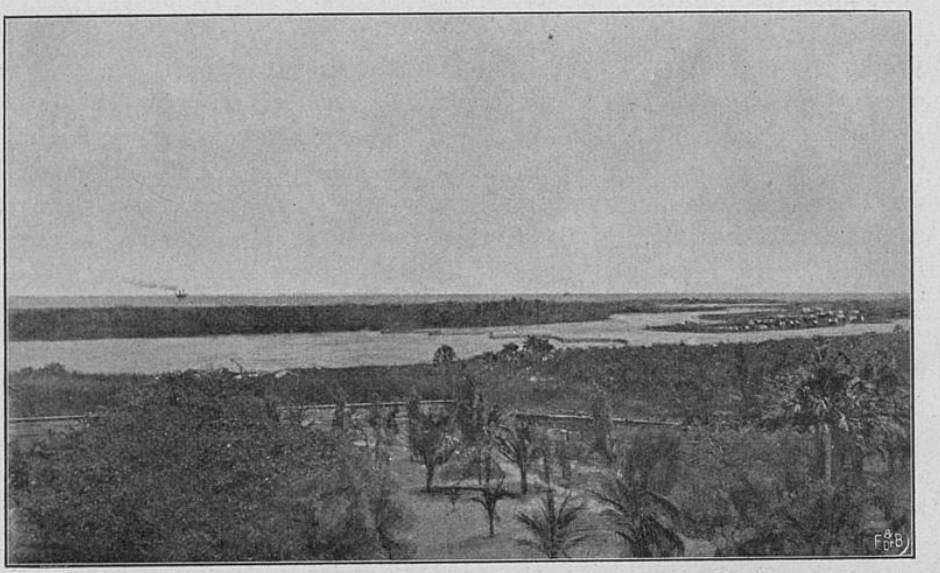
Ausser diesen Salzablagerungen im Westen unseres Gebietes finden wir aber auch noch ähnliche Verhältnisse hinsichtlich der Salzgewinnung an der französischen Dahomeküste.

Leider ist unser deutsches Togogebiet in dieser Beziehung von der Natur nicht so begünstigt, weil die verhältnismässig hohe und breite Nehrung ein Ueberfluten des Meeres in die Seeen verhindert und ausserdem die Flüsse, welche die Seeen bewässern, denselben zu viel Süsswasser zuführen.

In der Regenzeit, wo die Lagunen fast alle hoch unter Wasser stehen, ist die Gewinnung des sogenannten Eingeborenensalzes eine verhältnismässig sehr geringe und deckt dann lange nicht den Bedarf. In dieser Zeit wird ein schwungvoller Handel mit europäischem Salz von den französischen und englischen Kolonieen den Mono und den Volta herauf in das Hinterland betrieben. So geht das einheimische, sogenannte Addasalz in unser weites Hinterland, namentlich von Adda den Volta hinauf, nach Kpandu und Kratji, wo überall grosse Salzlager von eingeborenen Händlern errichtet sind. Unser östliches Hinterland dagegen wird speziell von Grand-Popo aus mit Salz versorgt. Jetzt kann sich im Osten durch den neuen Vertrag, in dem uns die Schifffahrt auf dem Mono zuerkannt ist, auch Klein-Popo beteiligen, um durch anzulegende Stapelplätze in Topli den Handel mehr auf unser Gebiet zu leiten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Im Westen unserer Kolonie, wo der Hauptflussarm, der Volta, uns nicht zugänglich ist, sind wir vorläufig bei den teuren Verkehrsmitteln ausser Stande, mit dem Eingeborenensalz, so wie auch mit dem eingeführten englischen Salz zu konkurrieren. Aus diesem Grunde geht uns ein grosser Teil der Erzeugnisse des Hinterlandes, wie speziell Gummi, verloren, weil der Transport aus dem englischen oder französischen Gebiete auf dem Wasserwege leichter und mit weniger Kosten möglich ist. Diesem Uebelstande könnte durch den Bau einer Eisenbahn abge-



Lagunenbildung bei Klein-Popo und die eingebauten Fischreusen.
Von Sebbe aus gesehen.

holfen werden; jedenfalls wird unsere Regierung bei Feststellung der Westgrenze darauf Bedacht nehmen, dass uns die Schiffahrt auf dem Volta gesichert wird.

Die Lagune als Wasserstrasse.

Die Quittalagune hat in ihrer Länge eine ungefähre Ausdehnung von 40 km, während ihre Breite etwa 14 bis 18 km beträgt. Sie setzt sich hinter Lome in einer meist trocknen Thalmulde fort, die circa 100 m breit ist und sich den Strand entlang bis zum Togosee und bis an die Mündung des Sio hinzieht. Hier beginnt mit dem Togosee unsere Wasserstrasse, die bis nach Klein-Popo führt und dasselbe mit Aguë und Gross-Popo, den Hauptstädten unserer französischen Nachbarkolonie, verbindet. Hinter der Lagune erhebt sich eine Wellenterrasse, welche Höhen bis zu 80 m aufweist und die uns, allmählich aufsteigend, etwa 120 bis 140 km in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

noch ein Kaufmann, namens Lühnen, der zufällig in Klein-Popo anwesend war und Freud und Leid dieses Flissakenlebens mit mir teilte.

Bevor ich meine Reise antrat, musste ich natürlich behufs meiner Vermessung genau die Geschwindigkeit des Kanoes feststellen.

Das gerade Ufer bei Klein-Popo gab mir die beste Gelegenheit dazu; ich steckte mir hier eine Strecke von etwa 200 m ab, fuhr dieselbe in verschiedensten Tempos hin und her und gelangte so, nachdem ich ungefähr 3 Tage dieses fragliche Vergnügen fortgesetzt hatte, zu einem sicheren Urteil über die Geschwindigkeit meines Kanoes. Im Durchschnitt wurden in einer Minute und zwanzig Sekunden 100 m zurückgelegt.

Unser Kanoe wurde nun mit Proviant versehen, der aus Schinken, Käse und Getränken bestand. Im Kanoe liess ich einen kleinen Stuhl und Feldtisch aufstellen; auf letzterem hatte ich meinen Kompass liegen, mit welchem ich jede Biegung der Lagune aufgenommen habe. Natürlich ist eine solche Fahrt nicht gerade eine Vergnügungsfahrt zu nennen, denn glühend heiss brennt die Tropensonne auf das kleine Kanoe und die Insassen; kein Lüftchen regt sich und keinerlei Schutz bietet die glatte trübe Fläche der Lagune. Morgens ging es vorwärts die Lagune entlang bis Gridji, wo gerade zu dieser Zeit Markt war. Gridji ist ein ansehnliches Negerdorf, welches an der flachen Anhöhe hart an dem Nordufer der Lagune liegt. Eine grosse Anzahl Kanoes liegt am Ufer, Kinder baden sich vergnügt in dem Wasser, und unter den grossen Kokospalmen, die den Markt beschatten, entfaltet sich ein buntes Treiben. Ueberall sitzen Weiber mit gefüllten Schalen und Kalabassen auf dem Markte und feilschen mit den umstehenden Käufern um den Preis. Säcke mit Palmenkernen und Kalabassen mit Palmenöl bilden hier den grössten Teil der feilgebotenen Waaren. Schwarze Händler sowie die schwarzen Angestellten der Faktoreien aus Klein-Popo kaufen diese Produkte zusammen und stapeln sie in grossen Säcken oder Fässern auf.

Auch hier wurde ein grosser Handel mit Fischen getrieben, der beliebtesten und hauptsächlichsten Nahrung der Küstenneger.

Das eigentliche Dorf besteht aus einzelnen, von Mattenzäunen umgebenen Gehöften, deren Eingang häufig von kleinen Thonfetischen bewacht wird. Diese sind meist in sitzender Stellung plump aus Lehm hergestellt; vor ihnen liegt eine Anzahl alter Knüppel, öfters auch ist ein kleines Schutzdach aus Gras über ihnen angebracht. Diese Fetische haben den Zweck, wie schon ihre Attribute, die Knüppel, zeigen, die bösen Geister vom Gehöfte fern zu halten.

Nicht weit von Gridji liegt eine Ziegelei, die von einem Schwarzen betrieben wird und in den letzten Jahren infolge der Bauthätigkeit in Klein-Popo einen grösseren Aufschwung genommen hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Hinterland zu dem ersten Gebirgszuge, dem Agome-Gebirge und dem Gebirge von Atakpame hinaufführt.

Bei Klein-Popo hat die Lagune mehrere Abzweigungen und Arme, von welchen die eine hart östlich von Klein-Popo bis auf cirka 100 m an das Meer heranreicht. Bei Hochwasser hat hier in früheren Jahren häufig ein Durchbruch stattgefunden. Diese Durchbrüche sind auch in der französischen Kolonie bei Cotonou vorgekommen, so dass zum grossen Erstaunen der schwarzen Bevölkerung im Jahre 1897 ein französisches Kanonenboot bis nach Porto-novo dampfen konnte.

Bei Klein-Popo sind in der Lagune kleine Inseln, welche aber fast ganz versumpft sind und auf denen nur hohe Gräser oder die sogenannten Agobeams wachsen. Von Klein-Popo führt der eine Arm der Lagune direkt nordöstlich um die Halbinsel Adjido nach Sebbe, während ein anderer Arm von Degbenu nordwestlich in einem Bogen bei Gridji in die Hauptlagune mündet.

Etwa 2 km nordwestlich von Gridji zweigt sich nach Norden zu ein kleiner Arm ab, welcher zu der kleinen Volagune führt. Diese bildet bei Soluga und Sokhé eine seeartige Erweiterung, die ungefähr 2 km breit und etwa 5 km lang ist. Von Soluga führt dann nordwestlich ein schmaler Arm bis nach Vo, einem äusserst wichtigen Handels- und Marktplatz für Palmenkerne. Von Sokhé und Saluga fährt man nordöstlich etwa noch 2 km bis ungefähr Afué auf dem See. Nordöstlich verzweigt sich die Lagune in drei weitere kleine Nebenarme, welche bei Hochwasser bis in die Nähe von Anfoi und Vo-Kutime führen.

Grosse, lange Kanoes befahren diese Lagunen und bringen die Produkte von den anliegenden Märkten herunter. Ein reges Treiben entfaltet sich an den Markttagen auf den Lagunen. Grosse, schwere Frachtkanoes, bis an den Rand mit Kernen beladen, werden von 2 bis 3 kräftigen Schwarzen schwerfällig vorwärts gestossen, während kleinere, leichtere Kanoes, die Kalabassen mit Palmöl oder auch Palmwein mit sich führen, von Weibern oder Mädchen geleitet werden. Auch Kanoes mit Schafen und Ziegen oder mit grossen Kürbisschalen, die Maismehl oder Kassava enthalten, gleiten von zwei kräftigen Burschen gestossen unter dem fröhlichen, aber eintönigen Gesange der Insassen, schnell dahin.

Neben den kleinsten Kanoes, die nicht mehr als 2 m in der Länge und $^1/_4$ m in der Breite betragen, sieht man auch grosse von 8 bis 10 m Länge, sowie 1 bis $1^1/_2$ m Breite.

Die Bewohner der angrenzenden Dörfer.

Dieses Leben und Treiben auf den Lagunen gründlich kennen zu lernen, hatte ich Gelegenheit, bei einer Aufnahme im Jahre 1895. Ich mietete mir zu diesem Zwecke ein grosses Kanoe, welches 4 kräftige Leute stakten. Zu meiner Freude begleitete mich auf diesen Fahrten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Der Topfmarkt ist nicht unbedeutend, da die Töpferei an Ort und Stelle in grossem Maassstabe betrieben wird. Da Klein-Popo und Sebbe nahe liegen, stehen die Leute infolge des täglichen Umganges mit Europäern schon auf einer höheren Kulturstufe, als die Bewohner der weiter entfernt liegenden Orte. Sie bilden sich nicht selten unter Anleitung der Weissen zu Maurern oder Zimmerleuten oder sonstigen Handwerkern aus.

Die Gridjileute, wie die Leute aus Klein-Popo, vermitteln an der Küste den Verkehr, indem sie die besten Träger für die Hängematten stellen. Ferner bilden sie ein vorzügliches Trägermaterial für die Expeditionen und für die Proviantkolonnen, welche unsere weit im Innern liegenden Stationen mit Vorräten zu versehen haben. Sie eignen sich zu diesem Dienst besonders deshalb, weil sie nicht bei jeder Gelegenheit zurückschrecken, wie die ängstlichen Leute aus dem Hinterlande.

Es geht nun weiter auf der Lagune nach Westen; an dem südlichen Ufer ziehen sich grosse Grassavannen hin, während das Nordufer von cirka 40 bis 50 m hohen Laterithöhenzügen eingerahmt wird. Auf diesen Höhen liegen die meisten bedeutenden Orte, während das Südufer nur selten kleine Fischerdörfer oder Niederlassungen aufweist.

Diese häufig versumpften Grassavannen an dem Südufer bieten einen geeigneten Platz für die Delebpalme, die dort mit niedrigem Gesträuch vereinzelt und in Gruppen wuchert.

Wir fahren nun bei dem Einfluss der Volagune vorüber, wo ein reges Treiben stattfindet; viele Kanoes gleiten von Vo und den benachbarten Orten kommend, mit allerhand Waren beladen, an uns vorüber.

Wir passieren weiter die Orte Yankasse und Akoda, die auf den nördlichen Höhenzüge liegen, eingerahmt von Kokospalmen und mächtigen Affenbrotbäumen.

Fischfang der Lagu

Ueberall befahren Fischer in kleinen Kanoes die Lagune, fischen zu zweien mit dem Schleppnetz mit Erfolg, während andere, trotz der massenhaft die Lagune belebenden Krokodile in dem tiefen Schlamme bis an den Hals im Wasser stehen und ihre Wurfnetze ununterbrochen in die Fluten werfen, um die ersehnte Beute zu erhaschen. An einer anderen Stelle fangen junge Leute gewandt mit der Hand kleinere Fische, welche sie in schwimmende Kürbisschalen legen, untersuchen die Uferlöcher nach den beliebten Krabben und reissen von den Felsen die wohlschmeckenden Austern ab.

Ferner sieht man alte Leute auf den Kanoes mit einer Angel sitzen und diesen Sport mit bewundernswürdiger Ausdauer und Geduld betreiben.

6*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein eigentümlicher Fischfang ist der mit den sogenannten Fischreusen. Grosse lange Zäune, die aus Ruten oder anderem Flechtwerk hergestellt sind, sperren zickzackförmig die Lagune ab und nur an einer Stelle ist für die Kanoes eine kleine Durchfahrt gelassen. In den Winkeln dieser Reusen sind kleine Fangnetze angebracht. Einen seltsamen Eindruck macht es nun, wenn man bei dunklen Nächten die Lagune befährt und in der Ferne auf derselben eine Kette von Lichtern und Feuern erblickt. In dunklen Umrissen erkennt man kleine Kanoes mit Gestalten, welche geisterhaft im Feuerschein umherhuschen. Kommt

Die Lagune mit Kanoes.

man näher, so sieht man, dass es Fischer sind, welche ihrer Arbeit obliegen und den günstigen Schein der Feuer für ihren Fang benutzen. Das Feuer beleuchtet die Wasserfläche vor den Netzen, die Fische folgen dem Feuerschein und steuern blindlings in die Netze.

Der Fischfang in der Lagune ist im allgemeinen ein ergiebiger. Neben den kleinen Röstfischen werden Austern und Krabben, Granellen und ein schmackhafter, mittelgrosser Fisch gefangen, der namentlich des Abends fast 1 bis $1^1/_2$ m hoch aus dem Wasser schnellt.

Fauna der Lagune.

Weiter fahren wir die Lagune entlang und passieren Banugbe mit ca. 250 Hütten, sowie den kleinen Fischerort Apegame. Ab und zu sieht man die Schnauze eines Krokodils hervorlugen, welches gähnend

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seinen Rachen aufsperrt, um sich von der Strömung die kleinen Fische hineinspülen zu lassen. Schnell wird bei solchem Vorkommnis der Karabiner ergriffen, ein Schuss erdröhnt, das Aufspritzen des Wassers zeigt die Bahn der Kugel an; häufig aber geht der Schuss zu kurz oder zu hoch und im Nu ist in den schmutzigen Fluten der Lagune das Krokodil verschwunden. Nur ein wohlgezielter Kopfschuss giebt dieser scheusslichen Echse den Tod.

Kleine Strandläufer, sowie Schnepfen und andere Sumpfvögel beleben die Ufer der Lagune; auf den hohen Bäumen in den Dörfern sitzen viele Tauben, welche von den Eingeborenen als heilig geschont werden, ähnlich wie bei uns der Storch. Es sind meistens kleine Ringeltauben, mit schönem braunen Gefieder und schwarzen Ringeln am Halse; sie geben für den Europäer einen schmackhaften Braten ab.

Die kleinen gelben Webervögel haben bei Gumkovhe den schönen Hain von grossen Kokospalmen mit ihren niedlichen Nestern fast umwoben.

Ab und zu taucht ein Taucher aus den Wogen der Lagune auf, um bei dem Annähern des Kanoes sofort wieder zu verschwinden. Kleine Silberreiher, sowie schwarz und braun gefleckte Reiher, stolzieren an den Uferrändern umher; Eisvögel und Königsfischer lauern auf den Zweigen der an den Ufern stehenden Bäume auf ihre Beute. Viele Hühnerhabichte, Bussarde und Falken kreisen in den Höhen über den Dörfern und spähen nach jungen Kücheln, die hier überall massenhaft vorhanden sind; die Raubvögel sind infolgedessen den Schwarzen ein Dorn im Auge. Metallisch grün glänzende zeisigähnliche Vögel und bunte und rote Finken beleben die Uferränder. Scharen von Enten ziehen hoch in der Luft an uns vorüber. nach dem Togosee.

Zwei Schwarze stossen das Kanoe abwechselnd mühsam vorwärts, den kleinen sumpfigen Inseln ausweichend, welche bei niedrigem Wasserstande häufig in der Lagune entstehen. Endlich kommt von weitem die grosse Fläche des Togosees in Sicht, dessen Fluten sich fast unbegrenzt nach Westen zu erstrecken scheinen. Nach fünfstündiger Lagunenfahrt kommen wir glücklich an die Mündung der Lagune und somit in den Bereich der Wellen des Togosees.

TOPOGRAPHENLEBEN AUF DEM TOGOSEE.

Stetig schwankt die Nadel des Kompasses und jede Abweichung wird genau mit der Uhr in der Hand notiert. Grössere Wellen kommen und das kleine Boot fängt bedenklich an zu tanzen. Die scharfe Brise, welche über die kleine Nehrung bei Porto Seguro von Süden herüber-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weht, macht den Kanoeleuten nicht wenig zu schaffen. Alles sitzt im Kanoe ohne sich zu rühren, um ein Umschlagen des kleinen Fahrzeuges zu verhüten. Dabei versucht man den kleinen Tisch soviel wie möglich im Gleichgewicht zu erhalten.

Bei der Einfahrt in den Togosee erhebt sich auf dem Südufer desselben stattlicher Wald, der viele Fikusarten in sich birgt und von kleinen Meerkatzen bevölkert wird. Diese Kätzchen werden in der Gefangenschaft sehr zahm und folgen dann ihrem Herrn im Hause wie ein Hund auf Schritt und Tritt. In diesem Haine werden erkrankte Kinder ausgesetzt, welche, wie die Leute glauben, von dem Fetisch entweder geheilt werden, oder diesem zum Opfer fallen müssen. Den Kindern wird ein kleiner Fetisch aus Thon mitgegeben. So lange diese kleine Thonfigur bei dem Kinde verbleibt, ist es noch heilbar und wird ihm Nahrung zugeführt. Geht jedoch der Fetisch nach dem Glauben der Schwarzen von dem Kinde fort, so will er sich um dasselbe nicht mehr kümmern; alsdann wird dem Kinde die Nahrung entzogen und das arme Wesen verfällt dem sichern Hungertode. Wahrscheinlich verhält es sich damit so, dass die berüchtigten Fetischpriester, falls sie die Familie oder die Mutter des Kindes strafen wollen, oder falls sie nicht genügend Tribut erhalten, den Fetisch selbst wegnehmen und dadurch bei den Leuten den Glauben erregen, dass das Kind vom Fetisch dem Tode geweiht sei. Diese Auslegung verdanke ich dem Leiter der katholischen Missionsstation von Porto Seguro, Pater Müller, der mir auch einen solchen Fetisch überlassen hat. Analog diesen Kinderfetischen wird allerdings auch im Evhegebiet häufig bei zu erwartenden Geburten eine solche kleine Thonfigur als Symbol vor der Hütte oder dem Gehöft aufgestellt.

Hinter diesem Haine breitet sich der Togosee in seiner ganzen Grösse vor uns aus. Etwa 11 bis 12 km misst derselbe in der Länge und etwa 5 km breit dehnt er seine Fluten aus. Rastlos arbeiten die Kanoeleute der Strömung, welche von Südosten nach Nordwesten treibt, entgegen und immer näher führt uns das kleine Fahrzeug dem grössten Orte am Togosee, der Negerstadt Togo.

Das Dorf Togo.

An den Lehnen des Höhenzuges, der das Nordufer des Togosees begrenzt, sieht man die fünf Teile dieser Negerstadt liegen. Der weisse Strand lehnt sich hier dicht an die steilansteigenden roten Laterithöhen. Den Kamm derselben zieren grosse Affenbrotbäume und den höchsten Punkt am Ufer des Sees krönt die Kirche der katholischen Missionsstation.

Inmitten von vielen Kokospalmen ziehen sich die kleinen Negerhütten an den Abhängen der Höhenzüge entlang. Der Kontrast der Farben, sowie die dürftigen Hütten zwischen den üppigen Kokospalmen mit dem davorliegenden weiten See, verleihen dem ganzen Ort ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

romantisches Aussehen. Im See liegen zahllose Kanoes, den Strand bedecken die Netze der Fischer, denn der Fischfang bildet naturgemäss die Hauptbeschäftigung der Bewohner dieser Flecken. Eine Unmenge von Pfählen steht im Wasser, an denen Senkkörbe zum Fischen und Angeln befestigt sind.

Auf einem steilen Pfade gelangt man zu der Mission, welche aus drei Hauptgebäuden besteht. Die grosse Kirche, das daran stossende Schulgebäude und das grosse schöne Wohnhaus schliessen die Nord- und Westseite des grossen Hofes ein. Von der Veranda des Wohnhauses überblickt man nach Süden zu den See und die Nehrung, auf welcher Porto Seguro liegt. Darüber hinaus sieht man das schäumende Meer.

Das Leben auf der Mission.

In dieser Missionsstation fand ich später gastliche und liebevolle Aufnahme als ich fieberkrank und infolge der Strapazen völlig erschöpft von meiner Reise aus Salaga zurückkehrte.

Für die liebenswürdige Unterstützung von Seiten der Missionare werde ich denselben stets dankbar sein; ich habe ihr mühevolles Wirken und ihre Thätigkeit unter Entbehrungen kennen und schätzen gelernt.

Früh des Morgens ertönt die Glocke und alles eilt zur Messe. Nach derselben geht dann jeder seiner Beschäftigung nach. Die Priester leiten mit den schwarzen Dolmetschern den Unterricht, während die Brüder sich an den praktischen Arbeiten beteiligen und den Ausbau, sowie die Instandhaltung der Gebäude sich angelegen sein lassen. Mittags wird ein einfaches Mahl eingenommen und nach einer kurzen Ruhepause geht jeder wieder zur Arbeit, bis beim Dunkelwerden die Glocke zur Vesperandacht läutet. Dann vereinigen sich wieder die Brüder zum Mahle und nach demselben wird von einem der Priester ein Kapitel aus der biblischen Geschichte vorgelesen.

Die Disziplin in einem solchen Orden ist eine vorzügliche und ein strikter Gehorsam gegen den Leiter der Station, der immer ein Priester ist, erhöht die Arbeitsleistungen. Der Priester einer solchen Station empfängt die Besuche, während die Brüder nur bei Tische erscheinen.

Besuch des Häuptlings Blaku.

Der Häuptling dieses Ortes und zugleich der Fetischpriester war zu meiner Zeit der alte Blaku. Natürlich war dieser Mann für mich eine wichtige Persönlichkeit, da ich zur Auskundschaftung und Erforschung des Sees, wie seines umliegenden Terrains, Führer brauchte, welche die Wege, Flüsse und Ortschaften kannten und mir auch Aufklärung über die Verhältnisse geben konnten. Ich begab mich daher zu Blaku, der mich schon Tags vorher besucht und mir als Geschenk eine fette türkische Ente verehrt hatte. Blaku empfing mich auf einem geschnitzten sogenannten Häuptlingsstuhl sitzend mit den Unterhäuptlingen der fünf Stadt-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bezirke, von seinen Frauen und Sklaven umgeben. Die Häuptlinge an der Küste, wie auch weiterhin, tragen bei solchen Gelegenheiten ein grosses Tuch, das wie die römische Toga über die Schultern geschlagen wird. Bei Begrüssungen wird das Tuch von den Schultern heruntergenommen und als Zeichen der Ehrerbietung um die Hüften geschlagen. Diese einfache Tracht steht den Negern bedeutend besser, als aller europäischer Plunder. Die Tücher sind meistens von den Eingeborenen selbst gewebt und bestehen aus drei bis vier Zoll breiten, zu einem Tuch zusammengenähten Streifen. Blaku, ein grosser, kräftiger Neger mit weissem Haar und spärlichem weissen Bart, ist eine schöne Erscheinung und besitzt im Verhältnis zu den übrigen Häuptlingen des Evhe-Stammes eine grosse Macht über seine Untergebenen. Er lud mich freundlich ein, bei ihm Platz zu nehmen; ein kleiner Stuhl wurde mir gereicht und nachdem ich ihm meine Geschenke, bestehend aus Stoffen, Tabak und einer Flasche Gin überreicht hatte, wurden mir meinem Wunsche gemäss, zu meinen Fahrten einige landeskundige Leute zugewiesen. Eine grosse Kalabasse mit Palmwein wurde gebracht und nachdem mich Blaku seiner Freundschaft versichert und seiner Treue für die deutsche Regierung Ausdruck gegeben hatte, wurde die Schale mit Palmwein herumgereicht, welche Blaku nach Landessitte zuerst leerte, um mir zu zeigen, dass kein Gift darin sei.

Togo ist der Sitz des berüchtigten Yewe-Ordens, der hier grosse Verbreitung besitzt und wahrscheinlich auch meinem Freund Blaku, als Priester des Ordens, in dem Orte eine grosse Macht verleiht. Dieser Orden scheut weder vor Gift noch vor Mord zurück, um seine Macht zu verbreiten; die Priester desselben haben auch eine grosse Gewalt über ihre Jünger.

Im Hofe Blakus steht in der Mitte das Symbol eines Fetisches, nämlich ein kleiner Erdkegel, der mit Eisenstücken garniert ist. Vor den Hütten der Stadt sieht man auch hier kleine sitzende Thonfiguren, Symbole der Untergötter, die nach dem alten Glauben der Evheneger ihren obersten Gott Mawu unterstützen; auf diese Weise haben sich viele Nebengötter herausgebildet, die alle vermeintlich ihre bestimmten Funktionen haben; die eine Art der Fetische hat die bösen Geister von den Gehöften zu bannen, während ein anderer Gott die Blitze schleudert; andere wieder sind sogenannte Jägerfetische, und werden von den Jägern um gute Jagdbeute gebeten. Den Verkehr dieser Götter mit den Menschen vermitteln die Priester und Priesterinnen dieses heidnischen Ordens. Diese sind in Togo besonders zahlreich, erscheinen bei feierlichen Gelegenheiten in ihrem ganzen Staat und leiten bei mondhellen Nächten die Tänze und Orgien ihrer Glaubensgenossen. Die jungen Fetischmädchen, wie auch die übrigen Fetischleute bemalen sich bei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

diesen Gelegenheiten die Stirn sowie Arme mit Streifen von weisser Farbe, welche von der schwarzen Hautfarbe grell absticht. Ein besonderes Abzeichen der Fetischleute sind auch Armbänder und Ketten aus Kaurimuscheln. Eine ganze Reihe Halsketten aus Kaurimuscheln, Amulette aus kleinen Knochen, Federn oder Leopardenzähnen und dergleichen, werden bei Feierlichkeiten angelegt; auch Armbänder aus Messing und Kaurimuscheln zieren die Arme und nicht selten werden die Oberarme noch mit kleinen Ketten aus Kaurimuscheln geschmückt. Die Unterschenkel sind unterhalb der Kniee ebenfalls mit einer Schnur von Kaurimuscheln umbunden. Bei denjenigen Frauen und jungen Mädchen der Evhe aber, welche nicht Fetischpriesterinnen sind, bestehen die Schnüre an den Unterschenkeln meistens aus Perlen.

Als Kopfputz tragen die Priesterinnen Federn, während eine dichte Reihe von Schnüren aus Kaurimuscheln um die Hüfte den sogenannten Schlips halten. Neben den vielen Schmucksachen besteht der eigentliche Anzug bei allen anderen nicht verheirateten Evhe-Mädchen nur aus dem vorerwähnten Schlips, einem handbreiten Streifen Tuch, der hinten an der Perlenschnur um die Hüfte zu einer Rosette verknüpft ist und nach vorn durchgezogen über die Perlenschnur herunter hängt.

Umfahrt des Togosees.

Nach Anwerbung der landeskundigen Leute begann die eigentliche Aufnahme des Togosees.

Um seine Form festzustellen, musste ich den ganzen See dicht an den Ufern umfahren, weil ein Umschreiten desselben wegen des sumpfigen Ufers unmöglich war. Um die durchschnittliche Tiefe des Sees festzustellen, durchfuhr ich ihn seiner ganzen Länge nach und durchkreuzte ihn in seiner durchschnittlichen Breite; durch Lotungen, die ich alle 10 Minuten vornahm, erhielt ich bei dem mittelhohen Wasserstande eine durchschnittliche Tiefe von 2 bis $2^1/_2$ m.

Nach der Konstruktion dieser Routen bildet der See, was seine Form anbetrifft, im grossen und ganzen ein Dreieck, dessen gebrochene und gewundene Seiten bei dem Einfluss des Haho zusammentreffen, während die Südwestecke des Dreiecks an dem Einfluss des Sio und die südöstliche Spitze bei der Stadt Porto-Seguro liegt. Die Ost- und Westseite des Dreiecks verläuft in ziemlich gerader Richtung, während die Südseite sehr unregelmässig ist und durch weit hervortretende Landzungen unterbrochen wird. Bei Porto-Seguro tritt der See dicht an das Meer heran und ist von diesem nur durch eine schmale Nehrung von nicht mehr als 800 m getrennt.

An der Ostseite des Sees zieht sich, wie bei Togo, ein Höhenzug entlang, der durch den Haho unterbrochen wird. Das Nordufer ist bei der Mündung des Haho vollkommen versumpft und auch das ganze westliche Ufer ist weit über den Einfluss des Sio hinaus durchweg sumpfig.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Am 4. September 1895 begann ich auf dem mit den notwendigsten Lebensmitteln ausgerüsteten Kanoe meine Umfahrt.

Ein Kochjunge, mein kleiner Diener Meppo und ein Führer mit vier kräftigen Leuten bildeten meine Begleitung. Vorwärts ging es an dem Ostufer des Sees entlang; die Höhen mit ihren Baobabs, die zerrissenen Ufer mit ihrem Buschwerk und ihren Schlupfwinkeln lauernder Krokodile zogen langsam an uns vorüber. Brennend heiss sandte die Sonne ihre glühenden Strahlen auf die glatte Fläche des Togosees; aber unermüdlich notierte ich meine Kompassablesungen, sowie die Uhrzeiten, denn jede kleine Krümmung verursachte eine Schwankung der Magnetnadel. Ein kleines Lot, welches ich mir in Ermangelung eines besseren Materials aus Bindfaden mit einem Pfundgewicht konstruiert hatte und das durch bunte Zigarrenbändchen die Meterzahl anzeigte, diente mir bei den Tiefmessungen dieses Gewässers. Alle 10 Minuten hatte mein kleiner Meppo zu loten und nach einiger Uebung konnte ich den durchschnittlichen Wasserstand feststellen.

Nach einer guten Stunde Fahrt erreichte ich das grosse Negerdorf Ekui, das auf den steil abfallenden Lateritwänden erbaut ist. Mit den zerrissenen Wasserrinnen an den roten Lateritwänden gleicht dieses Negerdorf von weitem einer altertümlichen Felsenburg. Terrassenförmig ziehen sich die einzelnen Strassen und Hütten an dem steilen Abhange bis zur Höhe hinauf. Die einzelnen Gehöfte sind häufig mit zwei Meter hohen Lehmmauern umgeben, die vor dem Regen durch kleine Grasdächer geschützt sind. Die Bewohner dieses Dorfes sind meistens Fischer.

Wir fuhren nun weiter an der Küste entlang. Der Höhenzug tritt von dem Ufer des Sees immer mehr zurück, das Terrain wird sumpfig und ist mit hohem Gras und Buschdschungel bestanden, in dem einzelne Fächerpalmen wachsen.

Der See hat im Norden grössere Buchten, an deren Endpunkten kleine Fischerdörfer liegen. In der Ferne sehen wir auf der Höhe Sevaga und nicht weit davon an einer dieser Buchten die kleine Fischerniederlassung Sevavi.

Eine kräftige Brise strich von dem Meere her in nordwestlicher Richtung und trieb die Fluten des Sees in die nördlichen Buchten. Da die Wellen unser kleines Kanoe von der Seite fassten, so hatten wir Mühe, es vor dem Umschlagen zu bewahren. Bald wurde es zur Seite geworfen, bald schlug eine Welle hinein, so dass wir fortwährend das Wasser ausschöpfen mussten. Ohne meine Arbeit zu unterbrechen, musste ich mit Tisch und Stuhl fortwährend die Balance des Fahrzeuges zu erhalten suchen. Man kann sich vorstellen, wie meine Bücher ausgesehen und wie bei einer solchen Reise die Instrumente gelitten haben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So wurde unter stetem Kampf mit den natürlichen Hindernissen jede Bucht befahren. Die brennende Sonne und die fortwährende Nässe in dem Kanoe verfehlten nicht ihre Wirkung. Hände und Gesicht wurden hochrot gefärbt, die Haut sprang auf und alle angegriffenen Teile schienen wie gelähmt zu sein.

Bei allen diesen Strapazen hatte ich grosse Freude über meinen kleinen Diener Meppo, der stets kaltblütig lächelnd meine Kanoeleute zu erneutem Eifer anspornte. Da ich bei dem geringen Proviant und der rastlosen Arbeit nicht zum Essen kam, bot er mir freiwillig von seinen eignen Vorräten an mit den Worten: Massa, Du hast ja den ganzen Tag noch nichts gegessen. Aus solchen kleinen Fällen kann man ersehen, wie gross die Anhänglichkeit dieser Schwarzen an ihren Herrn ist, wenn sie gut behandelt werden.

Endlich senkte sich die Sonne zur Neige und beleuchtete im Norden das auf der Anhöhe belegene Dorf Degbo. Die Ebene erweitert sich jetzt nach Norden, das weite sumpfige Terrain durchschneiden im langsamen Lauf die Gewässer des Haho. Die Mündung desselben bildet ein kleines Delta, dessen Inseln die Brutstätte zahlloser wilder Enten sind. Sobald man sich nähert, gehen ungeheure Schwärme auf und umkreisen hoch in den Lüften den See.

Der Haho hat kurz vor der Mündung eine Breite von ca. 30 bis 40 m. Ein kleiner Nebenarm, welcher anscheinend von den Bewohnern von Degbo in dem sumpfigen Terrain angelegt ist, führt uns nach dem grossen Marktplatz Degbo. Degbo sowie die übrigen Orte, die im Westen des Sees liegen, sind alle auf den ca. 50 m hohen Hügeln erbaut. Diese Höhenzüge rahmen gewissermaassen das Thal des Haho ein und ziehen sich dann, wie bereits erwähnt, nach Norden und Osten. Der Bergkamm, auf dem Degbo, Abobo und Lebbega liegen, begrenzt westlich von dem Flussgebiet des Haho das Westufer des Sees und fasst im Norden das Thal des Sio ein. Dieser Höhenzug bildet somit einen Damm gegen das Hochwasser.

Wir fahren den kleinen Kanal, der gewissermaassen den Hafen für die zahllosen Fischerboote bildet, etwa eine halbe Stunde entlang und landen an dem Marktplatz von Degbo. Viele Kanoes liegen hier in den verschiedensten Grössen nebeneinander, denn ein grosser Markt hat die Anwohner des Haho und die Einwohner fast sämtlicher an der Lagune und dem See gelegenen Städte auf dem Wasserwege hierher geführt. Der grosse freie Marktplatz ist von ungeheuren Menschenmengen bedeckt, die alle geschäftig durcheinander wimmeln. Dorf Degbo.

Degbo ist ein Hauptmarkt für die Kerne und das Palmöl aus den reichen Gegenden der Oelpalmzone. Von hier aus wird Klein-Popo, sowie in geringerem Maasse Porto Seguro und Bagida mit diesen Pro-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dukten versehen. Der Markt von Degbo liegt ca. 300 m nördlich von der eigentlichen Stadt und ist ein grosser freier Platz, den hohe, von unzähligen Tauben bevölkerte Affenbrotbäume umrahmen. Sobald der Markt beendet ist, kommen die Tauben in Schwärmen herbeigeflogen, um die Ueberreste der verschütteten Maiskörner zu verzehren. Die Tauben werden von den Schwarzen nicht gejagt, sondern als unantastbar geschont. Für mich wie für meine Leute waren sie selbstverständlich ein gefundener Braten. Ein wohlgezielter Schuss bringt eine Beute von 2 bis 3 Stück ein, aber da die Scheu nur kurze Zeit dauert und sie bald wieder zusammenströmen, gewährt das Abschiessen derselben kein besonderes Jagdvergnügen. Bei solchen Reisen kommt es indessen weniger auf das Vergnügen an als darauf, für billiges Geld eine Abwechselung in den einförmigen Speisezettel zu bringen.

Degbo ist ein grosses Dorf, welches aus zwei Ortschaften besteht, von denen jede 150 Hütten zählt. Auch in Degbo befindet sich ein Clerk, der die Produkte ankauft und sie den Faktoreien in Klein-Popo übermittelt. Dieser Clerk gehört natürlich zu den Honoratioren des Ortes und macht bei der seltenen Ankunft eines Weissen die Honneurs. Auch ich nahm Gelegenheit bei ihm zu übernachten. Ein ziemlich grosser Holzschuppen, der von der Firma für die Aufnahme der Palmkerne und der Tauschartikel erbaut ist, ist das beste und vornehmste Logis in diesem Negerdorfe.

Von dem Marktplatz erreicht man in wenigen Minuten das auf der Anhöhe gelegene Dorf Degbo-Kutime, wo eine Handels-Niederlassung liegt und cirka 400 m weiter westlich davon führt uns durch hohen Busch ein schmaler Pfad nach dem Orte Degbo-Sogbe.

Degbo-Sogbe.

Ausser den kleinen Negerhütten, welche durchweg in viereckiger Form aus Lehm gebaut und mit Gras eingedeckt sind, ist noch ein freier, viereckiger Platz, welcher von einer Art Wandelhalle umgeben ist, erwähnenswert, der sowohl bei den Ratsversammlungen als bei der Abhaltung der Tänze und Fetischspiele benutzt wird. Die Aussenwände dieser sogenannten Halle sind aus starken Lehmwänden erbaut und besitzen eine Höhe von ungefähr 3 bis 4 m und eine Stärke von ungefähr 30 bis 40 cm. Die eigentliche Mauer ist etwa $1\,^1/_4$ m hoch und ist dann durch Lehmpfeiler weiter bis zu einer Höhe von etwa 3 m hochgeführt. Oefter sind die Pfeiler oben wieder durch eine Lehmmauer verbunden und mit einem Dach versehen, falls eine zweite Reihe von Innenpfeilern dasselbe halten. Von dieser Halle hat man überall einen schönen Ausblick auf den Togosee und das Hahothal.

Leider sind diese Hallen dem Verfall nahe und machen nur noch den Eindruck einer vergangenen Herrlichkeit. Wunderbar ist es,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dass dieselben nur an diesen grossen am Togosee gelegenen Orten zu finden sind. Ihren näheren Ursprung habe ich leider nicht ermitteln können.

Von Degbo fahren wir nun nach der Mündung des Haho zurück, um hier unsere Umfahrt wieder aufzunehmen. Die Wellen kommen jetzt mehr von vorn und somit ist die grösste Gefahr für unser kleines Kanoe überwunden. Rüstig geht es auch an dem Westufer in südlicher Richtung vorwärts. Hinter dem sumpfigen Vorland liegen die Höhenzüge und von fern deuten uns die grossen Bäume und Palmen die auf der Höhe liegenden Dörfer an.

Wir passieren das grosse Negerdorf Abobugarri und landen abends bei dem Fischerdörfchen Abobo, welches den eigentlichen Vorhafen und die Fischerkolonie des grossen Negerdorfes Abobo bildet. Hier wird unser Kanoe an Land gezogen und in einer kleinen Negerhütte das Feldbett zur Nachtruhe aufgeschlagen. Ein Gehöft mit drei oder vier dieser kleinen Hütten gewährte uns Unterkommen. Eine kleine Hütte mit Schattendach habe ich mir zu meinem Lager ausgesucht. Das Schattendach besteht eigentlich nur aus dem verlängerten Grasdach, das weiter herunter geführt ist und von kleinen Holzpfeilern gestützt wird. In der anstossenden Hütte ist die Küche untergebracht, wo ein Küchenjunge auf einem kleinen ringförmigen Ofen, der häufig auch bloss aus drei Steinen besteht, das frugale Mahl bereitet. Die dritte Hütte, deren Lehmwände ihr Alter verraten und die einem ordentlichen Tornado nicht mehr Stand zu halten vermag, wurde von meinen Leuten eingenommen. Nachtlager in Fischerdorf Abobo.

Der erste Wunsch ist nun, sich endlich wieder einmal ordentlich zu baden und den Schweiss abzuspülen; inzwischen sind die Jungen bemüht, ein Huhn oder etwas Yams für die Mahlzeit zu erstehen. Die Sonne ist längst hinter den Höhen verschwunden, die anbrechende Nacht bringt Kühlung, aber leider auch nicht zu unterschätzende Feinde, die Moskitos.

Die Jungen haben, da ihnen ein Huhn von den Eingeborenen nicht gutwillig verkauft wurde, ein solches erhascht und weggenommen. Alsbald erscheinen die Eingeborenen, die ihr Huhn zurückhaben wollen, doch beruhigen sie sich nach einem langen Palaver und sehen schliesslich ein, dass wir nicht ohne Nahrung bleiben können. Durch ein Geschenk von Stoff oder Perlenschnüren, das allerdings einen höheren Werth als das geraubte Huhn hat, wird der Streit vollends beigelegt.

Inzwischen wird der kleine Feldtisch aufgestellt und man macht Notizen über die Tagesereignisse.

Ueberall lodert Feuer auf den kleinen Herden, die sich zum grössten Teil vor den Hütten befinden und ihren Schein weit hinauswerfen. Vor uns liegt die dunkle Seefläche mit den fernen Feuern des Negerdorfes Ekui. Weithin tönt der Gesang und die Trommel der zum Tanz versammelten Jugend von Abbobo.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdem das Wasser zum Kochen gebracht ist und einer der Jungen das Huhn ausgenommen, flüchtig gerupft und dem brodelnden Wasser übergeben hat, wird der beste Teil der Mahlzeit, die Suppe, aufgetragen. Es folgt dann das zähe Huhn, das man noch vor einer Stunde munter herumspazieren sah. Die Mahlzeit ist hiermit beendet; aber noch darf man sich keine Ruhe gönnen, denn um Stützpunkte für die Routenaufnahme zu haben, muss man wenigstens die astronomische Breite des Ortes bestimmen. Es werden daher die Instrumente ausgepackt und an einem geeigneten Orte aufgestellt. Zunächst muss das Universal durch die Wasserwaage orientiert werden; alsdann sucht man sich die geeigneten Sterne aus; häufig ist aber das Identifizieren derselben nicht leicht, namentlich bei bewölktem Himmel oder wenn kein grösseres bekanntes Sternbild näher am Horizont steht. Es werden dann die Sternkarten aufgeschlagen und emsig nach den gewünschten Sternen gesucht. Die Jungens, welche die Laternen halten sollen, sind währenddessen eingeschlafen und liegen friedlich neben einander am Boden. Nachdem man sie endlich wieder wach bekommen hat, beginnt die Arbeit. Das Fadenkreuz wird sorgfältig eingestellt und nach einigem Visieren ist glücklich der Stern in das Fernrohr eingetreten. Aber leider hat der Junge gerade in dem Augenblick, in welchem der Stern den Faden treffen soll, das Licht ungeschickt gehalten und muss durch einen kleinen Katzenkopf zur Sache gerufen werden. Inzwischen hat der Stern in schneller Bahn das Fernrohr verlassen. Es beginnt nun die Einstellung wieder von neuem, die Zeit, die Libellen und die Nonien werden schnell abgelesen und nachdem so etwa 10 Höhen auf beiden Seiten des Instruments und die Ortszeit festgestellt sind, wird im Süden oder im Norden ein Stern bei gegebener Höhe zur Breitenbestimmung eingestellt. Wie glücklich ist man, wenn man endlich nach den beschwerlichen Routenaufnahmen, den konventionellen Begrüssungen und Palavern mit den Eingeborenen und der aufreibenden Thätigkeit der astronomischen Bestimmungen das Tagewerk vollbracht hat. Leider fehlt es nun jedoch an einer anregenden Unterhaltung mit einem Weissen oder doch gebildeten Menschen der mit Verständnis auf unsere Pläne eingehen könnte. In Ermangelung dessen habe ich mir oft, wenn ich nicht zu müde war, die Zeit mit meinem kleinen Jungen vertrieben, indem ich ihm die Städte und Menschen der fernen Heimat schilderte. Eins der beliebtesten Gesprächsstoffe war immer das deutsche Militär im Vergleich zu unseren schwarzen Togosoldaten. So lange der Vorrat reichte, suchte man sich durch den Dampf einer Cigarre die unangenehmen Moskitos vom Leibe zu halten. Hier an dem sumpfigen Terrain und an den Gewässern ist der richtige Herd dieser ekelhaften Gesellschaft. Selbst wenn man über den Betten Moskitonetze hat, genügt doch ein kleines Schlupfloch, um

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein Paar dieser lästigen Tiere hindurchzulassen, welche dann ihren Blutdurst an dem wehrlosen Opfer stillen. Man wälzt sich von einer Seite auf die andere und schlägt erfolglos um sich. Aber nicht bloss Moskitos, auch häufig der eintönige Gesang, welcher bisweilen noch zu Ehren der betreffenden Weissen veranstaltet wird, oder das fortwährende Blöken eines vereinzelten Schafes, rauben einem die Nachtruhe. Ein erlösendes Gefühl überschleicht einen, wenn man in diesem halb wachenden Zustande den ersten Hahnenruf hört und bevor noch die Sonne hervorlugt, verlässt man das Lager und begrüsst freudig den Tagesanbruch. Nachdem der Küchenjunge schnell eine Tasse Kakao bereitet, auch ein wenig Yams vom vorigen Tage aufgewärmt hat, und das Frühstück eingenommen ist, werden die Barometerstände abgelesen und brodelnd kochen zur Vergleichung mit ersterem die Siedethermometer. Hat man so auch die Höhe des Ortes festgestellt, werden nach kurzer Begrüssung des Häuptlings, der gewissermaassen als Abgesandter den Morgengruss bringt, die Gerätschaften wieder zusammengepackt und unser kleines Gefährt flott gemacht. Der Häuptling und sämtliche Dorfbewohner strömen mit zur Lagune, um das Wundertier, den Weissen, zu sehen. Mit einem kräftigen Händedruck und einem Dank für das Unterkommen verabschiede ich mich vom Häuptling und nun steuern wir weiter nach Süden an dem Westufer entlang der Mündung des Sio zu.

Der Sio-Fluss.

Wieder geht es an sumpfigen Uferrändern vorüber und bald sendet die Sonne ihre glühenden Strahlen auf uns hernieder. Massenhaft fällt in diesen sumpfigen Gegenden der Thau nieder, weithin bezeichnen die weissen Fieberdämpfe den langsamen Lauf der Flüsse; bald jedoch werden die weissen Schleier von der am Horizont immer höher steigenden Sonne zerrissen.

Der Höhenzug, der bis jetzt das Westufer des Sees begleitet hat, verlässt dasselbe und zieht sich direkt nach Westen hin. Eine grosse, sumpfige Thalmulde wird sichtbar. Viele weisse Wasserlilien und gleichsam schwimmende Grasinseln begrenzen das eigentliche Gewässer des Sees. Träge schleicht in einer Thalmulde zwischen Grasinseln der Sio dahin. Kaum erkennbar ist seine Mündung, nur eine kleine Wasserfläche, die weiter in die Mulde eindringt, bezeichnet sie. Auch wir arbeiten uns mühsam durch das Schilf, die Blattpflanzen und Grasbänke, die den Lauf des Sio versperren, hindurch, um weiter aufwärts in denselben einzudringen.

Ueberall wimmelt es von braunen Krokodilen und kleinen Reihern; auch der sogenannte Schattenreiher und die Rohrdommel haben hier ihr Revier aufgeschlagen. Mühsam arbeitet sich das Kanoe weiter, bald erlahmt die Kraft meiner Leute, so dass ich gezwungen bin, auf demselben Wege, den ich gekommen, wieder weiter an dem Ufer des Sees

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

entlang zu fahren. Der Sio hat hier gewissermaassen eine Bucht in den See gerissen, welche durch den Südrand in einer schmalen etwa 2 km langen Landzunge abgetrennt wird. Die Einfahrt in dieselbe ist etwa 1 km breit, während sie weiter eine Breite von 2 km und eine ungefähre Länge von 3 km besitzt. In der grossen Regenzeit dagegen soll der Sio grosse Wassermengen mit sich führen und eine für Kanoes schiffbare Wasserstrasse bilden.

Das sumpfartige Ueberschwemmungsgebiet, das derselbe beim Einfluss in den See bildet, hat eine Breite von etwa 2 km. Obwohl das Wasser des Sio eine Tiefe von etwa 2 m aufweist, so ist er doch infolge seiner geringen Geschwindigkeit in seinem unteren Lauf, wie erwähnt, vollständig mit Schilf und Wasserpflanzen bewachsen. Sein mittlerer Lauf bei Adididogbo und Gablé kann als wirklich klarer Flusslauf bezeichnet werden; er ist 10 bis 12 m breit und hat eine Tiefe von $1^1/_2$ bis 2 m.

Hier wird der Sio von einem festen Ufer begrenzt, das von einem kleinen Galleriewald umgeben ist.

Schon oberhalb von Lebbega hat derselbe seinen eigentlichen Lauf verlassen und sich bei diesem Orte in einen grossen Sumpf verlaufen, durch den gewissermaassen seine Gewässer nach dem Togosee hin filtriert werden. Bei Lebbega ist von den Bewohnern eine Wasserstrasse, Jomme genannt, angelegt, welche etwa 2 km quer durch den unteren Lauf des Sio, einen Kilometer westlich von Donkovhe, auf das jenseitige Ufer führt. Von hier aus geht ein Flusspfad nach Bagida. Die bis $3^1/_2$ m breite Wasserstrasse verbindet direkt Lebbega und die grossen Dörfer, die im Osten vom Togosee liegen, sowie Degbo und Abobo mit Bagida. Dieser Wasserweg ist von Schilf und Wasserpflanzen vollkommen befreit und deshalb eine lebhafte Verkehrsstrasse, welche viele kleine mit Kernerprodukten beladene Kanoes befahren. Bei grosser Trockenzeit soll dieser Arm fast ganz eintrocknen und nur auf eine kurze Entfernung Wasser führen, so dass die anwohnenden Leute diese Wasserstrasse bis auf eine kleine Strecke zu Fuss zurücklegen können.

Rückfahrt an dem Südufer des Sees.

Wir folgen nun weiter dem Ufer der Bucht in nördlicher Richtung und erreichen die nördlichste Spitze der vorher erwähnten Landzunge, wo die Nadel des Kompasses plötzlich nach Süden umschlägt. Von dem Einfluss des Sio aus haben wir somit die Bucht in einem Bogen von ungefähr 4 km Länge im Verlauf einer Stunde zurückgelegt. Die Ufer werden fest und der sandige Strand ist von vielen Oelpalmen bewachsen. Unser Kanoe gleitet nun rasch über die glatte, schwarze Spiegelfläche des Sees vorwärts. Das Südufer erhebt sich hier etwa 1 bis $1^1/_2$ m über dem See und ist zum Teil mit dichtem Busch bestanden. So bevölkert das Westufer auf seinen Höhenzügen ist, so wenig Ansiedelungen findet

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

man an dem Südrande des Sees. Nur ab und zu begegnet uns ein kleines Kanoe, welches den anwohnenden Fischern der Fischerdörfchen Agodikovhe oder Pessikonu gehört und auf dem weisseu sandigen Ufer sonnt sich zuweilen ein Krokodil. Endlich verraten menschliche Stimmen und das Krähen der Hähne die Nähe der oben erwähnten kleinen Ortschaft Agodikovhe und binnen kurzer Zeit gelangt man an den Einbuchtungen des Ufers entlang zu dem Fischerdörfchen Pessikonu.

Hier musste ich nach 4 Stunden Fahrt Rast machen, um meinen ermüdeten Leuten einige Ruhe zu gönnen. Ein schmaler Negerpfad führt durch den Busch hindurch in das Dörfchen. Dasselbe ist von Oelpalmen umgeben, auch die Kokospalme und Papaya fehlen nicht. Kleine, armselige Hütten bilden den Ort; emsig stampfen die Frauen in grossen Holzgefässen ihren Fufu, die beliebteste Nahrung der Neger, welche aus gekochtem Yams besteht und einen unseren Stampfkartoffeln nicht unähnlichen Geschmack hat.

Nach weiterer dreistündiger Fahrt haben wir den Küstenplatz, der ebenfalls eine Landungsstelle hat, erreicht, um dort bis zum nächsten Tage Rast zu machen und dann die Umfahrt um den See zu beenden. Von Pessikonu steuern wir der Südostecke des Sees nach Porto Seguro zu. Das sandige Ufer ist mit kurzem Gras und Busch bewachsen und an den tiefer gelegenen Stellen erblickt man vereinzelt und in Gruppen die Delebpalme. Dies ist auch das Gebiet, wo häufig die Zwergantilope ihr Revier aufschlägt.

Das Ufer zieht sich in grossen Windungen entlang und bald kommt Togo mit den weissen Häusern der Mission in Sicht, während die hohen Bäume des Waldes dunkel die schmalen Ostufer des Sees umgeben. Der See wird von Kanoes befahren, welche von Togo nach Porto-Seguro hinübergleiten und plötzlich kommt die kleine Bucht des Landungsplatzes von Porto Seguro mit den darauf befindlichen Kanoes in Sicht. Noch einige Minuten und wir gehen an dem Landungsplatz des Dorfes vor Anker. Die Schwarzen, die hier vermöge der Lage des Ortes, den Weissen besser kennen, kommen hilfreich herbeigesprungen und unterstützen meine Leute beim Ausladen unserer Lasten und im Bergen unserer Ladung. Zahlreiche Kinder plätschern vergnügt im Wasser umher und kleine Mädchen helfen ihren Müttern beim Waschen. Dort werden die gebrauchten Gefässe mit Sand ausgescheuert, andere waschen ihre Tücher oder baden sich, indem sie dazu reichlich die einheimische Seife gebrauchen.

Der See hat sich hier bis auf etwa 600 m Entfernung dem Meere genähert; nur eine kleine Nehrung, die sich 3 bis 4 m hoch über dem Wasserspiegel erhebt, trennt den See von dem Atlantischen Ozean.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Rüstig eilen meine Träger dem ihnen gut bekannten Gastplatz der Mission zu, welche hart am Meere liegt. Die Farmen durchwandernd, die auf lehmig sandigen Boden angelegt sind, passieren wir die Stadt und befinden uns in wenigen Minuten auf der Mission, wo wir von den anwesenden Brüdern freudig empfangen und gastlich aufgenommen werden.

Natürlich ist man nicht wenig erfreut, wieder einmal die erlebten Ereignisse und Gefahren, denen man ausgesetzt war, zu besprechen, auch hofft man einige Neuigkeiten von Europa zu hören.

Schon in der Frühe wird aufgebrochen und nun geht es an dem bewaldeten Ostufer des Sees entlang, bei der Einmündung der Lagune vorüber, um die Rundfahrt am Landungsplatz der Stadt Togo zu beschliessen.

Um sowohl eine Uebersicht über die Entfernung der nunmehr beendeten Route als auch die durchschnittlichen Tiefen des Sees festzustellen, befuhr ich am anderen Tage auf dem Kanoe von Porto-Seguro die Länge des Sees in nordwestlicher Richtung auf Degbo am Nordostufer zu. Die Fahrt dauerte 4 Stunden. Durchschnittlich wurden in der Minute 48 bis 49 m zurückgelegt und damit hatte ich festgestellt, dass die Entfernung von der Stadt Togo bis an das Ostufer, 1 km südlich von dem Einfluss des Haho, ungefähr 11 km, die Breite des Sees von Pessikonu bis Ekui aber $3^1/_2$ km beträgt.

Die Fahrgeschwindigkeit wird durch den hohen Wellengang sehr beeinträchtigt und ist fast nur halb so gross, als auf der Lagune. Es wurden Tiefen von 3, $2^1/_2$ und 2 m festgestellt, so dass man im Durchschnitt die Tiefe des Sees bei mittelhohem Wasserstande auf $2^1/_2$ m schätzen kann.

Triangulierung des Sees.

Wegen der Wichtigkeit des bis dahin in seinen Formen fast gänzlich unbekannten Sees unterzog ich ihn nun noch einer Triangulation. Als Ausgangspunkt für meine Arbeiten wählte ich Porto-Seguro sowie die Stadt Togo. Auf diesen Fahrten begleitete mich zu meiner grossen Freude der schon erwähnte Kaufmann Lühnen. Auch nicht wenig unterstützte mich bei meinen Unternehmungen ein gewisser Herr Zippel, der in Porto-Seguro eine Nebenfaktorei der französischen Firma Régies frères ainés verwaltete. Da ich nur mit ganz gleichen Flaggen ausgerüstet war, so erhielt ich von ihm eine Kollektion alter Signalflaggen, die für meinen Zweck immer noch gute Verwendung fanden.

Mit diesen Flaggen wurden nun die anzuschneidenden Punkte markiert. Ferner erhielt ich noch durch die Güte desselben, jetzt leider schon verstorbenen Elsässers, ein altes Marseiller Fischerboot, welches auf dem Togosee und der Lagune den Frachtverkehr zwischen der Hauptfirma in Klein-Popo und dieser Faktorei bewerkstelligte. Dieses

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Boot that mir vorzügliche Dienste, indem es die Arbeit ganz hervorragend beschleunigte, denn bei der ziemlich grossen Ausdehnung des Sees war es mir nicht immer möglich, am Abend zurückzukehren und benutzten wir dieses grosse Boot, welches etwa 4 m lang, 2 m breit und 1 1/2 m tief war, während 3 Wochen als Wohnstätte. Zur Arbeit und zur Aufstellung der Flaggen diente mir dagegen ein kleines Kanoe. Das Boot wurde mit Proviant für einige Wochen ausgerüstet, unsere Betten, unser Tisch und ein Paar Stühle fanden darin Platz. Ein Teil des Bootes wurde mit einem alten Plane von Segelleinwand bedeckt und bot so den Tag über genügenden Schutz gegen die heissen Sonnenstrahlen. Die Schwierigkeit bei unserer ganzen Arbeit war nun, die nötige Basis zur Vermessung zu finden. Zu diesem Zwecke fuhren wir nach Togo hinüber, um dort an dem Strande eine Basis von etwa 500 m abzumessen. Schon bei der kurzen Ueberfahrt von Porto-Seguro nach Togo stellte sich uns ein Hindernis entgegen, denn leider war das Boot für die seichten Stellen im Togosee von zu grossem Tiefgang. Da sassen wir nun mitten im See fest, ohne uns vorwärts oder rückwärts bewegen zu können. Schnell wurde das kleine Kanoe, das immer hinten am Boote geführt wurde, gelöst und Hilfe von unserem schon bekannten Häuptling Blaku aus Togo geholt. Unsere Sachen wurden in das Kanoe umgeladen und so unser Boot erleichtert. Dann sprangen die schwarzen Gesellen ins Wasser und in der Erwartung, einen Verdienst oder ein Geschenk einheimsen zu können, hatten sich bald 50 bis 60 Leute eingefunden, die alle mit kräftigen Armen anfassten und das Boot wieder flott machten.

Wir gingen nun zuerst bei dem Dorfe Togo vor Anker und hier hatte ich endlich einmal Gelegenheit, mich für die vielen Mühen, welche die Missionare meinetwegen gehabt hatten, mit einem kleinen Frühstück zu revanchieren. Da Herr Lühnen zu meiner grossen Freude von Popo allerhand frische Konserven mitgebracht hatte, so konnte für afrikanische Verhältnisse ein opulentes Frühstück an Bord unseres kleinen Bootes eingenommen werden. Eier, Sardinen und gebratene Hühner, welche an der Küste fast 365 mal im Jahre auf den Tisch kommen, gelten hier natürlich als Leckerbissen. Wir hatten gehofft im Boote von den lästigen Zuschauern befreit zu sein, die sich meistens an Land sammeln, um jeden Bissen mit Neid zu betrachten, den der Weisse in den Mund steckt. Aber unsere Hoffnung wurde getäuscht, denn auch hier liessen sich einige Neugierige nicht einmal durch die Furcht vor den Krokodilen abhalten und so umschaukelten uns des Abends, als wir vergnügt mit dem Becher anstiessen und unserer Heimat gedachten, kleine Kanoes, die aber wenig störten, vielmehr eine willkommene Abwechselung boten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nach diesem Festtag begann am nächsten Morgen die Arbeit. Längs des breiten Strandes wurde in gerader Linie zwischen zwei Flaggen eine Strecke von genau 500 m mit dem Bandmass abgemessen, welche mir als Basis und Ausgangspunkt der Berechnung der Dreiecke dienen sollte. Die schwarzen Bewohner hielten dieses Verfahren für einen ganz unglaublichen Fetisch. Neugierig, aber ängstlich umstanden sie den Theodolithen und konnten meinen Jungen nicht genug über dieses sonderbare Instrument befragen. Ich steckte nun diese Basis mit den mir überlassenen Signalflaggen ab und legte die Spitze des Dreiecks gegenüber an den Landungsplatz von Porto Seguro. Dieses Dreieck, welches seine Basis an dem Strand von Togo und seine Spitze in Porto-Seguro hatte, bildete den Ausgangspunkt für die weiter anzulegenden Dreiecke, wobei immer wieder eine der Seiten des Dreiecks die künftige Basis bildet, so dass die ganze Triangulation auf diesem sehr sorgfältig gemessenen Dreieck beruht. Es war leider bei dem sumpfigen Terrain und dem mit Busch bewachsenen Ufer des Sees keine andere geeignete Strecke für eine Basis zu finden. Die Vermessung wurde noch durch astronomische Azimuthe verbessert, welche ich strahlenförmig von der Spitze des Hauptdreiecks am Landungsplatz von Porto-Seguro nach den gegenüberliegenden Schnittpunkten der Dreiecke feststellte. In Togo hatte ich zufällig den Buchstaben T von den Signalflaggen aufgestellt. Diese Signalflagge hatte eine frappante Aehnlichkeit mit der französischen Trikolore. Ich merkte schon, als ich mit der Arbeit fertig war, dass sich das ganze Volk mit dem Häuptling Blaku um die Flagge scharte, dachte aber in dem Augenblicke nichts anderes, als dass es die bekannte Neugier unserer schwarzen Evheleute sei. Als ich mich jedoch bei den Missionaren verabschieden wollte, erzählten sie mir, dass sie von Blaku, sowie von den Vätern der Stadt mit Fragen bestürmt worden wären, ob denn das Land nach so langer deutscher Herrschaft, an die sie sich nun gewöhnt hätten und unter der sie recht zufrieden wären, auf einmal wieder französisch werden sollte. Die Missionare waren selbstverständlich ganz erstaunt über diese plötzlich aufgetauchte Idee und fragten nach der Ursache derselben. Ja, meinte Blaku, dem Weissen ist nicht zu trauen, denn er hat schon ein Boot aus der französischen Faktorei und hat ausserdem alle möglichen Zaubermittel angewendet und dabei am Strande die französische Flagge gehisst. Die Missionare suchten ihm diese Ansicht so viel als möglich auszureden, aber erst nach langem Palaver waren die Leute davon abzubringen. In der Versammlung, die ich schnell einberufen liess, äusserte sich Blaku mir gegenüber, dass ich nicht einmal deutsche Soldaten, wie es sonst bei den deutschen Beamten und Offizieren üblich wäre, bei mir hätte. Ich machte ihm hierauf klar, dass ich nur zu friedlicher Arbeit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gekommen sei und mein Aufenthalt lediglich den Zweck hätte, den See in seiner Grösse kennen zu lernen, und als ich ihm die Karten zeigte, welche aus meinen Aufnahmen hervorgegangen waren, ihn auch für seine, der deutschen Regierung bewiesene Treue lobte und diese mit einem Geschenk belohnte, gelang es mir, ihn zu beruhigen. Dieser Zwischenfall diente mir aber zur Warnung und ich hisste als Zeichen unserer deutschen Nationalität am Bord unseres kleinen Fahrzeuges die deutsche Flagge.

Lange noch umstanden die Eingeborenen die Flaggen am Strande und sahen unserem Gefährt nach. Ich teilte für meine Arbeit gewissermassen den ganzen See in vier Teile. Zuerst wurde der östliche Teil des Sees durch Dreiecke ausgemessen; dann begann die bei weitem schwierigere Arbeit: die Ausmessung des mittleren Teils des Sees, was nur mit Hilfe von Hilfsdreiecken bewirkt werden konnte, da die Breite des Sees von Abobo bis Ekui etwa 4 km beträgt. Zur Erreichung dieses Zieles wurde mitten im Togosee ein grosser Flaggenstock aufgestellt, der den Schnittpunkt und die Spitze der vom Lande aus gemessenen Dreiecke bildete. Dann wurde der nordwestliche Teil des Sees durch Dreiecke verbunden und zuletzt der südwestliche Teil, der eigentlich nur eine Bucht des Sio ist, vermessen. Nachdem ich zuerst meine Dreiecke auf dem Papier konstruiert hatte, begann um 6 Uhr früh die Fahrt auf dem kleinen Kanoe. Man kreuzte den See hin und her, um an den bestimmten und geeigneten Punkten die Flaggen aufzustellen und so ein Dreieck an das andere anzufügen. Die Flaggen wurden dicht an das Ufer in den See gesteckt, da häufig das schlammige Ufer es nicht zuliess, die Instrumente dort aufzustellen.

Man musste sich zu diesem Zweck in das Wasser begeben, was bei der warmen Tropensonne nicht weiter unangenehm gewesen wäre, wenn man nicht stets auf Krokodile hätte gefasst sein müssen. Zur Abwehr dieser scheusslichen Echsen, von denen es namentlich am Sio wimmelt, stellte ich stets einen der Leute mit Karabiner auf, welcher auf die verdächtigen Stellen im Wasser zu schiessen hatte. Nachdem ein neues Dreieck durch die Flaggen markiert war, wurde dasselbe sofort durch die Messung der Winkel mit dem Theodoliten festgelegt. Denn häufig kam es vor, dass die Flaggen durch den Wind oder in Folge der Brandung umgeworfen wurden. Durch die von mir eingeschlagene Methode war jedoch, indem ich die Flaggen nur an markanten Punkten aufstellte und sofort jedes der Dreiecke an demselben Tage maass, ein Irrtum ausgeschlossen, man hatte nur die Mühe, die Flaggen an den bezeichneten Stellen wieder aufzustellen. Die roten Flaggen bewährten sich am besten, da sie am weitesten zu sehen waren. Das Instrument wurde im geeigneten Moment

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gleichfalls in das Wasser gestellt und die Ablesung wie das Einstellen desselben wurde, bis an die Brust im Wasser stehend, bewirkt. Selbstverständlich ist eine mit so vielen Strapazen verbundene Arbeit der Gesundheit nicht gerade zuträglich. Sowohl Herr Lühnen wie ich büssten diese Fahrten mit einem tüchtigen Fieber.

Meistens verliess ich früh um 6 Uhr unser Boot, auf dem nun Herr Lühnen allein weiter waltete und kehrte dann, nachdem der See einige Male hin und her durchkreuzt und wiederum eine Fläche vermessen war, nachmittags, wenn die Sonne sich schon bedenklich zum Horizont geneigt hatte, zu unserem Boot zurück, wo ich mit Freuden von Herrn Lühnen empfangen wurde. Denn oft lag unser Gefährt, gerade wie es die Arbeit bedingte, an einem verlassenen und stillen Ufer des Sees. Und so gab es wenig Abwechselung für Herrn Lühnen, der meine Fahrten gerne mitgemacht hätte. Er hatte indessen die Verwaltung unserer spärlichen Küche übernommen; ausser Schinken, den wir zur Sicherheit mitgenommen hatten, stand fast täglich auf dem Küchenzettel Fisch und abermals Fisch. Ein Gemüse, wie Yams, war mitunter schwer aufzutreiben, da die Ortschaften häufig zu weit von unserem Boot entfernt lagen. Der Küchenjunge versuchte des Morgens alles, was irgend wie in der Nähe zu haben war, für uns und unsere Leute zu erhaschen. Die unzähligen Fischer, welche auf dem See ihrer Arbeit oblagen, versorgten uns mit Fischen ziemlich reichlich, so dass wir wenigstens dieses, häufig fast einzige Gericht nicht zu entbehren brauchten. Die Fischerei wurde teils in kleinen mit Segeln versehenen Kanoes betrieben, teils waren mitten im See Pfähle aufgestellt, an denen, wie in der Lagune, Senkkörbe oder Angeln für den Fischfang ausgelegt waren. Bei Sonnenuntergang zogen die Fischer mit ihrer Beute bei uns vorüber und belebten öfters unseren einsamen Ankerplatz, den wir gewöhnlich am Südufer des Sees aufschlugen, um hier Schutz vor der Brise und den Wellen zu haben. Kein anderer Laut war häufig in unserer stillen Bucht zu hören, als das Plätschern des Wassers, welches an das Ufer schlug, das Krächzen eines Raubvogels oder das Geräusch einer aufgescheuchten Antilope. Herr Lühnen, welcher in meiner Abwesenheit oft auf Jagd ging, erlegte einmal zu unserer, wie unserer Leute grossen Freude, eine Schir-Antilope, die eine Abwechselung in unser tägliches Menu brachte.

Wenn es das Ufer einigermaassen gestattete, erfrischte man sich des Abends an einem Bade in der Lagune.

Unbequemlichkeiten bereitete uns auch die Wasserbeschaffung auf dem Togosee, denn das Seewasser ist brackig. Infolge der Nähe des Meeres wird es durch die schmale Nehrung gewissermaassen im Untergrunde filtriert. Häufig findet auch an den Durchbruchstellen, bei dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fallen des Sees, ein Rückfluten des Seewassers statt, bis die rastlose Brandung den Durchbruch geschlossen hat. Auf diese Weise erklären sich wohl die grossen Salzablagerungen, die sich in der Kitta-Lagune vorfinden.

Des Abends schlugen wir auf unserem Boot den Plan zurück, um uns an der Kühle, welche die einbrechende Nacht mit sich brachte, zu erfrischen.

Auf dem Vorderteil des Schiffes brannte helllodernd das Feuer, auf welchem unser frugales Mahl bereitet wurde. Nachdem mein kleiner Junge Meppo uns gravitätisch die Schüsseln mit dem Fisch serviert und wir unseren Hunger gestillt hatten, wurden Tisch und Stühle entfernt und unsere Feldbetten aufgestellt. Mit knapper Not fanden gerade zwei schmale Bettstellen im Boote Platz. Stets war des Nachts eine Wache aufgestellt, um auf unsere Sachen und Boote zu achten. Nur hin und wieder kam noch ein einsames Kanoe angeschlichen, welches die ausgelegten Angeln untersucht hatte und nun nach Hause zurückkehrte. Ein tiefer dunkler Schleier senkte sich über den See und in herrlicher Pracht erglänzten die Sternbilder am dunklen Firmament. Häufig, namentlich bei mondhellen Nächten, störte der Ton der Trommel von den gegenüberliegenden Ortschaften unsern Schlaf und die Moskitos liessen uns trotz aller Netze auch hier keine Ruhe, doch nach einiger Zeit gewöhnt man sich sogar daran. Während es am Tage glühend heiss ist, wird es des Morgens und Abends beim Fallen des Thaues verhältnismässig kühl, ein erquickender Morgenschlummer bis zum Tagesgrauen gewährt dann die nötige Erfrischung.

Wir verlegten nun unseren Ankerplatz an die schmale Landzunge, welche die Bucht des Sio einschliesst. Von hier aus wurde nach Abobo hinüber gemessen und weiter im Süden genau der Einfluss des Sio festgestellt. An seiner Mündung wimmelte es von Krokodilen. Leider hatte mein guter Begleiter, trotz aller meiner Mahnungen schon vorher fast sämtliche Patronen verknallt, so dass nur noch einige zur Sicherheit für uns übrig geblieben waren. So kam es vor, dass, als wir mit dem Kanoe über ein Krokodil wegfuhren, welches sich vor unseren Augen unter unserem Boote in den Schlamm verkroch, wir nur noch mit unseren Staken darauf losschlagen konnten. Gott sei Dank sind diese scheusslichen Echsen sehr feige und greifen weder Kanoes noch, wie ich gehört habe, Leute auf dem Festlande an. Desto gefährlicher sind sie im Wasser, wo sie im tiefen Schlamm versteckt, unterhalb der Oberfläche über ihre sichere Beute herfallen. Bei diesem sumpfigen Terrain konnten wir uns daher nicht in das Wasser wagen. Ich stellte also von dem Kanoe aus das Theodolith mit dem Stativ in den Sumpf und machte in dem Kanoe liegend meine Ablesung, während die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leute mit Staken bewaffnet auf die Krokodile aufzupassen hatten. Wir steuerten hierauf dem letzten Punkt, dem kleinen Fischerdorf Abobo zu. Auf diesem Wege geschah es, dass sich unser Boot bei dem geringen Wasserstande wieder festsetzte und wir mussten mit Hilfe unserer und der Leute von Abobo Hilfe das Boot eine ganze Strecke über eine Sandbank herüberziehen, ehe wir wieder flott waren.

Es wurde nun die letzte Hand an die Triangulation des Togosees gelegt, indem noch die Einmündung des Haho bestimmt wurde.

Auch auf dieser Fahrt begleitete mich Herr Lühnen in einem kleinen Kanoe. Auf der kleinen Insel, welche das Delta des Haho bildet, wimmelte es von Enten; es war für mich ein ganz besonderes Vergnügen, hier der Jagd mit unseren Schrotflinten obzuliegen; wir mussten indess abends lange hinter Buschwerk sitzen, bis die Enten vorsichtig aufgingen, hoch über uns kreisten und dann in das Wasser einfielen. Endlich kamen wir zum Schuss und erlegten ein paar Enten, welche einen schönen Braten für uns abgaben. Aber unsere Beute sollte nicht so leicht erkauft sein, wie es uns schien. Schon jagten alle die kleinen Fischerboote in Eile ihrem Ankerplatz zu, denn ehe wir uns noch besinnen konnten, hatte sich ein mächtiger Sturm erhoben. Mit Windeseile kamen die Gefahr drohenden Wolken herangezogen. Sie bilden die Vorboten eines in den Tropen häufig eintretenden Naturereignisses, des gefürchteten Tornado. Der Sturm peitschte die schwarze Flut und nur mühsam konnten wir vorwärts kommen. Mit einem Schlage war der See von sämtlichen Schifferbooten verlassen. Der riesige Sturm benahm einem fast den Atem, und die Wellen gingen immer höher. Alle Vögel und Tiere hatten sich geflüchtet; ein schwerer, lang gedehnter Donner durchdröhnte die Luft und in grossen Tropfen fiel der Tropenregen nieder. Binnen kurzer Zeit waren wir bis auf die Haut durchnässt und sassen mitten im Wasser, welches das Kanoe anfüllte. Mit Hilfe unserer grossen Tropenhelme konnten wir dasselbe ausschöpfen und unser Kanoe vor dem Sinken bewahren. Wir flüchteten aufs Land unter einen grossen Baum, der am Ufer stand, hockten beieinander und mussten uns nolens volens von dem Regen peitschen lassen. Nach einer Stunde hatte die Heftigkeit desselben nachgelassen und nun konnten wir wieder unser Boot betreten. Zähneklappernd sassen wir zusammen im Kanoe, denn der furchtbaren Glut der Sonne war nach dem Tornado empfindliche Abkühlung gefolgt, welche in den nassen Kleidern unsere Glieder fast erstarren liess. Unser Schrecken war nicht gering, als wir unser Boot wieder mit Wasser angefüllt vorfanden; die Leinewand und das Gestell, welches dieselbe trug, waren vom Sturme heruntergerissen und Kisten und Koffer schwammen im Wasser umher. Unsere Leute hatten sich in das naheliegende Fischerdörfchen Abobo geflüchtet, so

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dass uns weiter nichts übrig blieb, als uns ebenfalls dorthin zu begeben. Da unsere sämtlichen Sachen durchnässt waren, so mussten wir an das Mitgefühl der schwarzen Bewohner dieses Ortes appellieren. Alles drängte sich in eine kleine Hütte, wo unsere Leute Feuer angemacht hatten, um ihre Tücher zu trocknen und sich zu erwärmen. Auch wir versuchten dies zu thun und nach Ablegung unserer sämtlichen Kleider paradierten wir zum nicht geringen Erstaunen der Schwarzen in ihren sogenannten Lawa-Lawa, einem Eingeborenen-Tuch, das uns ein alter Mann zur Verfügung gestellt hatte; inzwischen wurden unsere Sachen am Feuer getrocknet. Unter diesen Umständen mussten wir uns für die Nacht in dem kleinen Dorfe einquartieren und konnten erst am nächsten Tage mit der Reinigung unseres Bootes beginnen. Kisten und Kasten wurden nun ausgepackt und den Strahlen der Sonne zum Trocknen ausgesetzt. Das Wasser wurde fleissig ausgeschöpft und das Boot vom Schlamm gereinigt. Am Nachmittag waren wir wieder soweit, um nach unserem nächsten Ziel, Degbo, zu steuern.

Nachdem wir uns in Degbo von neuem verproviantiert hatten, setzte ich am nächsten Tage unsere Reise mittelst Kanoe auf dem Haho weiter aufwärts fort, um denselben auf seine Schiffbarkeit zu prüfen und die anliegenden Ortschaften zu erforschen. Wir verliessen den Togosee, der uns mehrere Wochen beschäftigt hatte.

REISE AUF DEM HAHO

UND IN DEN ANGRENZENDEN GEBIETEN DES WEST- UND SÜDUFERS AM TOGOSEE.

Am 25. September 1895 trennte ich mich von meinem Reisebegleiter Herrn Lühnen, der die Liebenswürdigkeit hatte, das geliehene Boot nach Porto-Seguro zurückzuführen. Jetzt war ich wieder auf mich und meine Schwarzen allein angewiesen. Am nächsten Morgen liess ich alle Sachen packen und fuhr auf dem Kanoe von Degbo ab. Das Wasser war infolge der langen Trockenzeit sehr gefallen und nur eine ganz kleine sumpfige Wasserrinne führte uns von Degbo zur Mündung des Haho. Dieser Fluss, der hier in einer ungefähren Breite von 20 bis 30 Meter langsam in ein aus zwei Armen bestehendes Delta übergeht, hat an dieser Stelle bei der Trockenzeit die beträchtliche Tiefe von ungefähr $3^1/_2$ m. Langsam und in grossen Windungen fliesst er durch das versumpfte etwa 3 km breite Thal. Dasselbe wird im

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Osten und Westen von geringen Höhenzügen begrenzt, welche nach meiner Schätzung den Wasserspiegel des Haho etwa um 30 m übersteigen. Anfangs ist das Ufer ohne jeglichen Baumwuchs, weiterhin etwa 4 km nördlich von der Mündung des Haho, wird es von einem dichten Urwald begrenzt. Hier wimmelt es in den Gipfeln der hohen Bäume von Affen und Vögeln, während das Krokodil wieder die Ufer des Flusses unsicher macht. Man fährt nun wie unter einem Laubdach in dichtem Schatten auf dem Fluss, der eine durchschnittliche Breite von 20 m und eine Tiefe von etwa 3 m hat. Bei mittlerem Tempo legt man den Weg bis nach der kleinen Niederlassung Akodeseva, welche der Faktorei von Wölber & Zimmermann in Klein-Popo gehört, in zwei Stunden zurück. Die Niederlassung besteht nur aus einigen armseligen Hütten, die gleich den übrigen typischen Hütten aus Lehm aufgeführt und mit einem Grasdach eingedeckt sind. Hier wohnt ein schwarzer Agent der erwähnten Firma, welcher die Kerne und das Oel von den umliegenden Ortschaften aufkauft und auf dem Wasserwege nach Klein-Popo abführt. Trotz der erhaltenen Mahnung von dem Agenten setzte ich meine Reise weiter auf dem Haho fort. Aber schon gleich hinter dem eben verlassenen Orte begannen die Schwierigkeiten, denn die Bäume und das Gebüsch, welche dicht das Ufer bestanden, bildeten mit ihren Aesten und Zweigen ein grosses Hindernis beim Fortkommen. Mühsam musste man unter den herabhängenden Aesten durchfahren oder sie mit dem Haumesser abschlagen, um sich stossweise weiter zu arbeiten. Nach einer Stunde Fahrt — man kann wohl sagen Arbeit — hatten wir uns glücklich bis zum Einfluss eines kleinen Nebenflüsschens, des Lilli, durchgewunden, der in einem Winkel von 75° in den Haho einmündet. Auch der Lilli soll bei Regenzeit beträchtliche Wassermengen führen, während er zu jener Zeit nur eine kleine Wasserrinne von etwa 3 m Breite bildete und seiner geringen Tiefe wegen nicht zu befahren war.

Um mich von der Schiffbarkeit des Haho zu überzeugen, zumal unrichtige Vorstellungen über seine Grösse herrschten, scheute ich nicht die mühsame Arbeit, die versperrenden Aeste aus dem Wege zu räumen, auch häufig das Kanoe über die grossen vermorschten Baumstämme hinüber zu ziehen und auf diese Weise vorwärts zu dringen. Umfangreiche Dornensträucher liessen ihre langen Zweige herabhängen und ritzten nicht selten unsere Haut. Unzählbar waren die grossen Schwärme von Moskitos und anderen kleinen Fliegen- und Mückenarten, die sich über dem Wasser tummelten und uns stets umschwärmten. Alle Augenblicke schlug uns zur Abwechselung ein Zweig ins Gesicht oder man stiess mit dem Kopf heftig gegen einen überragenden Ast, so dass diese Fahrt nicht gerade zu den angenehmsten Wasserpartieen zu rechnen war. Trotzdem verfolgte ich peinlich meine Kompassrichtung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zahlreiche Vögel hatten ihre Nester an den Uferrändern und belebten durch ihr Gezwitscher die Landschaft. Reizend sahen die Nester der kleinen traulichen Webervögel aus, welche kunstvoll in grossen Mengen an dünnen Zweigen über dem Wasser hingen.

Der Haho wurde jetzt schmäler und wies nur noch eine Breite von etwa 10 m auf. Auch die Tiefe nahm ganz beträchtlich ab; die letzten vorgenommenen Lotungen betrugen 1 $^1/_2$ und kurz darauf nur noch 1 m, so dass ich gezwungen war, die weitere Fahrt aufzugeben. Ausserdem hatten sich jetzt zu den Hindernissen, welche die Baumstämme verursachten, zu unserem grossen Aerger aus Flechtwerk hergestellte und quer über den Fluss gelegte Fischreusen gesellt. Es blieb uns nichts anderes übrig, als diese Reusen zu durchhauen, um mühsam unser Kanoe weiterzuschieben und irgend eine menschliche Niederlassung zu erreichen. Endlich wurde der dumpfe Schlag eines Haumessers, welches beim Fällen von Bäumen gebraucht wird, sowie das Knistern der herunterfallenden Zweige hörbar, was auf die Anwesenheit eines menschlichen Wesens schliessen liess. Gerade als wir uns wieder durch eine Fischreuse eine Durchfahrt verschaffen wollten, trat eilig aus dem Dickicht ein Schwarzer, der uns wütend drohte und sein Messer in der Luft schwang. Wir verliessen alsbald unser Kanoe und sprangen an Land, um uns nach einem Pfad nach dem nächsten Dorf zu erkundigen. Aber der Mann, der ja eigentlich in seinem Rechte war, schimpfte rasend darüber, dass wir ihm seine Reusen zerstört hätten und drohte uns niederzuschlagen. Schon hatte mir Meppo, mein kleiner Freund und Diener, meinen Karabiner aus dem Kanoe gereicht. In diesem kritischen Augenblicke stürzten sich auch schon meine Leute auf den Wüterich, bewältigten ihn, entwanden ihm das Messer und banden ihn. Sein Mut hatte sich nun gelegt und da er glaubte, dass ich ihn entweder zum Sklaven machen oder töten würde, sagte ich ihm auf sein flehentliches Bitten, dass er diesmal noch mit dem Leben davon kommen solle, wenn er uns den richtigen Weg nach Hahoté zeigen würde. Er versprach dies zu thun. Da ich die Reise zu Wasser nicht weiter fortsetzen konnte, gab ich zwei Trägern den Befehl, mit dem Kanoe nach Degbo zurückzufahren; ich selbst mit den übrigen vier Trägern ging unter Führung unseres Gefangenen auf einem schmalen, wenig betretenen Pfade, welcher sonst wohl nur von Fischern und Jägern benutzt wurde, durch den Wald. Von weitem sahen wir das auf einer Anhöhe liegende Dorf Hahoté. Wir passierten alsbald ein kleines Gehöft und befanden uns dann auf einem grossen ausgetretenen Pfade. Ein Höllenlärm schallte aus Hahoté zu uns herüber, denn die Eingeborenen hielten eine sogenannte Totenfeier ab. Wir stiegen die kleine Anhöhe hinauf und bald waren wir von der schwarzen Bevölkerung umringt, die nur selten einen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Weissen gesehen hatte. Drohungen wurden laut und unser schwarzer Pfadweiser fühlte sich hier wieder sicher und begann seine Verwandten und Freunde gegen mich aufzuhetzen. Nur durch die Vermittelung des Häuptlings, wie durch das besonnene und einsichtsvolle Zwischentreten der älteren Leute gelang es, die aufgeregte Menge von Gewaltthätigkeiten zurückzuhalten. Nachdem sich das Volk von der Berechtigung meines Verfahrens überzeugt, und ich dem Gefangenen die Freiheit wiedergegeben hatte, wurden mir ein paar Hütten im Gehöft des Königs zum Aufenthalt angewiesen. Bald darauf brachte mir der König seine Geschenke: Yams, Kassawa und Maiskörner; aber auch der Freigelassene spendete mir von der Beute seines Fischfanges eine grosse Menge, ferner ein Huhn und einen grossen Haufen Yams; indem er nach Landessitte sich auf die Knie warf und zur Erde beugte, sprach er die Dankesworte: „Donna donnalo", d. h. „Ich danke sehr". Damit er einsah, dass ich nicht die Absicht gehabt hatte, seinen Fischfang zu stören und seine Reusen zu beschädigen, gab ich ihm das übliche Gegengeschenk und später noch eine besondere Entschädigung in Form von Zeug, worüber seine Freude übergross war.

Am nächsten Morgen wurden mir von dem Häuptling bereitwilligst Führer zur Verfügung gestellt und weiter ging die Reise nach unserem nächsten Ziel, dem grossen Negerdorf Bogame. Diesen Weg hatte ich speziell gewählt, um bei Hahoté den Haho, sowie die Nebenflüsse desselben genauer festzustellen. Ich zog zunächst mit meinen Leuten auf dem direkten Wege nach Bogame. Hier boten sich bei dem Ueberschreiten des Haho neue Schwierigkeiten, denn viele kleine Bäche, sowie der Lilli bildeten oberhalb ihres Zusammenflusses einen grossen Sumpf und Morast. Fast bis über die Kniee versank man in den Sumpf und alle Augenblicke musste ein kleiner Bach überschritten werden, so dass meine Träger mit ihren Lasten nur mühsam in dem hohen Schlamme den Hato und den Lilli passieren konnten. Um dies überhaupt bewerkstelligen zu können, stellten sich die Leute in diesen Flüssen in kurzen Abständen auf und einer reichte dem anderen die Last, da es für einen beladenen Träger fast unmöglich war, sich durch den tiefen Morast hindurch zu arbeiten. Wenn schon meine Schwarzen nach dieser Arbeit nicht gerade schön aussahen, so war ich ihnen gegenüber doch ganz bedeutend im Nachteil; denn mein gelber Anzug zeigte durch seine schwarze Färbung deutlich die Tiefe des Sumpfes an. Ein grosser hoher Busch bildete hier mit den Wasserpflanzen einen undurchdringlichen Wald, der an den sumpfigen Stellen mit hohem Schilf bestanden war.

Wir eilten nun dem Höhenzuge entgegen, auf dem Bogame liegt, und der den Ausläufer des Höhenzuges an dem Westufer des Togosees bildet. Nach dreistündigem Marsche erreichten wir das grosse Dorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bogame. Hier machten wir halt und hatten Gelegenheit unsere Kleider vom Moraste zu reinigen; aber wie gross war mein Schrecken, als ich bei dem Auspacken der Sachen bemerkte, dass die Butter in der Blechbüchse ausgelaufen war und in dem Koffer meine sämtlichen Sachen, ja selbst auch zum Teil meine Bücher und Karten durchdrang. Noch lange wurde ich durch den zurückgebliebenen üblen Geruch an diesen Marsch erinnert.

Am nächsten Tage marschierte ich, immer dem Höhenzuge folgend, über Degbo nach Abobo und Lebbega. Auf dem Wege von Bogame nach Lebbega traf ich viele Leute, welche teils vom Markte kamen, teils wieder nach dem Markte von Degbo-Gbome gingen. In Degbo herrschte ein reges Treiben, so dass man sich nur schwer durch die Menge hindurchwinden konnte. Hier kam es leider beim Einkaufen zu Unzuträglichkeiten zwischen einem meiner Träger und den Marktleuten.

Wir marschierten durch Degbo hindurch und bekamen wieder einen schönen Ausblick auf den Togosee, der im Osten die Ufer der weiten Ebene bespült. Viele grosse und mächtige Baobabs krönten die Höhen, überall trat hier der Lateritboden zu Tage. Wie rote Fäden zogen sich die Wege durch den grünen Busch entlang und nach $1^1/_2$ stündigem kräftigen Marsch gelangten wir nach dem grossen Negerdorfe Abobo. Schon vorher liegen im Osten und Westen des Pfades kleine Farmdörfer, wie Bogeli, Abobugarri mit etwa 100 Hütten und das kleine Farmdorf Bogodeyi. Breite Wege verbinden diese drei Dörfer. Die kleinen Gehöfte sind auch hier im Viereck angelegt und mit Mattenzäunen umgeben, während mächtige Kokospalmen, zuweilen auch Oelpalmen innerhalb der Gehöfte stehen. Die Wohnhäuser sind sämtlich aus Laterit erbaut und scheinen infolgedessen rot angestrichen. Sie gewähren mit ihren alten von der Witterung und vom Rauch geschwärzten Grasdächern von der Höhe aus gesehen ein farbenreiches Bild.

Wir liessen nun die vorher beschriebenen Dörfer liegen und kamen auf einem grossen ausgetretenen Pfade so zu sagen nach einer Grossstadt, dem Dorfe Abobo, welches etwa 500 Hütten aufweist. Da man hier bei der dichten Bevölkerung im Durchschnitt 4 Personen auf jede Hütte rechnen kann, so zählt dieser grosse Negerort ungefähr 2000 Bewohner. Eine grosse Schar Kinder, die uns am Eingange des Dorfes bemerkt hatte, verbreitete schnell in dem Ort die Ankunft eines Weissen und bald folgte uns durch die engen und schmutzigen Strassen eine neugierige Menge, bis wir auf den grossen Marktplatz gelangten, wo wir uns auf einem geglätteten Baumstamm niederliessen. Hier wurde Rast gemacht und ich nahm einen kleinen Imbiss in Gestalt von Pagaya ein. Es ist dieses eine Baumfrucht mit einer grünlichen Schale, die bei der Reife gelblich wird und zuweilen die Grösse eines kleinen Kinderkopfes

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erreicht. Das innere zarte aromatische Fleisch, die Pulpa, wird mit dem Löffel gegessen und hat einen süsslichen Geschmack. Häufig geniesst man die Frucht auch mit dem Saft der Limone, einer kleinen Citronenart, die ebenfalls hier überall angepflanzt wird.

Rings um den Markt herum haben sich die jugendlichen Bewohner gesammelt, um jeder Bewegung des Weissen zu folgen; öfters werden von einem Witzbold über die komischen Manieren des Weissen Witze gemacht. Natürlich stimmt dann der Chor in das Gelächter ein und die jungen Damen des Landes stossen sich an und kichern ebenso vergnügt und verschämt im Hintergrunde, wie unsere Dirnen auf dem Lande. Die kleinen schwarzen Buben und Mädchen, die nur mit dem Fell, welches ihnen die Natur bei ihrer Geburt verliehen hat, bekleidet sind, flüchten vor dem Weissen zu ihren Müttern. Auch hier sind die einzelnen Stadtviertel von Mauern umgeben, welche häufig noch mit Kaktusarten umpflanzt werden; durch eine schmale Oeffnung gelangt man von einem Teil zum andern.

Wie Degbo hat Abobo ebenfalls einen Palaver-Platz, dessen Hallen allerdings nur noch Ueberreste der früheren Herrlichkeit sind.

Von Abobo führt ein ziemlich breiter Pfad nach dem kleinen Fischerort gleichen Namens, den wir schon vorher an dem Togosee kennen gelernt haben.

Nachdem noch die üblichen Begrüssungen des Häuptlings des Ortes stattgefunden und wir gegenseitig Geschenke ausgetauscht hatten, marschierte ich unserem nächsten Ziel und Nachtquartier, dem grossen Negerdorf Lebbega zu. Wir passieren die rechts und links des Weges liegenden Farmen von Abobo; etwa 1 km südwestlich von Abobo teilt sich der Pfad in zwei Wege, von denen der eine direkt nach Lebbega, der andere nach Lebbevi, dem Landungsplatze des Yomme führt. An der Kreuzung des Weges bewacht ein grosser Lehmfetisch, welcher in üblicher sitzender Stellung unter einem kleinen Schattendache angebracht ist, die Strassen und schützt nach dem Glauben der Leute den Wanderer vor Unglück. Oefters ist bei einem solchen Fetisch eine kleine Thonschale aufgestellt, in welche die abergläubischen schwarzen Wanderer ein Paar Kaurimuscheln, das landesübliche Geld, hineinlegen, in der Meinung, dass sie damit ein gutes Werk gestiftet haben und nun ohne Bangen bis zum nächsten Fetisch weiter wandern können. Selbstverständlich kommt dieser Tribut dem Fetischpriester zu gute.

Infolge eines Irrtums meines Führers verfehlten wir den eigentlichen Weg nach Lebbega und marschierten auf dem Pfade nach Lebbevi durch dichten fast 2 m hohen Busch und durch Dornenhecken weiter. Vor uns liegt das Thal des Sio mit seinem undurchdringlichen Morast und Schilf. Bald hatten wir den Landungsplatz Lebbevi erreicht. Auch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hier bewacht ein grosser Thonfetisch, der unter einem mächtigen Baume thront, den Wasserweg des Yomme; diesem opfern die Schiffer, damit ihnen auf der Fahrt kein Unheil zustösst. Es ist der Fetisch, der von seinem grossen Gott Mawu beauftragt ist, die Gewässer zu beschützen. Nachdem wir den nur aus zehn Hütten bestehenden kleinen Fischerort Lebbevi, in dem die Fährleute wohnen, passiert hatten, gelangten wir auf den Laterithöhen nach dem grossen Orte Lebbega. Schon von weitem hört man die taktmässigen Töne der Fufustampfer, wobei man lebhaft an das Dreschen auf den Tennen unserer heimatlichen Bauerngehöfte erinnert wird.

Wir durchwandern den dichten Busch, welcher die Dörfer zum Schutze gegen einen Ueberfall umgiebt und gelangen an den Eingang des Dorfes. Die Strasse, welche nach Lebbega führt, ist infolge des vielen Verkehrs ausgetreten und, da sie bei Regenzeit gleichzeitig die Wasser- und Abzugsrinne von der Höhe bildet, oftmals tief eingerissen und so beschaffen, dass man sich bei Nacht Hals und Beine brechen kann. Sie ist besonders deshalb belebt, weil die Lebbegaleute in Lebbevi aus der Yomme ihr Wasser für den Haushalt herholen. In langen Reihen ziehen die Weiber mit grossen Kalabassen, welche, wie alle Lasten, auf dem Kopfe getragen werden, zu der Lagune herunter. Diese Beschäftigung liegt hauptsächlich den jungen Mädchen ob und so bildet der Wasserplatz, welcher zugleich zum Baden und Waschen benutzt wird, immer einen Tummelplatz für die Backfische des Dorfes. Man kann sich die Güte des Trinkwassers vorstellen, welches durch den Morast filtriert und überdies noch durch die Wäsche und das Baden verunreinigt wird.

Wir durchwandern die engen Strassen, in denen sich munter Schweine und Ziegen tummeln und dazwischen die kleinen Kinder auf der Erde hockend ihr Spiel treiben. Wir gelangen auf den Marktplatz, welcher wie bei uns in kleinen Städten und Dörfern, der Versammlungsplatz der Bewohner ist und zumeist von grossen Bäumen beschattet wird. Der Reisende und die durchgehenden Karawanen machen gewöhnlich auf diesem Platze Halt, auf welchem auch in der Regel der Häuptling des Ortes wohnt, so dass man bald seiner ersten Sorge, ein Logis zu finden, überhoben ist. Auch mir wurde eine Hütte dicht am Markte angewiesen, in welcher alsbald die Jungen ihre erste Arbeit, die Reinigung, vornahmen und das Feldbett, sowie meine Blechkoffer aufstellten. Auch in Lebbega stösst an den Marktplatz eine grosse Palaverhalle, welche noch einigermaassen erhalten ist.

Am nächsten Tage brach ich auf, um das Südufer des Sees zu umwandern und meine Aufnahmen in den angrenzenden Gebieten des Togosees in Porto-Seguro zu beschliessen. Hier bestieg ich mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

meinen Leuten eines von den Kanoes, die an dem Landungsplatze liegen und so ging die Reise eine kleine Strecke wieder auf dem Wasser vorwärts.

Die Yomme, der ausgehauene Arm in der grossen Ebene des Sio, fliesst in Schlangenwindungen in einer Breite von 3 m durch das hohe Schilf und Gras hindurch. Schnell gleitet in dem ruhigen Wasser unser Kanoe dahin. Es wird von einem kräftigen Neger mit einem sogenannten Bambusstock, der eigentlichen Mittelrippe des Oelpalmblattes, geschickt durch die Krümmungen des Armes geführt. Eine solche Fahrt ist für den Europäer fast anstrengender wie ein Fussmarsch, denn in dem schmalen engen Kanoe kann man nur mit eingezogenen Knieen auf dem Boden hocken. In dieser unbequemen Stellung, die bei dem Neger Gewohnheit ist, darf man sich nicht rücken und rühren, um nicht das Boot zum Kentern zu bringen. Viele Kanoes fahren an uns vorbei und hier bemerkte ich auch ab und zu noch eine sonderbare, bedeutend kleinere Art von Fahrzeug. Dieses, etwa 40 cm breite und 3 m lange Gefährt kann man eigentlich nur als einen Trog bezeichnen, der aus dem Stamme eines Agobims gefertigt ist. Der Stamm ist ungeschält, einfach zu einer Mulde ausgehöhlt und zu beiden Seiten quer abgeschnitten. Allerdings habe ich in diesem Gefährt niemals irgend welche Lasten bemerkt, auch halte ich es für unmöglich, dass in einem solchen Seelenverkäufer Lasten befördert werden können. Hauptsächlich scheinen die Schiffer bei ruhigem Wasser dieses Fahrzeug zu benutzen, um schnell ihre Netze und Angeln zu kontrollieren. Vermöge seiner Leichtigkeit ist es selbstverständlich jedem anderen Kanoe an Schnelligkeit bedeutend überlegen. Trotz des sonderbaren Eindrucks, den ein solches Gefährt macht, habe ich oftmals die Geschicklichkeit der Führer desselben bewundert. Am hinteren Ende steht ein schwarzer Kerl aufrecht und schiebt so balancierend das Kanoe rasch vorwärts. Der Führer ist zumeist nur mit einem 2 Zoll breiten Lappen bekleidet, welcher die Schamteile umhüllt und trägt auf seinem Kopfe einen riesengrossen Hut aus Grasgeflecht, der mit seinem breiten Schirm einen Durchmesser von fast 1 m hat.

Diese Art Kopfbedeckung dient den Küstenbewohnern zugleich als Sonnen- und Regenschirm. Namentlich sieht man solche Hüte auf der Lagune, und es ist nicht zu leugnen, dass sie ihren Zweck vollkommen erfüllen. Allerdings ist bei einem ordentlichen Tornado selbst der beste Seidenregenschirm nicht dicht genug.

In $^3/_4$ Stunden waren wir aus unserer unangenehmen Lage befreit, wir hatten das Thal des Sio passiert und befanden uns wieder auf festem Boden. Dieser Kanal wird bei grosser Trockenheit von den Eingeborenen auch als Fusspfad benutzt und bietet mit dem 4 km südwestlich weiter-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

führenden Fusspfade die direkte Verbindung von Lebbega mit dem Küstenort Bagida. Ich marschierte nun in östlicher Richtung in tiefem Sandboden und zwischen Buschdschungeln in einer weiten Grassavanne weiter und gelangte nach einem Marsch von 1 km Länge nach Donkovhe, einer kleinen Niederlassung, die nur ein Gehöft umfasst und von Leuten aus Be angelegt worden ist, um sich durch armselige Kassawafarmen, sowie durch Kleinviehzucht von Schafen und Ziegen ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Weiter geht es durch niederes Gestrüpp und Busch. Der Weg wird immer schmäler und enger, leider verlieren wir den Pfad und biegen zu weit nach Norden ab, bis wir wiederum in die Nähe des Sio gelangen und im sumpfigen Terrain fast stecken bleiben, so dass ich meinen Plan, das Ufer des Togosees zu erreichen, aufgeben und in südlicher Richtung meinen Weg fortsetzen musste. Es war eine recht verwilderte Gegend, in der viele Oelpalmen zwischen Dornbüschen standen; mächtige Agobims, vermorschte Stämme und hohes Schilfgras machten das Fortkommen trotz unserer Haumesser fast unmöglich und wir waren froh, bei einer kleinen Niederlassung Juvokoyi wieder auf einen betretenen Pfad zu gelangen. Dieser kleine Ort besteht aus einigen Gehöften. Zu meiner grossen Freude und zu meinem Erstaunen sah ich hier zum ersten Mal in Afrika die Reklame eines Gasthauses, indem auf einem an dem Stamme einer hohen Kokospalme befestigten Brett mit deutschen Lettern zu lesen war: „Zur Kokosnuss". Nicht mit Unrecht war diese Aufschrift angebracht. Sie stammte wahrscheinlich von einem Weissen, der zufällig in diese Gegend gekommen war und in der weit und breit sandigen Grassteppe ohne Wasser einen Kokoshain zu würdigen wusste. Natürlich wurde auch dieses unschuldige Schild von den Buschleuten, wie jegliche Schrift, als Fetisch aufgefasst, daher blieb es erhalten und wird vielleicht späterhin noch manchem Durchreisenden zur Freude gereichen.

Juvokoyi liegt einsam in dieser baumlosen dürftigen Grassteppe und bildet für die Reisenden einen beliebten Rastplatz unter den mächtigen Kokospalmen, welche den kleinen Flecken beschatten. Auch wir machen Halt und freudig begrüssen meine Leute die reifen gelblich schönen Früchte der Palme, welche in grosser Fülle und Schwere herabhängen. Sofort werden die Eingeborenen verständigt, dass wir mit ihnen ein Geschäft in Nüssen abschliessen wollen; schnell ist auch schon ein gewandter junger Bursche mit katzenartiger Geschwindigkeit den Stamm hinauf geklettert und bemüht, mit einem Haumesser die Kokosnüsse abzuschlagen. Gierig stürzen sich meine Leute auf dieselben, während mein kleiner Meppo die schönsten für mich und natürlich auch für sich heraussucht. Mittelst Haumesser wird die Spitze der Nuss von dem schützenden Bast befreit und eine kleine Oeffnung in die harte Schale

Fortsetzung der Reise a der Küste.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

geschlagen. Alsbald ist sie fertig zum Genusse hergerichtet und mit Wohlbehagen stillt man an der süssen Milch seinen Durst. Am besten ist die Kokosnuss für solche Zwecke zu benutzen, wenn der eigentliche Kern sich noch in flüssigem Zustande befindet, während die Ränder schon Fleisch angesetzt haben. Das Fleisch wird ebenfalls genossen und hat einen angenehmen mandelartigen Geschmack. Die Milch, welche vermöge ihrer dicken Schutzdecke fast immer kühl ist, bietet bei dem brennenden Durst in dieser wasserlosen Steppe einen erfrischenden Trunk.

Nach kurzer Rast brechen wir auf und wandern in dem tiefen Streusand weiter unserem Ziele zu. Der Boden wird allmählich fester und statt der weiten baumlosen Grassavanne treten mehr Fächer- und Oelpalmen auf; wir gelangen bald in eine kleine Niederlassung, wo wir unseren Durst mit Wasser aus dem dort angelegten Brunnen stillen. Derselbe besteht aus einem grossen tiefen Loch, aus welchem ein brackiges Grundwasser zu Tage tritt. Auch hier ist das Gehöft von Kokospalmen umgeben und kleine armselige Kassavafarmen liegen in der Nähe.

Um nun mein Routenetz an die Aufnahmen des Togo-Sees anzuschliessen, marschierte ich über das uns schon bekannte Fischerdörfchen Pessikonu und gelangte noch an demselben Tage nach Porto-Seguro. Hier wurde ich auf der Faktorei von Regis von Herrn Zippel freudig empfangen und konnte ihm bei einem Glase Absinth meinen Dank für das geliehene Boot wie für die Flaggen abstatten. Des Abends machten wir der katholischen Mission einen Besuch, wo ich von dem Leiter der Station, Pater Müller, den schon beschriebenen Kinderfetisch erhielt. Ich nahm diese Thonfigur dankend an und übergab sie später dem Berliner Völkermuseum. Ferner vertraute mir derselbe Pater, der sich sehr für ethnologische Sachen interressierte, an, dass er in der Nähe von Porto-Seguro ein Grab gefunden hätte. Auf meine Bitte, mir dieses Grab zu zeigen, gingen wir noch vor Sonnenuntergang in den Busch hinaus, wo dasselbe versteckt lag. Vermutlich war es das Grab eines sogenannten Missethäters, der dem Fetisch unbequem geworden und, wie es häufig bei den Negern vorkommt, bei irgend einem Gottesurteil vergiftet oder durch die Mitglieder des Yewebundes heimlich in den Busch gelockt und dort erschlagen worden war. In solchen Fällen wird dann den Leuten gesagt, der grosse Gott des Yeweordens habe den Missethäter für seine frevelnden Handlungen bestraft, die aber meist nur darin bestehen, dass er die Fetischpriester nicht genug respektiert oder ihnen nicht genügenden Tribut gezahlt hat.

Die Begräbnisplätze der Evheneger befinden sich gewöhnlich im Gehöft oder im Hause der Familie, wo die Verwandten ihre Toten ungefähr 1 m tief in den Erdboden in sitzender Stellung begraben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das vorerwähnte Grab, welches sich in dem Busch befand, war durch einen $1^1/_4$ m langen, etwa $^1/_2$ m breiten und 15 cm hohen Hügel gekennzeichnet. Ringsherum waren alte zerschlagene Töpfe gelegt, welche der Verstorbene in seinem Haushalt gebraucht hatte, während sich auf dem Hügel ein alter Stuhl, der ebenfalls dem Verstorbenen gehörte, sowie eine kleine Thonschüssel befanden, die bestimmt war, das Essen für den Geist des Verstorbenen aufzunehmen. Es herrscht hier nämlich die Sitte, dass wenigstens einmal im Jahre, in der Regel am Todestage, Speise, häufig auch Palmenwein oder eine Flasche Gin auf dem Begräbnisplatze aufgestellt und dem Geiste des Verstorbenen geweiht wird. Die Leute glauben, dass der Geist auch im Jenseits weiter lebt und dort seine Bedürfnisse wie auf Erden befriedigt. Daher werden den Toten auch bisweilen Gebrauchsartikel, wie Stühle etc. mit in das Grab gelegt oder auf den Grabhügel gestellt. Aus demselben Grunde finden die Menschenschlächtereien bei dem Tode eines Königs in dem nahe gelegenen Dahomegebiet statt. Der König soll nämlich auch im Jenseits mit gewissem Pomp auftreten und somit müssen eine Schar von Sklaven und seine Frauen ihn in das Jenseits begleiten, um ihm dort in seinem Hofstaat zu dienen.

Nachdem ich in Porto-Seguro 9 Träger angeworben hatte, marschierte ich, um noch den sogenannten Buschweg, der in dem ausgetrockneten Bett der Lagune von Porto-Seguro über Bagida nach Lome führt, aufzunehmen, am anderen Morgen auf dem uns schon bekannten Wege über Juvokoy und Bagida nach Lome. Nach einem anstrengenden Marsche gelangten wir in das ausgetrocknete Bett der Lagune.

Im Bett der Lagune.

Dieses zeigte vollkommen den Charakter einer Grassavanne, ohne jeglichen Baum und Strauch. Der eigentliche Moorboden tritt hier wenig zu Tage, da fast alles durch den Dünensand, den die kräftige Seebrise ziemlich das ganze Jahr hindurch herüberträgt, verweht ist. Im Norden der Lagune ziehen sich die etwa 60 m hohen Lateritberge, welche den Uebergang zum Hinterlande bilden nach Osten hin, während die Lagune im Süden von einem $1^1/_2$ m hohen undurchdringlichen Busch begrenzt wird. Derselbe bedeckt gänzlich die bis zur Küste reichende $1^1/_2$ km breite Nehrung, welche die Lagune von dem Meere trennt. Aus dem Busch ragen an den niedrigen Stellen vereinzelte grosse Agobims empor und Kokoshaine zeigen die Lage der kleinen Dörfer und Niederlassungen an. Ueberall bedeckt ein hartes, kurzes aber breites Schilfgras das Thal, während die Höhenzüge im Norden von hohen Affenbrotbäumen bewachsen sind. Vorbei geht es an der kleinen Niederlassung Messakovhe und bald gelangen wir zu dem Farmdörfchen Agbedrafo, wo wir freudig den Platz unter den grossen schattenspendenden Kokospalmen zu einer kleinen Rast benutzen. Hier traf ich

8*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einen alten Haussa, welcher mit seinem einzigen Gefährten, einem kleinen Jungen, ebenfalls in dem Schatten der Ruhe pflegte und zur Erfrischung eine Kolanuss kaute. Er war von nun an mein Reisegefährte fast bis Lome; ich hatte so Gelegenheit, die Genügsamkeit und Ausdauer dieses alten Haussas kennen zu lernen. Das lange weisse Haussagewand, welches allerdings schon die Spuren einer weiten Reise erkennen liess, der Fez mit dem Turban und das scharf geschnittene schwarze Gesicht verrieten sofort den Aristokraten seines Geschlechts. Wie ich später erfuhr, war es der alte Häuptling Profojetu der Haussakolonie Kpando. Nur ein paar Bananen waren den ganzen Tag über seine Nahrung und eine Kokosnuss oder eine Kalabassa mit Wasser genügten, seinen Durst zu stillen. Das einzige Gepäck bestand aus einer kleinen Holzlade, worin er ausser seinem Koran, noch Perlen oder Stoffe zum Tausche mit sich führte. Ohne Handel zu treiben habe ich keine Haussa reisen sehen; selbst wenn er auch ganz andere grosse Geschäfte abzuschliessen hat, sucht er doch immer noch unterwegs durch den Verkauf von Perlen oder anderen kleinen Handelsartikeln Geschäfte zu machen, um so seinen spärlichen Unterhalt zu verdienen und auch einen Ueberschuss zu gewinnen.

Bald haben wir Bagida erreicht und nun geht es durch die grosse Strasse, an welcher die meisten Geschäfte des Ortes, sowie die Läden der früher hier etabliert gewesenen Faktorei von Vietor und Oloff liegen. In dem grossen Hofe der Bremer Faktorei schlugen wir wieder unser Nachtquartier auf.

Früh am Morgen brach ich mit meinen Kisten und Kasten von Bagida auf und marschierte auf dem grossen Wege wieder der Lagune zu, um, dieser folgend, noch an demselben Tage die Metropole Lome zu erreichen. Unterwegs trafen wir, da in Lome gerader grosser Markttag gewesen war, viele Leute, die in umfangreichen Kalabassen ihre Produkte oder Einkäufe mit sich führten und meistens Bewohner von Bagida oder Porto-Seguro waren. Obwohl der Weg am Strande näher und auch nicht beschwerlicher als der Buschweg ist, so wird doch dieser von vielen Leuten vorgezogen, da er, namentlich von Porto-Seguro bis Bagida, einigen Schatten bietet. Auch ist besser für die Stillung des Durstes gesorgt, da sich an den Buschwegen kleine Niederlassungen befinden, in denen Wasser und Kokosnüsse die erwünschte Erquickung bieten, während am ganzen Strande nur in einigen Fischerniederlassungen schlechtes brackiges Wasser zu haben ist.

Der harte rote Laterit war von der Sonnenhitze wie gebacken und zeigte grosse Risse. Rasch kamen wir auf diesem harten Wege vorwärts und bald zeigte uns ein grosser Fetisch, der mit seinem Schattendach einem Tempel ähnlich sah, die Nähe des grossen Fetischplatzes Bega an.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von der Höhe aus sah man im Süden der Lagune die kleinen Niederlassungen liegen, deren graue mit dem hellen Grün der Kokospalmen umgebene Hütten sich idyllisch von dem eintönigen dunkelgrünen Busche abhoben. Der beschwerliche Weg geht nun südwestlich von dem Nordrand der hier bei weitem schmaleren Lagune durch deren eigentliches Bett hindurch. Die Lagune war an den feuchten Stellen mit hohem Schilfgras bewachsen; unser Pfad führte über die schwankende Moordecke durch grosse Wasserlachen, worauf wir nach einem kurzen Marsch den berüchtigten Ort Be erreichten. Die Landschaft hat

Der Fetischort Gross-Be bei Lome.

sich nun ganz geändert; aus der baumlosen Steppe kommen wir in einen Busch, welchen hohe Fikusarten und die nicht seltenen Affenbrotbäume beschatten. Weithin zieht sich dieses Fetischdorf unter dem Schatten der hohen Bäume. Trotz der Nähe von Lome hat es langer Zeit bedurft, ehe es Europäern gestattet war, dieses Dorf zu betreten. Lange, enge Strassen führen durch die Mattenzäune hindurch und in den Gehöften liegen verhältnismässig grosse viereckige Hütten. Ueberall sind in diesen Gehöften Kokospalmen und auch Oelpalmen angepflanzt. In einem der Gehöfte, welches zu betreten ich leider nie Gelegenheit hatte, waltet der Fetischpriester des verbreiteten Fetischordens. Ab und zu sieht man die Fetischmädchen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vorbeihuschen, die nur spärlich bekleidet sind und häufig die Haare zu einem kleinen Zopf geflochten tragen, an welchem Kaurimuscheln als Amulette an langen Schnüren herunterhängen.

Dieser Fetisch scheint besonders für das weibliche Geschlecht Bedeutung zu haben, da hauptsächlich nur Frauen und Mädchen die Marken dieses Ordens tragen. Derselbe giebt nämlich seinen Anhängern eine bestimmte Schutzmarke, die vor einem etwaigen Sklavenraub schützen soll; sie besteht aus einem kreisrunden Schnitt an beiden Schläfen, von welchem drei Querschnitte ausgehen. Zu gewissen Zeiten wird unter feierlichen Zeremonieen die Tätowierung mit dieser Fetischmarke gegen ein bestimmtes Opfer an Kaurimuscheln und sonstige Geschenke von dem Fetischpriester in Be vorgenommen. So abgeschlossen das Fetischleben und die Fetischgebräuche für den Europäer sind, so gewähren doch die Umzüge, welche die Fetischpriester mit den Dienerinnen des Fetisches in den Dörfern und der nahe gelegenen Stadt Lome unternehmen, einigen Einblick in dasselbe. Der Fetischpriester zieht mit einer Schar von 30 bis 40 jungen, erwachsenen Mädchen vor die einzelnen Faktoreien der Stadt Lome, um von den Europäern ein Geschenk für den Gesang zu erhalten. Eine Perlenschnur, Armringe von Kaurimuscheln am Oberarm, sowie Armbänder und auf einem Bande aufgereihte Kaurimuscheln, welche am Unterschenkel getragen werden, bilden die einzige Kleidung. Die Haare sind ebenfalls mit kleinen Kaurimuscheln durchflochten und endigen in Ermangelung eines grösseren Zopfes in einem Bande, an welchem Knochen und Kaurimuscheln als Amulette befestigt sind. Auf das Zeichen des Priesters wird ein Lied angestimmt, welches mit Händeklatschen begleitet wird. Auch finden Prozessionen der Leute statt, welche bei der Trockenzeit Regen und das Gedeihen der Felder von dem grossen Gott Mawu erbitten. Neuerdings sind jedoch diese Umzüge von der Regierung verboten worden.

Wir verlassen nun den gefürchteten Fetischort, zu dessen Durchwanderung man in früheren Zeiten nur dann Erlaubnis erhielt, wenn man, wie die Eingeborenen, sich seiner Kleider entledigt hatte und im günstigsten Falle bloss ein Eingeborenentuch um die Hüften schlagen durfte. Heute ist natürlich, namentlich seit die Landeshauptmannschaft und die Truppe, welche beim Ausbruch von Zwistigkeiten sofort einschreiten kann, nach Lome verlegt worden sind, die äussere Macht des Fetischordens vollkommen gebrochen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Westlich von Be gelangen wir nach dem bekannten, fast mit diesem Orte zusammenstossenden Amutive und von hier aus in einer halben Stunde nach Lome, wo ich in dem damals noch unbewohnten Hause der Landeshauptmannschaft mein Quartier aufschlug.

REISE NACH MISAHÖHE.

Im August 1894 reiste ich zum ersten Male mit einer kleinen Karawane nach Misahöhe. Ich hatte von der kaiserlichen Landeshauptmannschaft, welche damals noch in Sebbe war, den Befehl erhalten, mich als wissenschaftlicher Assistent nach der Station Misahöhe zu begeben und dort Dr. Gruner zu unterstützen.

Zu diesem Zweck begab ich mich von Popo, welches ich bei meinem systematischen Vordringen wegen der geographischen Lage von der Küste nach dem Innern vorweg genommen hatte, an der Küste entlang nach Lome. Von hier trat ich auf der alten grossen Strasse, welche, wie schon früher erwähnt, 3 km hinter Lome zum Teil durch englisches Gebiet führte, den Marsch nach Misahöhe an. Jetzt gehen die Expeditionen grösstenteils über die von mir neu angelegte Verbindungsstrasse, welche von Soluga aus westlich abgeht und von dort aus die alte Amutivestrasse ungefähr 7 km vor Akeppe mit der neuerlich angelegten Misahöhestrasse verbindet. Somit ist das Dreieck, welches die englische Grenze in das deutsche Gebiet hineinschneidet, umgangen.

Auf den Rat einiger Kaufleute schickte ich die Träger eine kurze Strecke voraus, um ihnen dann zu folgen. Aber die Erfahrungen, die ich mit diesem System machte, sollten mir eine Lehre für meine späteren Reisen sein; ich nahm mir vor, nie wieder die Karawane, und wenn sie auch noch so klein ist, zu verlassen. Ein Soldat oder ein freier Träger schreitet, die schwarz-weiss-rote Flagge tragend, der kleinen Karawane voran, während die Leute mit den Kästen und Koffern gewohnheitsmässig im Gänsemarsch, einer hinter dem andern, folgen. Am Queu der Karawane hatte ich meistens meinen Stab d. h. meine Dolmetscher und meine Jungens, von denen der stärkste mit meiner Verteidigungswaffe, einem Karabiner Modell 88, versehen war; öfters wurde auch von meinem anderen Jungen noch eine Schrotflinte geführt, die zur Erlegung eines Wildes oder eines Raubvogels von grossem Nutzen war. Einige Schritte hinter diesen Waffenträgern marschiert der Führer der Karawane selbst am besten, namentlich wenn er noch auf dem Marsche Routenaufnahmen vorzunehmen hat. Das durchschnittliche Tempo einer kleinen Karawane ist meistens 70 bis

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

75 m in der Minute. In einer Entfernung, in welcher der Kompass durch die Waffen und die an den Koffern befindlichen Eisenteile eine Ablenkung nicht mehr erfährt, schliesst man den Tross. Die Flagge gilt nicht nur als äusseres Zeichen einer deutschen Expedition in den Dörfern und Städten, sondern erfüllt zugleich auch einen äusserst wichtigen Zweck bei den Aufnahmen. Bei den engen Pfaden ist man gezwungen, bei den Aufnahmen ein besonderes System inne zu halten, nach welchem, wenn man die Zeit als Maasseinheit nimmt, mindestens alle 5 Minuten der Kompass, sowie die Uhr, abzulesen ist. Häufig wird es dann auch bei einer scharfen Aenderung der Richtung notwendig, die auffälligsten Krümmungen der Wege noch besonders durch den Kompass festzustellen. Andere haben sich das Schrittmaass zur Norm gemacht und zählen die Schritte, wobei sie bei einer bestimmten Zahl derselben ihre Ablesung vornehmen. Letzeres System ist nur bei kleinen Märschen anzuwenden; man ist gezwungen, die Zahlen, welche einem zugleich die Uhr ersetzen, selbst mechanisch nachzuzählen und wird durch diese mühsame und lästige Arbeit von jeglicher Beobachtung auf dem Marsche abgelenkt.

Was die Kisten und Koffer zum Aufbewahren der auf einer solchen Reise notwendigen Gegenstände anbetrifft, so erweisen sich am praktischsten die Blechkoffer mit Gummieinlage, welche infolge ihres hermetischen Verschlusses die Sachen vor der Feuchtigkeit des Klimas sowie vor Regen vollkommen schützen. Gewöhnlich befindet sich bei einer solchen kleinen Karawane noch die sogenannte Kochlast, welche ein paar Töpfe, sowie die notwendigsten Teller, Messer und Gabeln enthält, und ferner mit einigen europäischen, für die Dauer fast unentbehrlichen Delikatessen, wie Butter, Thee, Oel, Zucker, Salz, Pfeffer und sonstigen Kleinigkeiten ausgerüstet ist. In dieser Zusammenstellung marschiere ich mit insgesamt 13 Trägern, einem Jungen, der mir zugleich als Dolmetscher in der Evhesprache dient, sowie einem kleinen Kochjungen, der allerdings nicht viel von den Finessen einer europäischen Küche versteht.

In der Frühe, nachdem von den Bekannten Abschied genommen ist, geht es auf der Misahöhestrasse aus Lome heraus. Bald haben wir auf dem 4 m breiten Wege die ausgetrocknete Lagune erreicht, in der noch hin und wieder kleine Löcher mit Wasser zurückgeblieben sind. Die anwohnenden Schwarzen dieser wasserarmen Zone kommen meilenweit her, um aus diesen Sumpflöchern, die teilweise noch ausgegraben und erweitert werden, das trübe Wasser für ihren Haushalt zu holen. Gleich hinter der Lagune steigt der Weg steil an und ist infolge seines rot gefärbten Lateritbodens weithin sichtbar. Wir steigen ungefähr 40 m in die Höhe; hier blicken wir noch einmal zurück, um auf lange

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landschaft der ersten Wellenterrasse hinter Lome; die Affenbrotbäume.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zeit Abschied von der Küste zu nehmen, welche mir durch Arbeit und Freundschaftsbande lieb geworden war. Noch immer hört man das Brausen des Meeres; hinter uns liegt nun die grosse weite Lagune; dann kommt ein kleiner Palmengürtel, in dem Amutive, Be und die anderen kleinen Ortschaften nahe an der Küste liegen und weit hinter dem Busch setzen sich, von den Strahlen der Sonne beleuchtet, die blendend weissen Dächer von dem tiefen Blau des Meeres ab. Wellenförmig zieht sich nun der breite Weg in gerader Richtung durch den Busch dahin. Die ersten 3 km unseres Marsches auf diesen Höhenzügen bildet die Zone der uns schon bekannten Affenbrotbäume. Der Boden ist von niederem Gras und Gestrüpp bewachsen. Je weiter wir uns von der Küste entfernen, desto höher wird der Busch. Von der Höhe einer Terrasse sieht man wie der Weg durch das Thal in einem Bogen bis zur nächsten Wellenterrasse führt; immer hofft man von der folgenden Terrasse eine weitere Fernsicht in das Innere dieses dunklen Erdteils zu erhalten, aber stets erblickt man wieder neue Wellenterrassen, welche den Blicken des Reisenden Halt gebieten, bis man endlich diese wellenartigen Höhen überwunden hat und sich auf dem langsam ansteigenden Plateau befindet. Von Südwest nach Nordost hin ziehen sich die langen Thäler, welche bei hoher Regenzeit schöne grüne Wiesen aufweisen. Zu beiden Seiten des Weges liegen häufig Kassawafelder mit Papayabäumen, von einem 2 m hohen Busch umgeben. Rechts und links befinden sich kleine Dörfer, zu denen diese Felder gehören und welche durch den den Weg einfassenden Busch fast gänzlich den Blicken der Karawane und Passanten entzogen sind. Diese Dörfer merken nichts von der Belästigung und Störung, welche die grossen Karawanen häufig verursachen; trotzdem haben sie doch von den vorüberziehenden Reisen Vorteile, indem sie am Wege überall kleine Verkaufsstellen angelegt haben, wo die Frauen die Produkte des Landes zur Erfrischung des Reisenden feilbieten. Hier werden hauptsächlich Papaya, Erdnüsse, ja auch Wasser und Palmwein für einige Kauris verkauft.

Wir befinden uns nun auf dem Plateau, welches so arm an Wasser ist, dass, wie bereits vorher erwähnt, solches überall weit hergeholt werden muss; dasselbe ist meistens nur schmutziges trübes Lehmwasser und käuflich zu haben. Oft begegnet man auf dieser grossen Strasse Karawanen von Frauen, Kindern und Mädchen, welche alle grosse Thontöpfe oder aus Kürbissen hergestellte Kalabassen mit Wasser tragen; häufig müssen sie dieses von den 4, 5 auch 6 km entfernten Wasserplätzen an der Küste herholen. Bisweilen kommt es auch vor, dass grössere Karawanen den ihnen begegnenden wehrlosen Mädchen und Frauen die Wasserkrüge leeren, um ihren Durst zu löschen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein reges Leben herrscht oft an solch einer Verkaufsstelle, denn hier rasten sowohl die Karawanen, welche aus dem Innern kommen, als auch diejenigen, welche von Lome in ihre Heimat gehen. Den grössten Absatz hat der Palmwein, der vollkommenen Ersatz für das schlechte lehmige Wasser bietet. In einer Reihe an dem Wege entlang sitzen die schwarzen Weiber, vor sich riesengrosse Kalabassen, in denen der weisse Palmenwein aus der nahe gelegenen Palmzone hergebracht wird. Daneben stehen grosse und kleine Kalabassen aus Kürbissen, welche die Trinkgefässe ersetzen. In einer anderen Kalabasse werden die für die Waren eingelösten Kaurimuscheln aufgespeichert. Zwischen den Weibern und auf dem Wege sitzen die Träger, zumeist ärmlich gekleidet, oft nur mit einem kleinem Stück Zeug, welches um die Hüften gelegt ist, während andere Händler von der Küste, zum Teil europäisch mit Hosen, ja sogar mit Schuhen bekleidet sind: andere wieder tragen ein grosses Umschlagetuch, während die Haussas mit ihren langen blauen oder weissen Toben und dem über die Schulter hängenden grossen Schwert vorteilhaft von der schwarzen Menge abstechen. Wieder andere Karawanen sind mit Gummi aus dem weiten Hinterlande herunter gekommen und tragen die Zeichen der echten Buschleute; ihre Frisuren haben zum Theil äusserst komische Formen Die einen tragen kleine Löckchen an der Seite, in denen Fetische, wie Knochen oder Kaurimuscheln eingeflochten sind, während andere den glatt rasierten Kopf, auf dem an der Stirn ein Schopf stehen geblieben ist, mit roten Papageienfedern geschmückt haben. Kleine Mädchen, welche besonders gern zum Tragen von leichteren Lasten verwendet werden, haben sich mit einer gelben Perlenschnur und einem roten Schlips geschmückt; ihre hauptsächlichste Toilette besteht in Perlenschnüren, welche auch häufig am Unterschenkel getragen werden. Ferner sieht man hier neben den behäbigen und dicken Marktweibern, von langen Märschen und Entbehrungen ermattete Weiber sitzen, die nur mit einem kleinen Schamtuch bekleidet sind und von dem Staub der Strasse grau aussehen. Kasten und Koffer, sowie die verschiedensten Lasten, grosse Töpfe und Kalabassen versperren den Weg. Die Güte des Palmweins durch Kosten prüfend, gehen die Käufer der Reihe nach an den Marktweibern vorbei, um erst nach langem Feilschen das Geschäft abzuschliessen. Mittelst einer an einem langen Stabe befestigten kleinen Kalabasse, schöpft dann die Verkäuferin den flüssigen Inhalt aus ihrer grossen, oft $^1/_2$ m hohen Kalabasse, welche die Gestalt eines riesengrossen, eiförmigen Kürbisses besitzt. Eine kleine Trinkschale nimmt den weisslich-grünen, köstlichen Met auf, welcher dann unter den Schwarzen herumkreist. Viel werden auch hier die Erdnüsse, sowohl geröstet wie ungeröstet, verkauft. Meistens ist den über dem Feuer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gerösteten Nüssen eine kleine Portion Salz beigemischt, wodurch sie einen angenehmen Geschmack bekommen; dagegen sind die nicht gerösteten ziemlich weichlich und mehlig. Oefters werden die gerösteten Erdnüsse mit kleinen Maiskörnern vermengt und bilden in dieser Zubereitung einen vorzüglichen Leckerbissen für unsere schwarzen Brüder.

Nach einer Rast, wobei wir reichlich unseren Durst und unsere Leute auch den Hunger gestillt hatten, geht es wieder vorwärts. Immer üppiger wird die Vegetation und statt der dürftigen Kassavafelder sieht man häufig grosse Maisfarmen, sowie schöne Erdnussfarmen, die von weitem unseren Kleefeldern gleichen. Dazwischen sind Papaya und Bananen gepflanzt und geben diesen Negerfarmen noch ein bunteres Gepräge. Der Busch wird höher, grössere Bäume werden sichtbar, die ihre Kronen hoch über den Busch emporstrecken. Immer häufiger werden die Farmen; an Stelle des strengen roten Lateritbodens und des alles verwehenden Dünensandes tritt ein humusreicher lehmiger Sandboden und die Vegetation erhält mit jedem Schritt ein üppigeres Aussehen. Statt der Kokospalmen erscheinen zuerst vereinzelt die Oelpalmen mit ihren dunklen grossen Blättern; sie verdichten sich bald zu einem wahren Hain, der unserem Weg nun auch den nötigen Schatten spendet. Zu beiden Seiten des Weges zieht sich dieser grosse undurchdringliche Palmenwald hin; überall sieht man an den Blattscheiden die schönen grossen roten Früchte schwer herunterhängen, während der Boden des düstern Waldes, der infolge der Stacheln der Palmen fast ungangbar ist, von grossen Farrenkräutern bedeckt wird. Nur selten sieht man noch eine Farm, welche dann herrlich von dem dunklen Grün der Palmen absticht. Namentlich Bananen, vermischt mit diesen Palmen, geben ein wahrhaft tropisches Vegetationsbild ab. Häufig sind die Blätter der Bananen vom Winde ganz zerfetzt und verstümmelt so dass ihre schöne Fächerform fast nicht mehr zu erkennen ist. Doch an geschützten Plätzen, wie hier inmitten dieser Oelpalmhaine, bildet die Banane ihres schönen Blattes wegen eine wahre Zierpflanze.

Wir befinden uns nun in der eigentlichen Zone der Oelpalmenregion, welche sich wie ein breites Band entlang zieht. Die Oelpalme ist das hauptsächlichste Ausfuhrprodukt dieses Landstriches. Wir haben schon gesehen, in welcher Weise sich der Handel an der Küste fast ausschliesslich um die Kerne und das Oel, welches diese Pflanze so reichlich liefert, dreht und dass bei einer Missernte die Händler schwer geschädigt werden. Die Kerne bilden hier als solche ein besonderes Produkt; sie werden getrocknet und dann zur Küste zum Verkauf gesandt. Erst in Europa werden sie zu feinen Oelen verarbeitet und aus den Rückständen dieser Kerne wird der sogenannte Palmkernkuchen, ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

beliebtes Viehfutter, hergestellt. Das Fleisch, welches diese Kerne einschliesst, wird von den Schwarzen durch Stampfen in grossen mit Steinen ausgepflasterten Gruben von dem eigentlichen Kerne gelöst und das Oel wird dann durch Kochen und Sieden von den Fasern der Pulpa geschieden. In grossen Kalabassen wird demnächst das Oel zur Küste transportiert, wo es, wie schon vorher erwähnt, von den Kaufleuten häufig nochmals in eisernen Kesseln, die auf den Faktoreihöfen stehen, durchgekocht wird, um es noch besser von Fasern und Schmutz zu reinigen und einen angemessenen Preis für das Produkt zu erzielen.

Aus diesem Oel werden hauptsächlich unsere guten Stearinkerzen hergestellt.

Weiter geht unser Marsch; überall liegen zu beiden Seiten des Weges die abgeschlossenen hohen Dörfer und Farmen der Schwarzen, angezeigt durch das Krähen der Hähne, sowie durch die an der Strasse liegenden Verkaufsplätze. Wiederum hat man kleinere Terrainwellen zu überschreiten. In den dazwischen liegenden Thälern wachsen auf dem humusreichen Boden in dichten Waldungen die Oelpalmen, während die Lateritflächen meistens mit Busch- oder Kassawafarmen bestanden sind. Ein grosser Wollbaum zeigt uns die letzte Höhe vor Akeppe, dem ersten grösseren Negerdorfe. Wir besteigen nun das Plateau und grosse Kassawafarmen, die mit Oelpalmen und Bananen bestanden sind, deuten uns die Nähe des Dorfes an. Nachdem wir noch einen kleinen Oelpalmenhain durchschritten haben, sehen wir endlich auf der Höhe das Dorf Akeppe liegen. Noch eine halbe Stunde dauert auf der geraden Strasse in fast westlicher Richtung der Marsch und nach insgesamt $6^1/_2$ Stunden haben wir glücklich den ersten grösseren Rastplatz, Akeppe, erreicht.

Akeppe.

Akeppe ist der erste bedeutende Ort, welcher von der Küste aus an dieser grossen ins Innere führenden Strasse liegt. Gleichzeitig ist es die letzte grössere Station der Karawanen, die weit aus dem Innern Waren an die Küste nach Lome führen. Deshalb entfaltet sich hier ein reges Leben. Hart an der Strasse hat sich ein grosser Markt etabliert, auf dem neben den bekannten Lebensmitteln noch verschiedene Stoffe und Zeuge verhandelt werden. Letztere werden hauptsächlich von dem überall Geschäfte treibenden und reisenden Haussa feilgeboten, der als gewiegter Handelsmann weiss, dass hier mit solchen Sachen ein Geschäft zu machen ist. Denn hier versorgen sich vielfach die weit aus dem Innern zurückkehrenden Träger, die nach gethaner Arbeit den Verdienst für dieselbe eingeheimst haben. Bervor sie nach Hause zurückkehren, ergänzen sie ihre Zeuge und mancher von ihnen kauft ein neues Lavalava oder eine fertige Hose, um so geschmückt in seine Heimat wieder einzuziehen und sich seinen Verwandten und Freunden oder auch seiner

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sweetheart, wie der technische Ausdruck der englisch sprechenden Schwarzen an der Küste für die Geliebte lautet, in diesem neuen Schmucke vorzustellen.

Auch für die Mädchen ist für den nötigen Putz gesorgt. Häufig sieht man an einer primitiven Schnur Kopftücher, wozu sich die bunten Taschentücher vorzüglich eignen, sowie Perlenschnüre und allerhand Kattunstoffe in den grellsten, auffallendsten Farben für den ankommenden Fremdling aufgereiht. Da die schwarzen Schönen, was den Putz anbelangt, ihren Kavalieren in keiner Beziehung nachstehen wollen, so ergänzen sie hier ebenfalls ihre Toilette. Ein neuer Kattunstoff wird erstanden und bildet, um die Hüften geschlungen, die neue Robe. Eine gelbe oder rote Perlenschnur wird um den Hals gehangen und die Toilette für die erwartungsvollen Verwandten oder Verehrer ist fertig. Es ist sozusagen ein kleiner fliegender Reisebazar für diese schwarzen Reisenden, welche auf den grossen Fussmärschen ihre Sachen ganz anders verbrauchen, als ihre europäischen Kollegen, welche in einem Wagenabteil dritter oder vierter Klasse bequem in ein paar Stunden das Land durchfliegen. Hier heisst es alles, auch die nötigen Lebensmittel auf dem Kopfe getragen durch Sümpfe oder Flüsse mitzuführen. Das wissen die geschäftskundigen Haussas ganz vorzüglich auszubeuten. Nicht selten wird der halbe mühsam erworbene Verdienst von diesen Leuten ausgegeben, denn sie müssen hier die Sachen doppelt so teuer bezahlen, als an der Küste.

Akeppe liegt fast in einem Oelpalmenhain und so macht auch der kleine Markt, der sich nördlich an den Ort anschliesst und beinahe unmittelbar auf dem Wege unter den Palmen liegt, einen einladenden Eindruck. Das rege Leben, durch die durchziehenden Karawanen veranlasst, bietet auch für das verwöhnte Auge eines Europäers einige Abwechselung. Ueberall sieht man Träger aus den verschiedenen Gegenden auf ihren Lasten sitzen. Hier die echten Buschleute, welche sich durch ihr bescheidenes Wesen vorteilhaft von den Küstennegern unterscheiden; dort ein Händler von der Küste mit seinen Leuten in europäischer Kleidung, der sich vermöge seines Geldbeutels und auch seiner Stellung erhaben über das gewöhnliche schwarze Volk dünkt und höchstens geruht, sich mit einem Haussahändler über die Preise und Verhältnisse der durchreisten Gegenden zu unterhalten.

Das Dorf, welches im Süden des Marktes liegt, besteht nur aus armseligen kleinen Hütten, die wenig von den durchreisenden Fremden benutzt werden, da das nahe gelegene grosse Dorf Noëppe ganz andere Bequemlichkeiten bietet.

Die Leute, welche in Akeppe ständig wohnen, unterhalten einen ausgiebigen Handel mit Lome, wo sie gegen ihre Produkte Stoffe ein-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tauschen oder solche auch in Geld umsetzen. Die Stoffe werden dann häufig wieder an die Durchreisenden verkauft und ergeben einen doppelten Gewinn.

Belästigungen von den Trägern oder Karawanen haben die Einwohner von Akeppe weniger zu fürchten, da, wie schon erwähnt, das eigentliche Nachtquartier in Noëppe ist; nach einer kurzen Rast oder dem Einkauf der Waren geht es weiter, um endlich nach langem Marsch das ersehnte Ziel zu erreichen. Nachdem ich mir in dem kühlen Schatten an einer Kalabasse Palmwein gütlich gethan hatte, marschierte ich ebenfalls mit meinen Jungen und Dolmetschern, sowie etlichen Trägern, die ich hier glücklich eingeholt hatte, weiter nach unserem nächsten Nachtquartier.

Die grosse Strasse hat bei Akeppe ihre westliche Richtung vollkommen geändert und führt fast in einem rechten Winkel nach Nord-Nordwest. Schon von Akeppe aus sieht man, wie in schnurgerader Richtung der breite Weg durch die weite, aber flache Thalmulde wieder zur Höhe hinaufführt und schnell eilen wir durch den herrlichen geschlossen dichten Oelpalmwald der Höhe zu. Auf dieser angelangt, zeigen uns schon die hohen, die Palmen weit überragenden Bäume das erlösende Ziel an. Noch eine kleine Mulde ist bald durchschritten. Grosse schöne Haine von Bananenfeldern passieren wir und in $^3/_4$ Stunden haben wir das Dorf Noëppe erreicht. Wir begeben uns hier sofort zum Gehöft des Häuptlings und werden von diesem gastlich empfangen. Ein kleines Gehöft mit einigen Hütten wird mir angewiesen, aber leider sind zu meinem grossen Aerger meine Lasten noch nicht angelangt. Bald kommt der Häuptling mit seinen Geschenken, die in ein paar Bananen, Yams nnd etwas Kassava für meine Leute bestanden.

In den Orten an der grossen Strasse, welche von vielen Reisenden und Europäern passiert werden, ist ein solches Nachtquartier ein vorzügliches Geschäft für den Häuptling. Der Weisse ist hier nichts Neues mehr, die Geschenke fallen daher spärlich aus. Dagegen sind die Leute in Bezug auf Gegengeschenke von den Europäern in unerhörtem Masse verwöhnt worden, denn es ist allmählich zur Gewohnheit geworden, dass man für etliche Bananen und für das Quartier in der Lehmhütte, die einem für die Nacht zur Verfügung steht, Geschenke im Werte von zwei Mark macht. Indessen bringt es einmal der Gebrauch mit sich, bei dem Häuptling des Ortes sein Quartier aufzuschlagen, andererseits sind auch ihre Hütten besser und grösser gebaut, als die der anderen Bewohner. Nahe an der Küste ist man in dieser Hinsicht immer noch im Vorteil, da man mit Geld bezahlen kann und dadurch wenigstens die Kosten für das Tragen der auszutauschenden Gegenstände spart. Infolgedessen habe ich mich gleich den übrigen Reisenden bemüht, auch im Hinterlande

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenn möglich statt der Tauschwaren Geld einzuführen und dadurch den ganzen wirtschaftlichen Verhältnissen eine andere Basis zu geben.

Leider wird an den Küstenplätzen, hauptsächlich in Noëppe, welches viel von englischen Händlern aus Kitta besucht wird, das englische Geld dem deutschen bei weitem vorgezogen. Geldkurs.

So kam es häufig zu kleinen Unzuträglichkeiten mit den Leuten, welche natürlich schon der deutschen Sache wegen von den Reisenden mit deutschem Gelde bezahlt werden. Gerade in Noëppe ereignete es sich öfters, dass einer oder der andere Träger sich beschwerte, dass ihm die Leute nichts für deutsches Geld verkaufen wollten. Hiergegen wurde mit Erfolg eine sehr einfache Methode angewandt, indem nämlich die Käufer erst nach Empfang der Ware mit deutschem Gelde bezahlt wurden. Verweigerten die Verkäufer die Annahme des Geldes, so behielten die Käufer die Waren, den Händlern aber wurde anheimgestellt, deutsches Geld zu nehmen oder garnichts zu erhalten. Nach langem Palaver über den Wert des deutschen Geldes fügten sich die Händler, jedoch wurden, wie ich vermute, die Preise bei Bezahlung mit deutschem Gelde etwas erhöht. Auf diese Weise wurde deutsches Geld kursfähig. Leider wird die Verbreitung des englischen Geldes, speziell an der Küste noch durch unsere Kaufleute an den grossen Küstenplätzen gefördert. Durch das englische Abkommen muss sowohl englisches wie deutsches Geld linksseitig des Voltagebietes zu gleichem Kurs bei Steuererhebung in Zahlung genommen werden. Der einzelne Kaufmann würde allerdings bei dem ausschliesslichen Handel mit deutschem Gelde häufig in die üble Lage kommen, auf Kosten dieses seinen Verdienst geschmälert zu sehen, da der Schwarze solche Faktoreien bevorzugen würde, welche ihm die Waren mit englischem Gelde bezahlen oder für englisches Geld verkaufen. Andererseits hat bei der Auszahlung in englischem Gelde der Kaufmann einen Nachteil, da er wiederum das in Europa häufig in geringerem Kurs stehende deutsche Geld annehmen muss. Es würde ein grosser Fortschritt sein, wenn diesem Uebelstande abgeholfen werden könnte. Ein Leichtes wäre es, wenn die Handelskammer sich darüber einigen und gemeinsam in dem Punkte vorgehen wollte, dass sämtliche deutsche Firmen nur mit deutschem Gelde handeln müssten. Die eigentlich gebräuchliche Scheidemünze im Togogebiet ist die Kaurimuschel, jedoch sind, mit Ausnahme des weiteren Hinterlandes, europäische Scheidemünzen schon sehr verbreitet. Die beliebteste Münze ist der englische Sixpence, auch der Schilling und das Zweischillingstück; ausserdem wird noch der minderwertige amerikanische Dollar in Zahlung genommen. Von deutschem Gelde geht vorzugsweise das Fünfpfennigstück, welches „Kopper" genannt wird. Ferner werden auch gern unsere Fünfzigpfennigstücke, welche schlankweg mit „deutschem Sixpence" bezeichnet werden, so wie unsere

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

deutsche Mark, welche dem Werte nach dem Schilling gleichgestellt wird, in Zahlung genommen. Merkwürdigerweise gehen aber Zehnpfennigstücke gar nicht, weil sie wegen ihrer Grösse fälschlich als Fünfzigpfennigstücke ausgegeben wurden und weil sie ferner durch eine schwarze Falschmünzerbande in Akoda nachgemacht und entwertet worden sind. Dieselben sind in einer nachgebildeten Form zwischen zwei Muscheln aus Blei gegossen worden. Thalerstücke werden fast gar nicht genommen und auch Zweimarkstücke gehen sehr schwer, während deutsches Gold bei grossen Handelsabschlüssen oder auch bei grösseren Zahlungen an die Träger gern Abnahme findet.

Noëppe. Wir kehren nach dieser Abschweifung zu unserem Dorf Noëppe zurück. Dasselbe ist westlich von der Strasse in einem grossen Palmenhain gelegen. Viele hohe Bäume stehen auf den Plätzen und zahlreiche Bananen und auch Kokospalmen sind in den Gehöften angepflanzt. Auf dem grossen viereckig angelegten Markt ist ein reges Treiben an den bestimmten Markttagen, an denen die Leute karawanenweise ihre Produkte dorthin bringen und wo ein grosser Teil derselben von den Händlern des nahe liegenden englischen Gebietes gekauft wird. Die Nähe des englischen Gebietes hat leider, namentlich in früheren Jahren, zur Folge gehabt, dass ein Teil der Produkte, welche auf unserer angelegten Strasse aus dem Innern kommen, von hier aus infolge des bestehenden Zollvertrages ungehindert auf englisches Gebiet übergingen. An den Tagen, an welchen kein Markt abgehalten wird, ist Noëppe verhältnismässig ein stiller Ort; der grosse Marktplatz, der zu Zeiten so bevölkert ist, liegt einsam da und bildet nur einen Spielplatz für die Kinder. Ausser diesen bevölkern ihn noch eine Menge Schweine, welche grunzend den Boden durchwühlen; hierzu gesellen sich noch eine Anzahl Ziegen und Schafe, welche dort grasen oder in dem Schatten ihrer Ruhe pflegen.

Der Tag ging zur Neige, die Nacht brach an und noch immer war nichts von meinen Trägern zu merken, die mein Feldbett sowie die Kochlast und das übrige Gepäck ausser einigen Blechkasten, die ich glücklich in Akeppe abgefangen hatte, mit sich führten. Auf einer kleinen grünen Ginkiste sass ich vom Marsche ermüdet in der Lehmhütte, welche mein Junge mit einer geborgten Oellampe erleuchtet hatte. Eine solche Oellampe besteht eigentlich nur aus einer kleinen, plump aus Thon geformten Schale, welche Palmöl mit einem Docht von Baumwolle, enthält. Natürlich ist, wie man sich denken kann, solch eine Situation nicht gerade angenehm, denn leicht gekleidet, wie man ist, und durch die brennende Hitze am Tage gewissermaassen verwöhnt, erscheint einem der Abend und die Nacht mit ihrem Thau kühl. Unter diesen Umständen nahm ich mit Vergnügen den Vorschlag meines hungrigen Jungen an, und liess mir von demselben etwas

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Yams kochen, sowie den sogenannten Fufu herrichten; als besondere Delikatesse wurden noch ein paar Eier serviert. Trotz riesigen Hungers musste dieses Mahl für heute gleichzeitig Mittag- und Abendbrot bilden.

Aus einigen geborgten Tüchern stellte ich mir auf einer Strohmatte das Lager her und ich muss sagen, dass ich trotz dieses primitiven Lagers infolge des unter den hiesigen Verhältnissen ungewöhnlich langen Marsches von fast 28 km ausgezeichnet geschlafen habe. Den nächsten Morgen zog ich ohne Träger weiter, in der Hoffnung, dass sie mich in Keve einholen oder dass ich sie dort schon antreffen würde. In gerader Richtung geht der Weg durch den schönen Palmenhain weiter und alle Gräser und Blätter glitzern noch von dem reichlich am Morgen gefallenen Tau. Wir passieren die Farmen, in welchen neben Bananen viele Papayabäume stehen und deren Boden von der Kassava vollkommen beschattet wird. Ueberall führen seitlich durch den dichten Palmenwald kleine Pfade zu den Farmniederlassungen. An der Strasse befinden sich viele kleine Verkaufsstellen, bei welchen Palmwein in grossen Kalabassen feilgeboten wird; ab und zu sieht man einen Farmer an dem Wege oder in dem Palmenhain oder in einer Farm eine Oelpalme fällen, um von ihr den schäumenden Wein zu gewinnen. Der Stamm wird möglichst tief abgehauen; dann wird nach zwei bis drei Wochen an dem oberen Ende ein Loch in denselben geschlagen und darunter eine kleine Kalabasse gehängt, welche bestimmt ist, den Palmwein aufzunehmen. Ueber die Kalabasse werden Palmblätter oder Blätter von Bananen gelegt, welche das Einfallen von Staub oder Schmutz verhindern sollen. Später wird das Loch durch Ausschneiden vergrössert und reingehalten, auf welche Weise der Wein respektive der Saft bis nahezu 6 Wochen fliessend erhalten werden kann. Der Wein von jungen Palmen ist süss, während er von alten Stämmen herb schmeckt. Den besten Palmwein erhält man des Morgens, wenn er in der Nacht abgekühlt ist und frisch von der Farm gebracht wird; meistens wird der Palmwein morgens und nachmittags, bei Sonnenuntergang, von den Farmen geholt. Er ist eine hellgraue Flüssigkeit, welche moussiert und von einem weisslichen Schaum bedeckt ist. Der Wein hat einen nicht unangenehmen, süss-säuerlichen, prickelnden Geschmack. In der ersten Zeit der Gewinnung ist er weniger berauschend, während er schon nach ungefähr zehn Tagen stärker und herber wird und nach einer Zeit von sechs Wochen die berauschendste Wirkung ausübt. Sehr häufig wird er mit Wasser versetzt getrunken. Der Palmwein leistet auch unserer europäischen Küche gute Dienste, denn in Ermangelung von Hefe verwendet der Koch zur Herstellung des Brotes altgegorenen Palmwein. Leider ist mit der Gewinnung des Weines eine erhebliche Ausrottung der Palmenbäume verbunden, denn ein Baum giebt nicht mehr als einige Liter Wein. Ein Segen ist es, dass die

Palmwein-bereitung.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Palme pflanzungsfähig ist und dass sie bei der tropischen Vegetation sich bald wieder vermehrt. Aber jedenfalls wäre es für die wirtschaftlichen Verhältnisse unseres Gebietes vorteilhaft, wenn diesem Verfahren auf gesetzlichem Wege gesteuert werden würde.

Nach dem Marktflecken Badja.

Wir setzen unsern Weg weiter fort und treffen ab und zu noch grosse schöne Maisfarmen der naheliegenden Dörfer an. Noch eine Strecke geht es durch Oelpalmenhaine, dann verlassen wir dieselben in einer kleinen Niederung, in welcher die Vegetation ein anderes Aussehen erhält. Aus den schönen Palmenwäldern tritt man in eine grosse Baumsavanne ein, welche mit Schilfgras weithin bedeckt ist und nur einen spärlichen Baumwuchs aufweist. An den tiefer gelegenen Stellen dieser Niederung ist sie mit hohem Schilfgras bestanden, in der uns nach langer Zeit wieder vereinzelt die grossen und schlanken Agobims begegnen. Die Niederung wird gewissermaassen durch das Thal des Aka gebildet und ist häufig den Ueberschwemmungen desselben ausgesetzt. Der breite Weg ist hier auf einem Damm weiter geführt, an dessen Seiten grosse Gräben ausgehoben sind, welche die Strasse vor Ueberflutung schützen. Der Weg durch dieses Thal bietet keine Abwechselung, bis man langsam zu den kleinen Höhenzügen ansteigend, welche den Aka begleiten, aus dieser Niederung und Baumsavanne herauskommt und wieder in einen schönen Oelpalmenwald gelangt. Dieser begleitet uns bis an die Farmen, welche die Nähe des nächstgelegenen grösseren Dorfes und Marktplatzes Badja ankündigen. Auch hier liegen grosse Maisfarmen von Oelpalmenwald eingerahmt und ein dichter Urwald führt uns in das Dorf hinein, welches in einer Lichtung zu beiden Seiten des Weges liegt. In der Mitte befindet sich ein grosser Marktplatz, der quer über die Strasse führt und von wahren Prachtexemplaren grosser Schattenbäume umgeben ist. In diesem waldumgebenen, idyllischen Orte machen wir halt und lassen uns auf dem Marktplatz auf einer Bank nieder, wo sonst gewöhnlich der hohe Rat zu tagen pflegt und sich des Abends die Bewohner des Dörfchens versammeln, um bei einem Topf Palmwein ihre Pfeife Tabak zu schmauchen. Hier hat sich ebenfalls wegen der vielen durchgehenden Karawanen eine Schar von Marktweibern niedergelassen, welche die Bedürfnisse der schwarzen Reisenden befriedigen.

Auf dem Marktplatze befindet sich das Haus des Häuptlings, der zugleich den Fetischpriester vertritt und dadurch ein besonderes Ansehen in dem Orte und in der Umgegend besitzt. Hier sah ich zum ersten Male eine Prozession, die einen drolligen Eindruck auf mich machte. Vorweg schritten Knaben und Mädchen in ihrem grössten Staat, welche Palmenwedel trugen, dahinter kam eine junge Frau, welche weiss bemalt war und ebenfalls ihren grössten Staat angelegt hatte;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dieser folgte eine Menge Volk. Ich erkundigte mich nach dem Zweck dieses sonderbaren Aufzuges und erfuhr, dass es eine Wöchnerin sei, welche nach der Geburt des Kindes ihren ersten Ausgang machte und unter gewissen Zeremonieen dem Fetisch für die glückliche Entbindung opferte, womit auch eine Waschung und Reinigung der Frau verbunden sein soll. In diesem Hauptfetischorte bemerkte ich ferner eine schwarze Schöne in höchst seltsamem Aufputz. Sie gehörte wahrscheinlich zu den Fetischpriesterinnen; wenigstens machte ihr weiss bemalter Körper mit der sonderbaren Kleidung, den vielen Kaurimuscheln, den Amuletten und roten Papageifedern auf mich ganz den Eindruck, obwohl die Leute mir angaben, dass sie sich zum Tanze geschmückt habe. Das Sonderbarste an dem ganzen Schmuck war ausser der geringen Kleidung ein Spiegel, welchen sie auf dem Rücken trug.

Die Natur, welche in Afrika alles bedeutet, hat Badja mit seinen schönen, das ganze Dorf zierenden Bäumen zu einem lieblichen Orte gemacht. Ein hoher Flaggenmast trägt die schwarz-weiss-rote Flagge, welche gewöhnlich zu Ehren der durchreisenden Beamten oder Offiziere aufgezogen wird. Häufig ist sie auch ein äusserliches Erkennungszeichen für die Gesinnung des Häuptlings. Sobald man den Ort betritt, an dessen Eingang ein mächtig hoher Baum steht, sieht man schon von weitem die deutschen Farben durch das helle Grün schimmern und fühlt sich dadurch noch ganz besonders bewogen, auf dem schönen schattigen Platze Rast zu machen. Nachdem wir genügend der Ruhe gepflegt haben, brechen wir auf, um in einigen Stunden das grosse Negerdorf Kevega zu erreichen. Wir marschieren durch den hohen Wald, der Badja umgiebt und passieren am Ende des Dorfes wie am Eingang einen grossen Thonfetisch, welcher unter einem Grasdach aufgestellt ist. Diese Figuren in sitzender Stellung, nur plump aus Thon geformt, sind mitunter weiss bemalt; die Augen sind aus Kaurimuscheln hergestellt, öfters ist auch der Oberkörper damit versehen. Häufig liegen alte Ginflaschen und Kalabassen mit kleinen Kaurimuscheln gefüllt neben der Fetischfigur, die an ein dem Fetisch gebrachtes Opfer erinnern.

Von Badja führt uns nun der breite Weg weiter auf einem hohen Damme, durch das bei hoher Regenzeit überschwemmte Thale der Zuflüsse des Aka, des Atete und des Gayethoë. Diese beiden Gewässer bilden in der grossen Baumsavanne, die bald hinter Badja wieder ihren einförmigen Charakter annimmt, ein grösseres sumpfiges Terrain, weshalb hier eine mit grossen Kosten verbundene Aufschüttung des Dammes vorgenommen werden musste. Bei Trockenzeit ist auch dieses Terrain wie selbst die Ueberschwemmungsgebiete der Flüsse, der kleineren Flüsschen und Bäche vollständig ausgetrocknet und glühend brennt dann die Sonne auf das armselige Schilfgras und den niedrigen Baumwuchs.

9*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Grasbrände.

Die grossen Grasbrände, welche bei Beginn der Trockenzeit von Eingeborenen verursacht werden, um neue Farmen herzustellen, tragen nicht wenig zur Verödung der Vegetation bei und lassen auch keinen höheren Baumwuchs zu; denn alljährlich werden die Bäume infolge der Brände fast ihrer ganzen Kraft und ihres Blätterschmuckes beraubt. So sieht man in solchen Ebenen meistens nur niedrige verkrüppelte Bäume und niedriges Strauchwerk. Ab und zu ragen dazwischen ein paar Riesenbäume, deren Natur alle diese Hindernisse überwunden hat, hoch über den kümmerlichen Busch hinaus. Unglaublich verändert sich das ganze Landschaftsbild nach solchen Bränden; man glaubt die Gegend nicht wieder zu erkennen; alles ist kahl und man denkt sich unwillkürlich in unsere Winterlandschaft versetzt, nur dass der Schnee fehlt und statt dessen weithin schwarze Asche die Fluren bedeckt. Bäume und Sträucher starren ohne Blätterschmuck aus dem verkohlten Grase hervor; schon weithin macht sich ein brandiger, unangenehmer Geruch bemerkbar. Mitunter wird man von dem Brande selbst überrascht, dicke Qualmwolken steigen empor, stickender Dunst erfüllt die Luft und fast wie Schneeflocken fliegen die Bestandteile der Asche umher und schwärzen das Gesicht des Wanderers, wie die Lasten. Bisweilen ist man, um den Marsch nicht zu verzögern, gezwungen, seinen Weg durch diesen Brand fortzusetzen. Dass die Hitze, die er verursacht, bei der schon an und für sich hohen Temperatur von 30 Grad Celsius nicht eben angenehm ist, kann man sich leicht vorstellen. Bei dem breiten Wege hier ist natürlich wenig Gefahr, Brandwunden davon zu tragen, zumal noch ein kleiner Nebenpfad vorhanden ist. Es geht dann mit marsch, marsch durch die Flammen, welche zur rechten und linken Seite des Weges emporlodern und in dem frischen Holz ein Geknatter wie Gewehrfeuer erzeugen. Das Absengen ist bei den Eingeborenen mit ihren primitiven Feldgeräten, die nur aus einer Hacke bestehen, die einfachste Methode für die Anlegung einer neuen Farm. Dieses Verfahren erübrigt eine grosse Arbeit bei dem Ausroden und der Freilegung des Busches und gewährt auch den anzubauenden Pflanzen an den verkohlten Ueberresten wertvolle Stoffe zur Düngung des Bodens. Die kleineren stehengebliebenen Büsche werden dann noch mit der Hacke ausgerodet, während die grösseren Stämme einfach stehen bleiben. Das Land wird bei Beginn der Regenzeit mit der Hacke aufgelockert, und zur Einsaat fertig gestellt. Nach der Regenzeit erfolgt die Einsaat, an welcher sich ausser den Männern auch die Frauen und Kinder beteiligen. Die kleinen Kinder werden auf dem Rücken der Frau mitgeführt und nur ein Tuch, welches den kleinen schwarzen Weltbürger einhüllt, hält denselben auf dem Rücken der Frau fest. So sieht man die Frauen mit ihren Jüngstgeborenen alle Arbeiten verrichten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ackerbau.

Da wir uns gerade im Bereich der Farmen befinden, so wollen wir näher auf den eigentlichen Anbau der Pflanzen in diesen Gegenden eingehen. Der Grund und Boden ist im Besitz der ersten Familien, welche sich hier angesiedelt und dadurch gewissermaassen das Land in Besitz genommen haben. Es ist somit das Eigentum der alteingesessenen Gemeinde. Dieser grosse Grundbesitz vererbt sich immer wieder vom Vater auf den ältesten Sohn, während die unbebauten Territorien zum Niessbrauch und zur Urbarmachung an andere Familienangehörige abgegeben werden. Bei der grossen Ausdehnung der Ländereien der einzelnen Ortschaften und dem verhältnismässig kleinen bebauten Terrain bleiben noch weite bebauungsfähige Strecken übrig. Aus diesem Grunde ist es auch später zugezogenen Familien ermöglicht, leicht Land zum Anbau zu erhalten. Die Erlaubnis wird ohne Schwierigkeiten erteilt, und so haben häufig reiche Leute, welche sonst keinen eigenen Grundbesitz haben, vermöge ihrer Sklaven und vielen Frauen grössere und ergiebigere Farmen, als die Besitzer des Landes. Die einzelnen Ländereien sind allerdings in manchen Gegenden nicht genau abgegrenzt; häufig bilden Flussläufe, kleine Bäche oder auch grosse Bäume die Merkmale der Grenzen. Stellenweise, namentlich im Gebirge, werden die Grenzen durch gewisse Gräser, welche an denselben ausgesät werden, gekennzeichnet und festgelegt. Die perennierenden Pflanzen sind den Bewohnern sowie den Nachbarn genau bekannt und werden bei Grenzstreitigkeiten von den Parteien gewissermaassen als Grenzpfähle des Gebiets oder der einzelnen Besitztümer anerkannt.*) Falls die Grenzen nicht genau feststehen, so ist unser schwarzer Ackerbauer behufs Feststellung derselben auf eine einfache Methode verfallen. Er fällt auf dem zweifelhaften Gebiete einfach eine Palme; falls nun in längerer Zeit von den Nachbarn kein Einspruch erhoben und das Terrain, auf welchem die Palme gefällt ist, nicht als ihr Eigentum beansprucht wird, so sieht der betreffende Farmer dasselbe als seinen Besitz an. Es werden dann auf dem Gebiete Farmen angelegt und damit sind alle Ansprüche eines anderen auf dieses Terrain ausgeschlossen. Wir haben gesehen, in welch einfacher Weise der schwarze Ackerbauer das Land rodet. Während der Trockenzeit wird der Busch in Brand gesteckt, die stehengebliebenen Bäume und der Busch werden mit der Hacke ausgegraben und ansgerodet, während die nutzbringenden Bäume fürsorglich verschont werden. Ebenso werden Schattenbäume für gewisse Pflanzen unberührt gelassen. Grosse alte ehrwürdige Riesen, die dem Bauer im Wege stehen, werden zu Fall gebracht, indem an die Wurzeln oder an den unteren Stamm Feuer gelegt wird. Der Baum

*) Nach Spieth.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verkohlt langsam und der übrig gebliebene Teil des Stammes wird noch als Feuerungsmaterial verwendet. Die einzelnen Zweige und Dornen werden als Schutz vor dem Wilde um die Farm gelegt. An den einzelnen offenen Stellen dieser Dornenhecke werden von dem schlauen Bauer und Jäger Fallen für das Wild aufgestellt. Die Asche der verkohlten Pflanzen bildet eine wertvolle mineralische Düngung. Die Pflanzen werden meistens nur ein Jahr auf derselben Fläche angebaut. Allerdings bleiben gewisse Pflanzen wie Kassawa mehrere Jahre stehen und liefern so ebenfalls ihren Ertrag. Gewöhnlich wird jedoch jedes Jahr eine neue Farm angelegt. Der Boden bleibt dann sehr häufig noch einige Zeit zur Oxydation brach liegen und wird bei Beginn der Regenzeit gelockert und bebaut. Es sind somit zwei Saatzeiten und zwar beginnt die Frühjahrssaatzeit im Februar und endigt im Mai. Die Frauen besorgen mit den Sklaven die Einsaat für das Frühjahrsgemüse. Es gehören hierher vorzugsweise Erdnüsse, Bohnen, Erderbsen, süsse Kartoffeln, Zwiebeln, Pfeffer, ferner Spinat und die sogenannten Gardeneggs. Diese Gemüsearten bilden mit eine grosse Einnahmequelle der Frauen, da ihnen allein der Erlös aus denselben zukommt. Mit diesem Taschengeld bestreiten sie zumeist allein ihre Ausgaben für Tücher, Schmuck- oder Toilettengegenstände. Auf einem der nächsten Märkte wird die Ernte verhandelt und von dem Erlöse die neue Equipierung angeschafft. Ausser diesen Gemüsepflanzen wird noch im März und April namentlich in der Ebene in grosser Menge Mais, Yams dagegen im Mai oder Juni, häufig auch noch in der Sommersaatzeit angebaut. Der Yams wird in kleinen Stücken in Löchern, mitunter auch in kleinen Häufchen verpflanzt, die zum Schutze vor dem Wilde mit Reisig oder Gras eingedeckt werden. Die Sommersaatzeit beginnt vor der Regenzeit und dauert von Juni bis August. In dieser Zeit werden meistens die Reisfarmen angelegt und an der Küste die alten Kassawafarmen durch neue Felder ersetzt. Die Kassawafelder, welche fast drei Jahre Erträge liefern, werden, falls es die Zeit erlaubt, in der Frühjahrssaatzeit angelegt. Ist auch die Einsaat vollendet, so dauert doch die Mühe und Arbeit bis zur Ernte der Pflanzen. Das Reinhalten der Felder ist keine Kleinigkeit bei dieser tropischen Vegetation, wo das Unkraut zum Verdrusse der schwarzen Bauern noch weit mehr als bei uns in Europa wuchert. So sind die Frauen und Kinder, meistens auch die Sklaven in den Farmen das ganze Jahr über eifrig mit dem Ausjäten des schädlichen Unkrautes beschäftigt. Yams und Reis erfordern im allgemeinen eine höhere Kultur; man sieht daher diese Farmen fast immer wohl bestellt und von Unkraut frei. In den sandigen Küstengegenden, wo überall die dürftige Kassawa angepflanzt wird, nimmt man es mit der Reinhaltung der Felder nicht so genau. Eine solche Kassawafarm sieht dann häufig wild aus, während

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ab und zu dazwischen einzelne Bananen oder auch Oelpalmen das romantische Bild beleben.

Während der Zeit der Feldbestellung verlassen zum grossen Teil die jungen Familien das Dorf und lassen sich in der Farm nieder, wo sie während der ganzen Zeit in einigen kleinen Grashütten hausen. Mitunter kann man auf den Farmen auch kleine Wächterhütten sehen, welche den während der Ernte die Felder bewachenden Leuten als Unterkommen dienen. Jeder Dieb, der es wagt, auch nur ein paar Yamsknollen oder Reisstauden auszureissen, wird rücksichtslos von dem Eigentümer der Farm niedergeknallt, denn nach den überlieferten Rechtsanschauungen der Eingeborenen ist jeder Eigentümer berechtigt, einen auf der That ertappten Felddieb ohne weiteres niederzuschiessen. Auch schützen die Leute ihre Felder gegen Vögel oder Wild durch Vogelscheuchen, die in kleinen Klappern oder Eisenglocken bestehen.

Später wollen wir auf die Eigentümlichkeiten des Ackerbaues in anderen Gegenden eingehen und werden dabei sehen, dass in den fruchtbaren Thälern der Gebirgsgegenden die Kultur vorgeschrittener als in den Küstengegenden ist.

Zwei bis drei Jahre wird das Land zum Anbau benutzt, alsdann wird wieder frisches Land in Bestellung genommen. Zu diesem Zwecke wird ein neuer Busch in Brand gesteckt, während die alten Farmen bald wieder zum undurchdringlichen Busch verwildern.

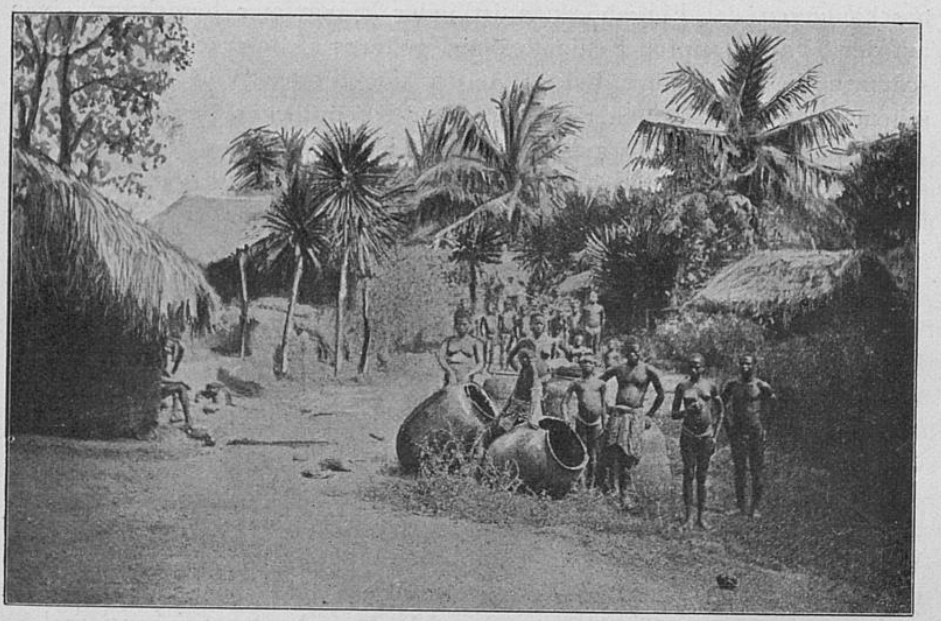
In der Landschaft Keve.

Wir haben nun die Farmen, auch eine solche Buschfarm, passiert und gelangen zuerst über eine Brücke, auf welcher wir den kleinen Bach Atete überschreiten. Grosse Fächerpalmen und Schilfgras bezeichnen die in der Regenzeit überfluteten Stellen und das kleine Thal des Baches. Von hier geht es weiter über eine kleine Anhöhe und auf einer zweiten Brücke über den Bach Gayetoë. Der Weg steigt nun mässig bergan und weithin bis an die Höhe zieht sich die öde Baumsavanne, welche auf diesem breiten Wege dem Reisenden nur wenig Schatten und Abwechselung bietet. Freudig begrüssen wir die Maisfarmen, welche das erste Anzeichen für die Nähe von Kevega bilden. Wir kommen wieder in einen dichten Oelpalmenwald, an denselben schliesst sich ein hoher undurchdringlicher Buschwald an, der die mannigfaltigsten Arten von hohen Bäumen und Sträuchern aufweist und in dem die Oelpalmen mit diesen abwechseln. Es ist dies eigentlich der erste höhere geschlossene Wald, welchen wir seit dem Verlassen der Küste antreffen und der uns, abgesehen von den Palmen, an einen niedrigen verwilderten Laubwald in der Heimat erinnert. In schnurgerader nordwestlicher Richtung führt uns der Weg durch den schattenspendenden Wald und nach sechsstündigem scharfen Marsche haben wir das Dorf Keve erreicht, welches sich mit seinen armseligen Hütten an der Ostseite des Weges

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dahin zieht. Diese sind ziemlich verfallen und machen einen dürftigen Eindruck, da die Bündigkeit des Bodens geschwunden ist und der sandige Lehmboden ein weniger gutes Material für den Hüttenbau bildet, als der reine Lehmboden. Häufig sieht man das Flechtwerk der Wände, aus welchem die meisten Evhehütten gebaut sind, zu Tage treten; die eigentliche Lehmwand zeigt grosse Lücken und wird nur von dem Geflecht gehalten.

Keve war einst ein grosser Stützpunkt des Fetisches, denn hier befand sich mitten auf dem Wege ein sogenanntes Fetischhaus,



Das Dorf Kevega mit den grossen Wasserbehältern.

in welchem die zukünftigen Jünger und Priester des Fetisches in den Arzeneikünsten unterrichtet und in die Geheimnisse und Tänze eingeweiht wurden. Da der Weg, welcher zum grössten Teile von Herrn Leuschner ausgeführt wurde, direkt auf dieses Gehöft stiess, wurde die Hütte, ungeachtet des Widerspruches der Bewohner und der Fetischpriester abgebrochen und damit gleichzeitig dem Heidentume entgegengearbeitet. Heute befindet sich an der Stelle, wo früher das Gehöft stand, nur noch ein kleines $1^1/_2$ m hohes Fetischhäuschen, welches aus Lehm gebaut und gleich den Evhehütten mit einem Strohdach eingedeckt ist. Ein kleines weisses Stück Zeug verschliesst die Oeffnung des Häuschens; eine rote Schwanzfeder des grauen Papageis schmückt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das weisse Tuch und zeigt zugleich einen Fetischplatz an. Wahrscheinlich werden auch in diesem Hause kleine Thonfetische aufgestellt sein.

Wir marschieren an dem Dorfe vorüber und gelangen plötzlich an eine breite Strasse, rechts vom Wege, die von weiss gekalkten Steinen flankiert wird und durch ein grosses schön gezimmertes Thor in das Innere eines kleinen Schlosshofes hineinführt; im Hintergrunde desselben steht ein weisses, von Säulen umgebenes grosses, fast nach europäischem Styl gebautes Haus, welches mit seiner Rampe ganz den Eindruck eines Landschlösschens inmitten eines Parkes macht. Es ist dieses ein grosses Lehmhaus, welches Herr Leuschner bei dem Wegebau errichtet und das ihm lange Zeit als Wohnung gedient hat. Die Wände sind aus starken Lehmmauern aufgeführt; ein glattes Wellblechdach deckt das ganze Gebäude ein und ringsherum läuft eine Veranda, ebenfalls aus Lehmpfeilern und Lehmwänden errichtet. Der Fussboden ist zementiert und so bildet dieses Gehöft mit seinen Wirtschaftsgebäuden, der Küche und dem Stall zur Unterbringung der Pferde während der Trockenzeit für die durchreisenden Weissen, welche hier zu rasten pflegen, einen schönen Aufenthalt. Aber schlimm ist es, dieses Haus in der Regenzeit zu betreten, denn die Lehmmauern sind wenig durch das platte Dach geschützt, so dass die häufigen Tornados schon manches Loch in die Wände gerissen haben.

Als ich mit den übrigen Herren der Expedition hier das letzte Mal übernachtete, wurden wir arg enttäuscht, denn man war bei dem heftigen Tornado und dem strömenden Regen fast seines Lebens nicht mehr sicher. Alle Augenblicke fiel ein aufgeweichter Klumpen Lehm herunter und platschte auf den Boden, so dass man fortwährend befürchten musste, dass irgend ein Pfeiler zusammenstürzen würde. Infolgedessen hielt es unser Expeditionsmeister, Herr Hoyer, für angezeigt, sein Logis nach dem Pferdestall, der mit Gras eingedeckt war, zu verlegen.

Auf meiner ersten Durchreise wohnte noch Herr Leuschner hier, welcher mich liebenswürdig aufnahm und mir in seiner bewunderungswürdig eingerichteten Häuslichkeit Erholung von den überstandenen Mühen gewährte; so war es mir vergönnt, wieder im Bett der Ruhe pflegen zu können. Herr Leuschner hatte auch mit primitiven Instrumenten ein Bohrloch von gewaltiger Tiefe anlegen lassen, jedoch war diese Arbeit leider erfolglos, da trotz der grossen Tiefe noch keine Spur von Wasser zu finden war; in Ermangelung besserer Instrumente musste das angefangene Werk wieder aufgegeben werden.

Hier wurde mir unter anderem ein vorzüglicher Antilopenbraten aufgetischt. Ein grosser Wildreichtum von Antilopen scheint überhaupt in dieser Gegend vorhanden zu sein. Ausser der kleinen Zwergantilope kommt häufig die Schirantilope vor, welche von den Jägern vielfach

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erlegt wird. Das Fleisch derselben wird etwas angeräuchert und in der Sonne getrocknet. Auf diese Weise präpariert, wird es dann in einzelnen kleinen Portionen auf dem Markte oder in grösseren Orten verkauft.

Totenfeste.

In Keve wurde des Nachts die Ruhe öfters durch die vielen Totenfeste, die hier gefeiert wurden, gestört. Ein ungeheures Getrommele, sowie das Knallen der Flinten, konnte man bei mondhellen Nächten öfters vernehmen. Natürlich ist ein solches Fest mit einem grossen Trinkgelage verbunden. Nachdem der Tote in dem Gehöft oder bei grossen Leuten auch im Hause in sitzender Stellung begraben ist, beginnt erst die richtige Totenfeier. Diese gestaltet sich je nach dem Vermögen des Verstorbenen und seiner Familie verschiedenartig, der letzteren Pflicht ist es, eine des Verstorbenen würdige Feier zu veranstalten. Zu diesem Feste werden alle Verwandten und Bekannten im Ort und in den benachbarten Dörfern eingeladen und alles strömt nun in dem Gehöft des Verstorbenen, dessen Haus nach dem Tode nicht betreten wird, zusammen. Von weit her kommen die jungen Burschen mit den bekannten Daneguns — Steinschlossflinten — bewaffnet, sowie die jungen Mädchen in grossem Staat, mit ihrem sämtlichen Schmuck behangen, zu diesem Totenfeste. Die Familie muss je nach der Wohlhabenheit Hühner oder Schafe schlachten und Fufu oder sonstige Speise für ihre Gäste zubereiten. Natürlich darf auch hier nicht der Palmwein fehlen, der in reichlichen Mengen vertilgt, häufig aber auch durch den Gin ersetzt wird. Sobald die Dunkelheit eingetreten ist, beginnt der Tanz. Die grossen Trommeln des Ortes werden zu diesem Zweck herbeigeschafft und ein oder zwei Trommler, auf einem Stein oder niedrigen Schemel sitzend, bearbeiten mit beiden Händen, mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer, die Holztrommel, welche sie mit den Knieen festhalten. Diese Trommeln haben meistens eine längliche Form und bestehen aus einem ausgehöhlten Holzklotze, welcher mit einem Schaffell überzogen ist.

Die übrige Menge steht im Kreise herum und schlägt mit den Händen den Takt, während ein oder zwei junge Leute unter den unglaublichsten Gliederverrenkungen den Tanz vorführen, welcher von dem eintönigen Gesang der Neger begleitet wird und mit einem von der umstehenden Menge ausgestossenen Freudengeschrei schliesst. Das nächste Paar, zwei junge Mädchen, beginnt darauf den Tanz. Er besteht ebenfalls aus den vorher beschriebenen Gliederverrenkungen, wobei die Arme in eintönigem Takt bewegt werden. Inzwischen schiessen die jungen Burschen mit ihren Donnerbüchsen unaufhörlich in die Luft und wetteifern gegenseitig im Erzielen eines grösseren Knalleffektes. Diese Feste dauern häufig ein bis zwei Tage und Nächte hindurch und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sind für den Europäer wegen dem damit verbundenen fortwährenden Lärm eine reine Schreckensplage.

Ueber den Marktplatz von Assahun nach der südlichen Tove-Landschaft.

Inzwischen hatten sich in Keve glücklich meine Träger eingefunden und nachdem ich mich mit vielem Dank von Herrn Leuschner verabschiedet hatte, brach ich am nächsten Tage mit denselben auf, um jetzt in geschlossener Kolonne meinen Marsch weiter nach Misahöhe fortzusetzen. Es war mir, wie bereits erwähnt, eine Warnung für meine künftigen afrikanischen Reisen, mich nicht von den Trägern zu trennen. Von jetzt ab marschierte ich stets, wenn es anging, unmittelbar hinter der Kolonne, um jeden Nachzügler oder Drückeberger sofort durch einen kräftigen Denkzettel an seine Pflicht erinnern zu können.

Im Jahre 1894, als ich das erste Mal ins Innere ging, war der Weg nur teilweise bis Keve fertig gestellt. Damals musste man den Negerpfad von einem Orte zum andern benutzen; jetzt führt eine breite Strasse in gerader Richtung weit ins Innere und so gelangt man nach $^3/_4$ stündigem Marsch durch den grossen schönen Urwald mit hohen Seidenwollbäumen, aus denen die Eingeborenen ihre Kanoes herstellen, nach Assahun, einem wichtigen Marktplatz. In Assahun entwickelt sich an den festgesetzten Marktagen ein reges Leben. Es kommen hier hauptsächlich Lebensmittel jeder Art zum Verkauf. Der Markt giebt im allgemeinen ein schönes Bild ab; unter den grossen Bäumen sieht man ein buntes Gewimmel von schwarzen Käufern und Verkäufern. Erdnüsse, Yams, Kassava, Bananen, Palmwein, gerösteter und ungerösteter Mais, allerhand Esswaren, wie die beliebten Maisbrote, sowie getrocknete Fische von der Küste her, Glasperlen, Tücher, hauptsächlich europäischen Ursprunges, Apfelsinen und Citronen werden hier in grossen Mengen feilgeboten.

Nach kurzer Rast marschierten wir in schnurgerader Richtung die Strasse weiter. Trotz des regen Verkehrs, welcher auf dieser grossen Strasse herrscht, war der Weg stellenweise mit Gras bewachsen und nur ein enger Pfad führte darauf entlang. Ich habe auf dieser Strasse häufig an einem Tage Karawanen von 20 bis 30 Personen angetroffen, welche hauptsächlich Palmkerne, Palmöl, Wein, zum Teil auch Mais, sowie weit her von Atakpame Gummi und andere Produkte nach der Küste herunterbrachten.

Es ist originell, wie man häufig schon von weitem an dem Aeusseren der Karawanen erkennen kann, woher sie kommen. So sind die Buschleute aus dem weiten Hinterlande, die man allerdings nur selten antrifft, sehr wenig und ärmlich bekleidet, die Haussas dagegen, welche meistens in kleineren Trupps herunterkommen, tragen weite blaue Toben. Die Mädchen, welche öfters zum Tragen von leichten Gummilasten verwendet werden, haben die typischen Frisuren der Kotoki-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leute, welche darin besteht, dass zu beiden Seiten des Kopfes die Haare durch Scheitel abgeteilt sind. Sie tragen auch einen kleinen Schurz wie die Evhe-Mädchen, doch fehlen ihnen häufig die sogenannten Schnüre unterhalb des Knies. Anders erscheinen die Leute aus den Weberdistrikten, die ein buntgestreiftes Hemde oder eine Jacke aus dem von den Eingeborenen angefertigten haltbaren Stoffe tragen. Die Grussi- oder die Mussi-Sklaven erkennt man sofort an den mannigfachen Tätowierungen auf der Backe, welche aus breiten, fast vom Ohre bis zur Mundspalte herunterreichenden Schnitten bestehen. Die massenhaften Karawanen mit ihren verschiedenartigen Typen beleben die einförmige Landschaft der Gras- und Baumsavanne.

Bei hoher Regenzeit ist dieser Weg Ueberschwemmungen ausgesetzt und schwer zu passieren, weil die Wassermassen häufig die Strasse in einen wahren Morast umwandeln. Bis an die Kniee watet man dann im Schlamm und erreicht so das Thal des Baches Aië, welcher trotz seiner unscheinbaren Gewässer, die während der Trockenzeit vollständig verschwinden, die Strasse oft unpassierbar macht. Auf dem letzten Marsche, auf welchem ich und die übrigen Mitglieder der grossen Expedition diese Stellen zu Pferde bei der Regenzeit passieren mussten, brachten wir mit Mühe und Not unsere bis an den Bauch versinkenden Pferde vorwärts. Hier trafen wir grosse 5 m hohe Gneisfelsblöcke an. Nach dem Alter der von Südwesten nach Nordosten streichenden Ueberreste des Gesteins zu urteilen, kann sich ein uralter Bergrücken tief unterhalb der Erdschicht hinziehen, der nur ab und zu in den Thälern der Flussniederungen in Gestalt dieser grossen Blöcke zu Tage tritt.

Zwischen dem Aië und einem kleinen Nebenbach desselben finden wir wieder einen galerieförmigen Oelpalmenhain, welcher die Ufer einfasst. Auf einer kleinen Brücke, die nach europäischer Art, allerdings nur primitiv aus Baumstämmen gebaut ist, überschreitet man die Bäche. Die Strasse führt in nordwestlicher Richtung zwischen Oelpalmen, durch Busch- und Baumsavannen weiter. Zwei Kilometer von Tove biegt sie plötzlich nach Nordosten ab und führt in kleinen Windungen direkt nach dem fast 360 Hütten zählenden Negerdorf Tove. An dieser Strasse hat sich ebenfalls ein Markt etabliert, welcher kleine Erfrischungen für die Reisenden bietet; sehr oft sind auch hier die Haussas anzutreffen, die auf ihrem Wege zu oder von der Küste ihr fliegendes Warenlager mit bunten Zeugen und Perlen zum Kaufe aufgestellt haben.

In Tove pflegt der Reisende zu übernachten, denn es ist zwischen Gbin und Keve der einzige grössere Ort, der an der Strasse liegt und Lebensmittel für grössere Karawanen zu liefern im Stande ist. Die Gehöfte sind meistens auf einen kleinen Raum dicht zusammengedrängt;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

niedrige Hütten umgeben dieselben. Zum Teil haben sie einen Vorbau oder Vorraum, der hauptsächlich bei Regen gute Dienste thut. Auch ich benutzte öfters bei schönen warmen Nächten solchen Vorraum, um mein Feldbett aufzuschlagen und darin zu übernachten. Uebrigens bieten die armseligen Hütten, welche hier wenig gepflegt werden, auch im Innern nur einen primitiven Schutz, da die Grasdächer häufig grosse Löcher aufweisen.

Grosse Kokospalmen verschönern etwas die engen, sehr schmutzigen Gehöfte, auf denen Hühner, Ziegen, Schafe und Schweine friedlich zwischen den Bewohnern einherwandern. Die Hühner haben sozusagen einen engeren Verkehr mit der Familie, man wird daher diese unverschämten Gäste in seiner Hütte fast gar nicht los. Es ist eine kleine unansehnliche Hühnergattung, die infolge der Inzucht, wie auch die Ziegen und Schafe, degeneriert ist. So sorgfältig auch die Einwohner ihre Hühner und übrigen Haustiere pflegen, welche öfters ihr ganzes Vermögen ausmachen, so sind sie doch oft kindisch grausam gegen dieselben. Häufig ziehen sie einem Huhn etliche Schwanz- oder Flügelfedern aus, um sich damit zu schmücken, ferner finden sie eine ganz besondere Freude daran, einem Huhn die Federn zum Teil auszuraufen und das gequälte Tier halbnackt herumlaufen zu lassen. Auch werden die Hühner oft schon vor dem Schlachten gerupft. Der naive Neger, der in dieser Beziehung ganz wie ein Kind denkt, sieht darin keine Grausamkeit und wundert sich, wenn der Weisse seinen Angestellten diese Tierquälerei verbietet. So gut wie der Neger seine Tiere sonst behandelt, so ist er doch bei dem Schlachten derselben vollständig gefühllos, so dass ein Tierschutzverein hier ein reiches Feld für seine Thätigkeit finden würde. In den Gehöften trifft man bisweilen Kornspeicher, sowie kleine Ställe für Ziegen, Schafe und Schweine. Die aus Lehm gebauten Kornspeicher bestehen aus einem fast trichterförmigen Behälter, der auf Steinen ruht und durch Stangen gestützt ist. Ein rundes, kegelförmiges Grasdach schützt die Vorräte vor den Unbilden der Witterung. Die Ställe für das Kleinvieh sind zumeist nur Verschläge von Knüppelholz.

Die Leute in Towe sind zum grössten Teil Ackerbauer, welche viel Mais und grosse Felder mit Erdnüssen anbauen; die Ernteerträge werden dann in den oben erwähnten Speichern aufbewahrt.

Die Wasserarmut des Gebietes von der Küste bis nach Bin ist bei grosser Trockenzeit eine ganz entsetzliche Plage für das Land; mit jedem Tröpfchen Wasser wird sparsam umgegangen und in den trockenen Zeiten nur das nötigste zum Lebensunterhalt verbraucht. Natürlich ist das Wasser zum Waschen zu kostbar und so sind diese armen Leute bei weitem nicht so reinlich wie die in dieser Beziehung gesegneteren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Küstenneger, welche sich jederzeit durch ein frisches Bad erquicken können. Man kann sich denken, wie unangenehm es für den Weissen ist, in der Trockenzeit diese wasserarme Zone zu passieren. Obwohl ihm mitunter als kostbare Gabe Wasser geschenkt wird, er es auch für Geld und gute Worte aufkauft, so erhält er doch häufig nur eine kleine Kürbisschale mit grauem, schmutzigem Waschwasser; und doch muss er froh sein, wenn er sich damit oberflächlich Hände und Gesicht von Staub und Schweiss reinigen kann. Erst in Misahöhe, jetzt allerdings schon in Palime, ist es möglich, sich tüchtig zu waschen und an kaltem Wasser zu erfrischen. Man kann sich lebhaft vorstellen, wie ein solcher Fussreisender aussieht, der mit rotem Staub bedeckt ist und alle Augenblicke einen Sumpf zu passieren hat, der die Beine bis an die Kniee schwarz färbt. Augen, Ohren und Nase sind von Schmutz verklebt und er empfindet keinen sehnlicheren Wunsch, als endlich wieder einmal klares Wasser zu haben. Um diesem Mangel einigermaassen abzuhelfen, fangen die Eingeborenen den Regen, der aber in der Trockenzeit nur selten das Land beglückt, auf. Zu diesem Zweck haben sie grosse Thontöpfe aufgestellt, weite runde Gefässe, die fast $^1/_2$ m hoch sind und welche an den Gebäuden und häufig auch unter der Traufe des Daches angebracht sind. Diese Töpfe sind nur von geringer Haltbarkeit, da die Eingeborenen in diesem Gebiet eigentlich keine umfassende Töpferei betreiben. Ueberhaupt haben hier die europäischen Waaren das einheimische Gewerbe beinahe ganz verdrängt.

Der Ort Tove war in früherer Zeit weit und breit dadurch gefürchtet, dass die Einwohner Sklaven abfingen, welche von ihrem berüchtigten Häuptling in Ketten gelegt wurden. Seit Einführung der europäischen Herrschaft ist natürlich ein solches Verfahren an dieser grossen Strasse unmöglich und die Leute können jetzt ungehindert weit ins Innere reisen.

Früh am anderen Morgen brach ich wieder mit meiner Karawane auf. Unser nächstes Ziel ist das nun endlich Wasser besitzende Dorf Gbin. Der Weg geht von Tove etwas bergab durch eine endlose Baumsavanne nach dem kleinen Thal des 5 m breiten Flusses Egu und führt dann wieder etwas bergan, immer in schnurgerader nordwestlicher Richtung, bis zu den Ruinen des verlassenen Negerdorfes Wodunu. Früher passierte man auch auf dem Buschpfad das östlich gelegene, verlassene Dörfchen Klabonu. Ausser der endlosen Baumsavanne, in welcher viele Mimosen vorkommen, die eine Akazienart sind und unserer auf Sandboden häufigen Akazie gleichen, trifft man ab und zu einen kleinen Galeriewald von Oelpalmen und einige Buschparzellen an. Von den Sträuchern ist der sogenannte Kalabassenstrauch zu erwähnen. Die grossen, rauhen Blätter dieses Strauches bilden einen wichtigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gebrauchsartikel der schwarzen Hausfrau. Die Blätter werden nämlich wegen ihrer Rauheit zum Scheuern der grossen Kalabassen und kleineren Kürbisschalen benutzt. Sie wirken fast wie Sandpapier und sind daher vorzüglich zur Reinigung der Gefässe zu verwerten. Ferner befinden sich unter den Sträuchern eine ganze Menge solcher Arten, welche zu Medizinzwecken benutzt werden. Von einzelnen werden die Blätter zu Thee abgekocht und wirken abführend, während die Früchte anderer Sträucher das Gegenteil bewirken; noch andere Blätter werden zum Verkleben und Verbinden von Wunden benutzt. Man sollte nicht glauben, welche ausgedehnten Kenntnisse die Leute in Bezug auf die Verwendung der einzelnen Sträucher besitzen. Viele von diesen Heilmitteln sollen nach Aussage von Aerzten ganz vorzüglich sein.

Wir erreichen nun das verlassene Wodunu, welches heute leider nur noch eine Ruine ist. Kahle zerfallene Mauern, welche aus dem Grase emporragen und vereinzelt stehen gebliebene Papayabäume erinnern an die einstige Niederlassung. Merkwürdig ist, wie schnell ein solcher Ort vollständig mit Gras und Dornbüschen bewachsen wird, durch welche man sich mit Gewalt Bahn brechen muss. Infolge des erhöhten Verkehrs an dieser Strasse haben die Bewohner ihre frühere Heimstätte verlassen und sich weiter abseits im Busche angesiedelt. Namentlich die kleineren Ortschaften waren häufig wehrlos gegen die grossen Karawanen, welche in unverschämter Weise ihre Ueberlegenheit ausnutzten, die Felder plünderten oder auch gelegentlich Hühner oder Schafe raubten. Dieses hat die Bewohner fast sämtlicher kleinerer Ortschaften, an denen die grosse Strasse vorbeiführt, bewogen, ihre Wohnplätze zu verlassen. Früher, als die Strasse noch nicht bis hierher führte und der Verkehr noch nicht seine jetzige Höhe erreicht hatte, schlug ich mit besonderem Vergnügen in diesen kleinen Orten mein Nachtquartier auf. Hier konnte man so recht das Leben und Treiben der Eingeborenen beobachten. Des Tags über waren sie fast ganz verlassen, da die Männer und Frauen dann auf ihrer Farm arbeiteten, die Männer auch der ergiebigen Jagd nachgingen, welche in diesen wildreichen Gegenden von den meisten Bewohnern mit Erfolg betrieben wird.

Jagd.

Tagelang stellen die eingeborenen Jäger unermüdlich dem Wilde nach. Auch giebt es passionierte Jäger, welche längere Zeit ausserhalb des Dorfes in kleinen Hütten im Busch oder an den Farmplätzen leben und dem Wilde auflauern. Jedoch stehen diese Leute in keinem grossen Ansehen bei der übrigen Bevölkerung und werden als faul und arbeitsscheu angesehen. Die Ausrüstung eines solchen Jägers macht einen drolligen Eindruck, wenn derselbe früh am Morgen würdevoll zur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jagd geht oder des Abends zurückkehrt. Eine Kappe, welche fast wie ein rundes Körbchen aussieht und von Flechtwerk hergestellt ist, bildet das Hauptbekleidungsstück. Ein armseliger, häufig zerfetzter Lappen ist um die Hüfte geschlungen, um die Scham zu bedecken, während ein breiter, grosser Gurt aus Leder die Munition in sich birgt. Dieser Gürtel enthält, ähnlich dem europäischen Patronengürtel, Holzgefässe in kleinen Ledertäschchen, welche mit grobem Negerpulver gefüllt sind. An der Seite hängt ein kleiner Beutel aus Leder oder Zeug, in welchem die Geschosse, die aus gehacktem Blei oder auch aus kleinen runden Steinchen bestehen, aufbewahrt werden. Ferner sind an dem Gurt kleinere Messer zum Ausweiden des Wildes befestigt. Mitunter trägt auch ein solcher schwarzer Jägersmann an einem Bindfaden ein Paar Amulette, welche ihm Glück bringen sollen und aus einem Paar Leopardenzähnen oder aus einigen Antilopenhaaren oder aus den Federn eines Raubvogels bestehen. Eine grosse Steinschlossflinte bildet die eigentliche Waffe, welche in der Regel geschultert getragen wird. Jedoch wird sie an dem nach vorn gerichteten Lauf angefasst, so dass der schwere Kolben, welcher mit verschiedenen Glück bringenden Jägerfetischen, wie Kaurimuscheln, Büffelschwänzen u. dgl. geschmückt ist, seines Gewichts halber nach hinten getragen wird. In dieser Weise ausgerüstet, sucht der Jäger die Spuren des Wildes auf, welches sich namentlich in dieser Gegend bei der Trockenzeit an den in geringer Anzahl vorhandenen Wasserplätzen aufhält. Tage und Nächte lang liegt er nun, ohne sich durch die Insekten und die lästigen Moskitos stören zu lassen, regungslos auf dem Anstand, um die Beute zu erhaschen. Was für eine Ausdauer dazu gehört, kann man daraus entnehmen, dass wir Europäer trotz unserer weittragenden vorzüglichen Gewehre nur sehr selten, mitunter garnicht zum Schuss gelangen; dass diese Leute mit ihrer nur 20 bis 30 Schritt tragenden Donnerbüchse überhaupt Erfolg haben, verdanken sie ausser ihrer Geduld hauptsächlich der Zeit, welche sie darauf verwenden und ihrer vollkommenen Unempfindlichkeit gegen Moskitos und andere derartige unangenehme Gäste. Hauptsächlich erlegen sie in dieser Gegend die fast überall vorkommenden Antilopenarten, wie Schir-, Zwerg-, Pferde- und Kuhantilope, auch werden zuweilen Büffel und Leoparden erbeutet. Aber auch noch auf andere Art wird die Jagd auf dem Anstande ausgeübt. Es werden Steinschlossflinten an den Stellen ausgelegt, wo das Wild verkehrt, dort werden Fäden gezogen, welche mit dem Schloss der Flinte in Verbindung stehen, in der Richtung des Laufes gehen und bei der geringsten Berührung die ausgelegten Flinten entladen. Das ahnungslose Wild, welches diese Fäden passiert, wird dann durch die ausgelegten Flinten zur Strecke gebracht. Dieses Verfahren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hat namentlich für den Europäer, der sich selbst auf der Pürsche befindet und die Warnungszeichen nicht kennt, grosse Gefahren. Die Warnungszeichen bestehen darin, dass das Gras an dem Pfade zu einem Knoten zusammengebunden wird. Unterlässt der Jäger, ein solches Warnungszeichen anzubringen, so trifft ihn, falls dadurch ein Unglück herbeigeführt wird, die volle Schuld. Trotz dieser Maassregel kommt es doch noch vor, dass Schwarze, namentlich alte Weiber, welche Feuerholz sammeln, unverhofft von dem Geschoss getroffen werden. Zur Erbeutung grösserer Tiere werden auch öfters tiefe Gruben angelegt, die vorsichtig mit Laub und Erde verdeckt sind. Den kleineren Tieren wird mit Fallen nachgestellt; diese bestehen aus einigen einfachen Knüppelgerüsten, an denen ein mit Steinen beschwertes Fallbrett angebracht ist. Geht ein Tier in diese Falle, so fällt das Gerüst zusammen, das Tier wird von der Last der Bretter und der Steine erschlagen oder festgeklemmt und so zur Strecke gebracht. Meistens werden diese Fallen, welche gleichzeitig einen Schutz gegen Feldschaden bilden, an den Zugängen zu den Farmen in den Dornenhecken gelegt. Eine grosse Freude herrscht natürlich im ganzen Orte, wenn ein Jäger das Glück gehabt hat, ein grösseres Wild, z. B. eine Kuh- oder Pferdeantilope zu erlegen. Fast das gesamte Dorf ist an einem solchen Ereignis beteiligt, da selbstverständlich Verwandte und Freunde Teile von dem erlegten Wild erhalten, dem Häuptling aber sein rechtmässiger Teil in Gestalt einer Hinterkeule abgegeben wird.

So wie das ganze Leben und Treiben der Evheleute vom Fetischglauben durchdrungen ist, so spielt auch der Aberglauben bei der Jagd und den Jägern eine ganz bedeutende Rolle. Infolgedessen wird die Erlegung eines Tieres meistens nicht der Geschicklichkeit und Ausdauer des Jägers, sondern übernatürlichen Verhältnissen zugeschrieben. Hat ein Jäger ein Tier erlegt, so eilt er nach Hause und holt sich Rat bei den erfahrenen und alten Jägern, die häufig auch Fetischpriester sind, was er zum Schutze gegen den bösen Geist des Tieres thun soll. Der Tod des Tieres wird dann als gerechte Strafe dafür ausgelegt, dass es Hühner gestohlen oder Schafe zerrissen habe. Die Seele des Tieres lebt nach dem Glauben der Leute weiter fort wie die des Menschen. Die Tierseele soll auch die Fähigkeit besitzen, den Jäger zu blenden, so dass derselbe z. B. auf der Jagd ein Buschtier für einen Menschen ansieht und umgekehrt in Gefahr kommt, in diesem Zustande einen Menschen für ein Tier zu halten. Auch soll der Jäger, im Busche verirrt, die Fähigkeit verlieren, den Heimweg zu finden. Der Unglückliche, der sich bei einer derartigen Gelegenheit eine fahrlässige Tötung zu Schulden kommen lässt, wird als verblendet erklärt und in die Sklaverei verkauft. Seine Hütten und Farmen werden dann zerstört und dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erdboden gleich gemacht. Zum Schutze gegen solche Vorkommnisse muss er gewisse Ceremonieen durchmachen, welche den bei dem Tode eines Verwandten üblichen ähnlich sind.*) Dem Jäger wird ein Grashalm in den Mund gelegt, zum Zeichen, dass er bei der ganzen Ceremonie nicht mehr sprechen darf. Bei der Erlegung grösserer Tiere, wie z. B. eines Leoparden, wird die Trommel gerührt, und nun zieht alles in den Busch, um die Beute in feierlichem Zuge einzuholen. Dem Leoparden werden mit einem Tuch die Augen verbunden, derselbe wird an einer Stange angebunden und so im Triumph nach Hause gebracht. Der Jäger, der Held des Tages, wird auf den Schultern zweier kräftiger Männer seiner Beute nachgetragen. Unter Lobgesang bewegt sich der Zug nach den Hütten des Häuptlings, der Aeltesten und anderer angesehener Männer. Diese beschenken alle den Jäger und wünschen ihm Glück. Nach diesem feierlichen Umzuge wird die Beute an einem Baume aufgehangen, abgehäutet und zerlegt. Dabei werden leider oft die wertvollen Felle in der Hitze des Gefechtes zerschnitten und vernichtet. Zu dem darauf folgenden Mahle wird der Jäger häufig, namentlich in den Gebirgsgegenden, festlich geschmückt und zieht in diesem Aufzuge durch die Strassen des Dorfes. Eine Seite des Körpers wird mit weissen und gelben Farben bemalt, so dass die schwarze Haut des Jägers dem Fell des erlegten Tieres ähnelt. Die Augenlider werden ebenfalls weiss angestrichen und selbst die Jägerkappe erhält einen entsprechenden Anstrich. Die Hände, die Füsse und der Hals sind mit allerhand Jagdtrophäen, wie Leopardenzähnen oder Klauen, die zugleich Fetischembleme vorstellen, geschmückt. In diesem phantastischen Aufzuge läuft der Jäger auf allen Vieren mit einem Bogen bewaffnet, brüllend durch die Strassen und ahmt die Geberden des erlegten Tieres nach. Zwei seiner Spiessgesellen begleiten ihn, mit Lanze und Knüppel versehen, ebenfalls in gebückter Stellung. Der Jäger und sein Anhang hat das Recht, alle Hühner, welche er auf diesem Wege antrifft, totzuschlagen und für sich in Anspruch zu nehmen.

Der Häuptling erhält von der Jagdbeute zuerst seinen Anteil, während später auch die Vornehmen und Aeltesten des Dorfes mit einem Stück Fleisch beschenkt werden. Die übrigen Teile, die Eingeweide und selbst die Knochen werden dann von den anderen Einwohnern verspeist. Die Zähne sowie die Klauen und der Kopf des erlegten Tieres bleiben als Jagdtrophäe dem glücklichen Jäger. Aus diesem Grunde sind auch meistens an den Fellen, die man zu kaufen bekommt, die Krallen leider nicht mehr vorhanden. Grössere Tiere, wie Elefanten und Büffel werden nicht herumgetragen, sondern meistens vor der Hütte

*) Nach Spieth.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Jägers zerlegt und zerteilt. Bleibt noch Fleisch übrig, so kommt dem Jäger ausser den Stosszähnen oder Hörnern auch noch der Erlös für dieses zu.

Nachdem das Tier zerlegt und verspeist ist, beginnt für den Jäger fast dieselbe Ceremonie wie bei den Trauerfeierlichkeiten Verstorbener. Der Jäger muss, um sich vor dem Geist des erlegten Tieres zu schützen, besondere Maassregeln treffen*). Er darf einige Tage die Hütte nicht verlassen, auch während dieser Zeit nicht sprechen oder Kleider anlegen; er muss ferner 12 Tage hindurch gewisse Speisen, wie Fische, meiden und darf während dieser Zeit nur die Speisen mit Salz geniessen; 19 Tage hindurch kann der Jäger sämtliche Hühner, die er in dem Dorfe antrifft, zu seinem Gebrauche nehmen. Nach dieser eigentümlichen Fasten- und Einsiedlerzeit ist der Jäger wieder frei. Wahrscheinlich hat nach dem Glauben der Leute dann die Seele des erlegten Tieres im Reich der Toten Ruhe gefunden. Ein grosses Fest sämtlicher Dorfbewohner beschliesst diese Zeit. Ein Gelage findet bei Tanz und Gesang statt, wobei bestimmte Jägertänze aufgeführt werden. Dabei stellen die Jäger dar, wie sie die Spur des Wildes finden, wie sie plötzlich auf dasselbe stossen und sich heranzupürschen suchen; ferner, wie der Leopard horcht und sich windet, wie er sich zum Sprunge bereit hält, endlich wie der Jäger feuert und fehlt, und die Beute schliesslich durch die im Hinterhalt liegenden Genossen noch im letzten Augenblick erlegt wird.

Auch verehren die Jäger ihre besonderen Fetische; so wurde mir gesagt, dass in dem Orte Soluga, wo ich seiner Zeit einen neuen Weg anlegte, ein Jägerfetisch sei. Derselbe bestand aus 4 bis 5 kleinen Thonfiguren, von denen die grösste nicht höher als ungefähr 50 cm war und an welche sich die übrigen wie Orgelpfeifen anreihten. Diese Fetischfiguren standen unter einem Grasdach und vor denselben lagen die Tribute der Jägerei: Büffel- und Antilopenhörner, die mit Kaurimuscheln besetzt waren. Kleine Amulette waren angehangen, sowie die Krallen von Leoparden und Raubvögeln und die ebenfalls als Fetisch bekannten Leopardenzähne. Leider konnte ich von den abergläubischen Leuten keinen näheren Aufschluss erhalten und musste mich mit der Thatsache begnügen, dass es ein Jägerfetisch sei, zu welchem diese weit und breit aus der Umgegend pilgern um Glück für die Jagd zu erflehen.

Häusliches Leben in d Jäger- un Farmdörfer

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu dem kleinen Ort Wodunu zurück, welcher bei meiner ersten Reise noch an der Strasse lag. Hier machte ich, wie schon gesagt, gerne Rast, um der Nachtruhe zu pflegen. Mitunter bekommt man in diesem Jägerort einen frischen Antilopenbraten

*) Nach Spieth.

10*

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zu kaufen. Natürlich wird derselbe mit ganz besonderer Freude erstanden, denn bis jetzt stand auf dem einförmigen Speisezettel nur Huhn und wieder Huhn. Ein solcher Antilopenbraten ist allerdings kein solcher Hochgenuss wie bei uns ein gut zubereiteter Rehbraten, denn wenn auch das Fleisch wenig dem eines Rehs nachsteht, so ist doch leider die mangelhafte Kücheneinrichtung, sowie die Kunst des schwarzen Kochs wenig dazu geeignet, einen wohlschmeckenden Braten zu bereiten. Wenn man Musse hat, versucht man es selbst mit der Kochkunst, aber der Erfolg pflegt so gering zu sein, dass man seine Zeit besser wichtigeren Sachen zuwendet.

In dem kleinen Orte Wodunu hat man so recht Einblick in das Treiben der genügsamen Schwarzen. Ein Antilopenbraten ist natürlich für sie ein ganz besonderer Leckerbissen, da er nur selten vorkommt. Meist können nur die Reicheren ihn sich leisten, während die Jäger ihn so vorteilhaft wie nur irgend möglich zu verkaufen suchen. Sie räuchern das Fleisch etwas und lassen es dann in der Sonne trocknen. In dieser Form kommt es in kleinen Partieen zum Verkauf und bringt einen schönen Erlös. Von einer Antilope ist binnen kurzer Zeit auch nicht mehr die Spur vorhanden. Eingeweide und Geschlinge werden von den Bewohnern selbst sofort zu einer Art Frikassee gemacht und sogar die Knochen werden verwerthet, indem sie theilweise zerstampft und zu Suppe gekocht oder zu einer Sauce für den Fufu verwendet werden. Das Gehörn wird verkauft oder dem Fetisch geweiht; selbst die Zähne und Klauen werden häufig als Amulett getragen und sollen dem Jäger Glück bringen. Das Fell wird auf dem Rasen ausgespannt und in der Sonne getrocknet und kommt alsdann entweder zum Verkauf an die Küste, oder es wird von den reichen Schwarzen als Lagerstätte oder Teppich benutzt.

So ausgestorben der Ort am Tage erscheint, um so mehr Leben herrscht des Abends in den einzelnen Haushaltungen. Die Mädchen und Frauen tragen in grossen Töpfen das Wasser herbei, während die alten Weiber tagsüber Feuerholz gesammelt haben und dieses für die Bereitung der Hauptmahlzeit, die bei unseren Schwarzen nach Sonnenuntergang eingenommen wird, herbeibringen. Es beginnen nun die kleinen Herdfeuer zu rauchen, welche sich in der Trockenzeit meistens vor der Hütte, in der Regenzeit aber im Innern derselben befinden. Der Transport des primitiven Herdes ist leicht zu bewirken, da er häufig nur aus drei grossen Steinen besteht oder auch aus einem kleinen Thonkegel hergestellt ist, welcher den grossen Kochtopf stützt. Einen traulichen Eindruck macht der Feuerschein vor sämtlichen Hütten. An dem Herdfeuer sitzen die Familien und plaudern über die Ereignisse des Tages, während die Frau emsig das Feuer schürt und in einem grossen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

primitiven Thontopf das Wasser siedet. Die Mädchen schälen den Yams und schneiden ihn in Stücke, dann wird er in grossen Töpfen gekocht und von da aus wandert er in die grossen Holzmörser, in denen er von den Frauen zu Brei zerstampft wird. Ueber einem anderen kleinen Feuer wird eine Sauce von Kräutern und Palmöl bereitet und bald ist das frugale Mahl für die Familie hergerichtet. In einer grossen, flachen Schüssel aus Thon wird nun der allbeliebte Fufu aufgetragen, daneben steht eine kleinere mit Kräutersauce; mitunter wird das Mahl noch durch

Ein Gehöft der Evhe-Neger.

ein Huhn oder einige Stinkfische von der Küste vervollständigt. Alle hocken im Kreise auf der Erde, die Kniee hoch angezogen bis an das Kinn, um die Tafel und jeder greift decent mit den Fingerspitzen der rechten Hand nach dem Fufu, formt ihn geschickt zu einer Kugel und fährt damit in die meistens sehr stark gepfefferte Kräutersauce, um der Speise die nötige Würze zu verleihen. Der Bissen wird nun mit Andacht und Verständnis verzehrt und zu bewundern ist, wie jeder bei dem Mahl zu seinem Rechte gelangt. Keiner sucht dem andern zuvorzukommen oder ihn in irgend einer Weise zu schmälern. Die Finger werden nach jedem Mahle sauber gewaschen und gereinigt. Häufig lässt man die Feuer noch weiter brennen, um sich nach dem Mahle am Herde zu erwärmen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Heute ist leider auf der ganzen Strecke zwischen Tove und Gbin kein einziger Ort mehr, der an der Strasse liegt und so muss man ohne grössere Rast den Marsch auf der grossen Strecke von Tove bis Gbin zurücklegen.

Nachdem wir die Ruinen von dem alten Wodunu passiert haben, geht es durch die grosse Baumsavanne weiter; an den niedriger gelegenen Strecken wechseln Oelpalmen mit anderen höheren Buscharten ab. Zur Seite des Weges liegen vereinzelte kleine Koffis, geschützt von dem umgebenden Busch, allmählich steigt das Terrain bis zum Ueberschwemmungsgebiete des Gbin an. Von den höchsten Punkten hat man einen flüchtigen Ausblick auf den grossen Aguberg, welcher im Norden vor uns liegt; nur ab und zu schimmern seine Gipfel durch die lichten Stellen der endlosen Savanne. Bald kommen wir in das grosse Ueberschwemmungsgebiet des Gbin, wo Schilfgras und zahlreiche Waldpartieen, die hier einen höheren Wuchs haben, beweisen, dass der Boden mehr Fruchtbarkeit besitzt und daher ein besseres Gedeihen der Pflanzen bewirkt.

In der Gbin - Ebene.

Die grosse Ebene, in der der Gbin fliesst, soll bei Hochwasser in einer Breite von fast 2 km überschwemmt werden. In dieser Zeit bildet der Fluss mit seinem Ueberschwemmungsgebiet ein grosses Verkehrshindernis; tagelang müssen die Karawanen liegen bleiben und das Fallen des Wassers abwarten, um dann erst das weite sumpfige Terrain passieren zu können. Heute führt die Strasse auf einem Damm bis an den Gbin heran und ist dadurch mehr vor der Ueberschwemmung geschützt als früher. Ueber den Gbin führt jetzt eine nach europäischer Art errichtete Brücke, infolgedessen hat man es nicht mehr nötig, wie in früheren Zeiten, diesen Fluss auf einem übergeworfenen Baum, auf welchem man mühsam entlang kriechen musste, zu überschreiten. Der Gbin hat ziemlich steil abfallende Uferränder, die ca. 2 bis $2^1/_2$ m hoch sind und bei Hochflut von der Gewalt des Wassers vollständig unterminiert werden. Nur der hohe Galeriewald, der sich zu beiden Seiten des Ufers dahinzieht, hält das eigentliche Bett in seinen Grenzen. Baumwurzeln starren häufig an dem Ufer frei heraus und nicht selten kommt es vor, dass bei grossem Wasser ein Baum der Gewalt der Flut weichen muss und in oder über den Fluss fällt. Infolgedessen wird auf diesem Flüsschen so gut wie gar keine Schiffahrt betrieben. Aber so gefährlich der Fluss bei der Regenzeit sein soll, so unbedeutend ist er bei der Trockenzeit. Nur ein Gewässer von etwa 6 bis 7 m Breite und $^3/_4$ m Tiefe floss träge in dem Flussbett dahin, als ich ihn im Jahre 1894 passierte. Nach den schrecklichen trockenen Jahren Ende des Jahres 1897, fand ich sogar das Bett vollkommen trocken vor, so dass ich im ersten Augenblick im Zweifel war, ob es wirklich der Gbinfluss sei. Nur weit unten, südwestlich des Dorfes, befanden sich kleine Wasserlachen in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem Bette; fast $1^1/_2$ km weit mussten die Bewohner pilgern, um aus schmutzigen Pfützen die Wasserüberreste zu schöpfen.

In schnurgerader Richtung führt nun die Kunststrasse durch den Wald, welcher den Gbin umgiebt, und weiter durch die Savanne, welche sich westlich von dem Dorfe Gbin hinzieht. Auf einer kleinen Anhöhe liegt das etwa 60 Hütten zählende Dorf Gbin, welches durch seine höhere Lage vor der Ueberschwemmung des Flusses geschützt ist. Der Weg führt an dem Nordwestausgange des Dorfes vorbei; an demselben befindet sich jetzt eine kleine Baracke, welche Herrn Leuschner während der Herstellung des Weges als Wohnung gedient hat. Ein hoher Busch umgiebt das kleine Dorf im Osten und im Norden. Zusammengedrängt liegen die wenigen armseligen Hütten, welche häufig als Logis und Nachtquartier für die vielen Karawanen dienen. Es ist der erste grössere Ort, welcher bei normalen Zeiten frei von dem schrecklichen Wassermangel ist; hier ist es einem vergönnt, ein lang ersehntes und erquickendes Bad in dem Gbinfluss zu nehmen. Die Lage der Baracke inmitten des hohen Busches abseits vom Dorfe gewährt nach den Strapazen des Marsches einen angenehmen und schönen Ruheplatz. Auch bietet diese Behausung mit den aus Palmblattrippen hergestellten Hütten grösseren Komfort, als die häufig eingeräucherten Negerhütten. Da das Dorf sehr nahe am Wege liegt, und Leute bald zur Hand sind, ist der Ort in jeder Hinsicht einer der bequemsten Rastplätze für den Europäer. Hier rasten die Karawanen, welche von Agu sowie von den umliegenden Gegenden und aus dem westlichen Teile des Agomegebirges kommen, nebeneinander. Die Höfe sind dann von Fremden belagert und durch die Lasten der Träger gleichsam in Warenlager umgewandelt.

Die Kleidung der Gbin-Bewohner macht schon einen weniger europäischen Eindruck; namentlich in dem jetzt zerstörten Klonu waren viele Weber anzutreffen, weil die Hausweberei eine besondere Industrie der Gebirgsgegenden ist und sich hier auch länger gegen die Konkurrenz der durch die Trägerkosten verteuerten europäischen Waren halten konnte. Allerdings nimmt mit den Jahren infolge der besseren Verkehrsmittel und mit der Anlegung von Nebenfaktoreien der Handel mit europäischen Kattunzeugen im Hinterlande einen grösseren Aufschwung. In Gbin sieht man sehr viel Elfenbein, welches zu allerhand Schmuckgegenständen verarbeitet wird, wie z. B. zu 15 bis 20 cm langen Manschetten, welche statt der Armringe getragen werden, sowie zu kleinen Reifen, mit denen die Damen den Oberarm zieren; oftmals tragen auch die Weiber breite Elfenbeinringe um die Fesseln. Die grossen Stulpen an den Beinen und Armen verleihen dem watschelnden Körper noch einen plumperen und schwerfälligeren Gang. Das Elfenbein soll aus der grossen unbekannten Ebene des Gbin und des Sio herrühren, welche sich

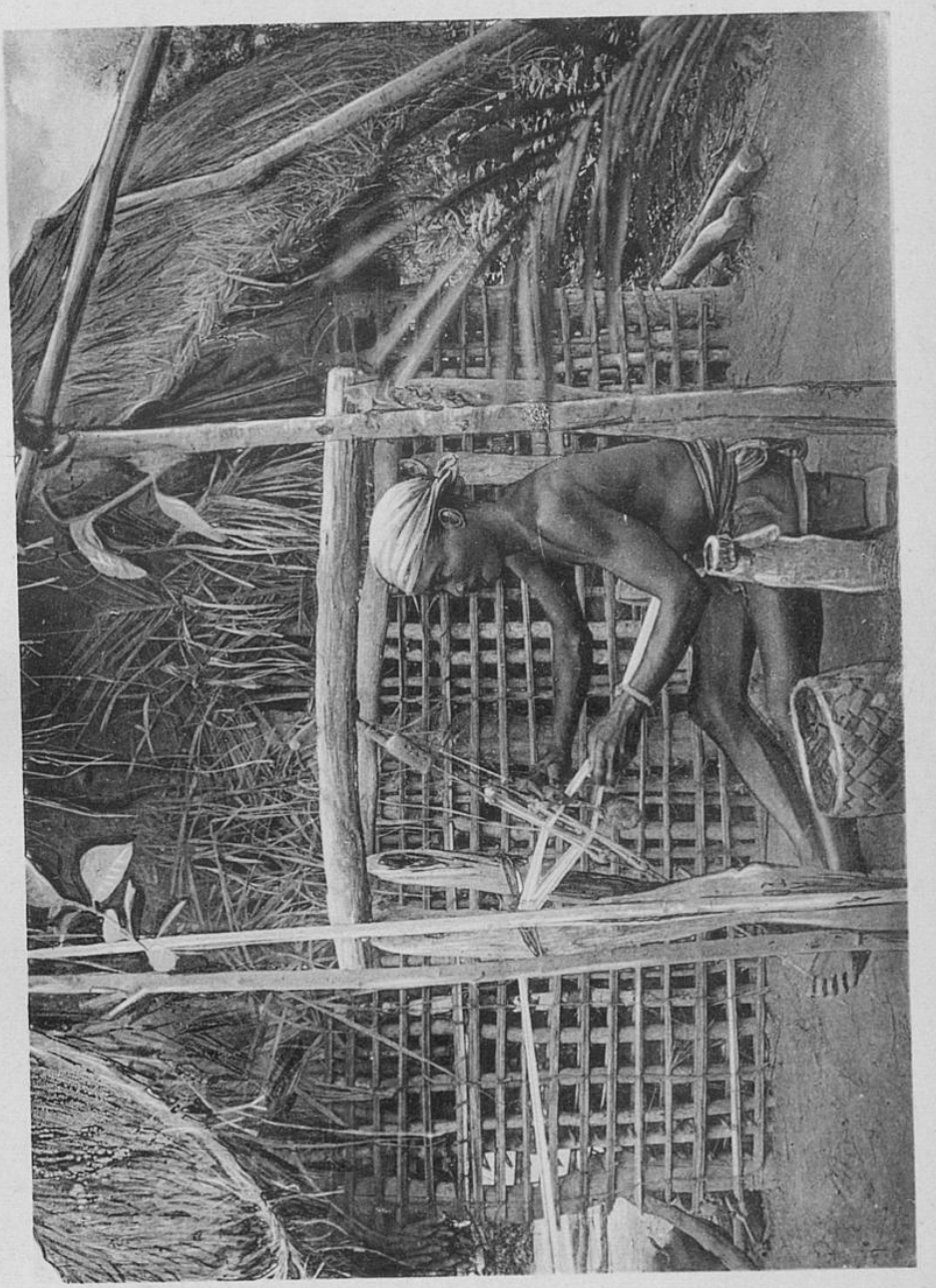
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nordwestlich weithin in das Land erstreckt und fast ganz unbewohnt ist. In den grossen Galeriewäldern, welche die Flüsse und deren Niederungen umgeben, sollen nach Aussage der Eingeborenen noch Elefanten hausen. Dieses fand ich bestätigt durch den Reichtum an Elfenbeinschmuck, den die Leute in der Gegend tragen, wie durch die Aussagen eines Dolmetschers der Regierung, Amussu Bruce, der persönlich einen Elefanten dort erlegt haben will. Bruce, der bei meiner letzten Reise Dolmetscher auf der Station Kpando war, erzählte mir noch mit grossem Feuer dieses Jagderlebnis, auf welches er sich mit Recht nicht wenig einzubilden schien. Da die Eingeborenen, namentlich aber die Jäger, fürchten, dass der Weisse ihnen ins Handwerk pfuschen könnte, so erfährt man leider wenig von ihren Jagden und von dem Versteck des Wildes. Jedenfalls muss man den Schneid der einzelnen Jäger bewundern, die es wagen, mit ihren schlechten Steinschlossflinten die Jagd auf diese Riesentiere aufzunehmen. Aber der Gewinn des kostbaren Elfenbeins ist ein grosser Ansporn und wiegt ihnen die Gefahr, welcher sie sich aussetzen, bei weitem auf. Das erbeutete Elfenbein wird teils durch Händler zur Küste gebracht, teils wird es von den Eingeborenen zu Schmuckgegenständen verarbeitet.

Nachdem ich in dem sogenannten Wegehause bei Gbin der Ruhe gepflegt und mich des Abends vorher an einem frischen Bade im Gbin erquickt hatte, marschierte ich am nächsten Tage mit meinen Trägern weiter durch die grosse Ebene. Eintönig zieht sich der Pfad durch die grosse Baumsavanne etwas ansteigend bis zu dem grossen Negerdorfe Assahun hin. Von Gbin ab hört die grosse Strasse auf, und wir verfolgen einen kleinen Negerpfad, der sich zwischen dem Grase und den Bäumen hindurchschlängelt. Dieser Weg lehrt recht die Vorteile der grossen europäischen Kunststrassen erkennen; wenn man früh durch das hohe Gras marschieren muss, wo alles mit Thau bedeckt ist, so ist man binnen fünf Minuten bis auf die Haut nass. Grosse Pfützen, die sich nach einem Regen in dem muldenförmigen, ausgetretenen, häufig nur 20 cm breiten Pfade angesammelt haben, versperren den Weg. Die Neger, die zum grössten Teile einwärts gehen und auch mehr an solche Pfade gewöhnt sind, empfinden diese Unbequemlichkeiten weniger als die beschuhten Europäer.

Das Gras erreicht in dieser Ebene fast 1 m Höhe und hat einen schilfigen Charakter. Die Bäume, welche mit Ausnahme der besonders grossen Stämme in diesen weiten Ebenen unter den vielen Feuerbränden, welche die Eingeborenen zur Herstellung ihrer Farmen entzünden, zu leiden haben, sind sozusagen degeneriert. Der Savannenbaum erreicht eine durchschnittliche Höhe von 3 bis 4 m und gehört zumeist den Morinda- und den Mimosenarten an. Man hat

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Ein Weber in Assahun.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Eindruck, durch einen vollkommen verwilderten, alten Obstgarten zu wandern.

Wir überschreiten jetzt die kleinen rechtsseitigen Zuflüsse des Gbin, die während der Trockenzeit ganz ausgetrocknet und leicht zu passieren sind. Sie bieten einige Abwechselung in dieser grossen, sich fast immer gleich bleibenden Savanne. Kleine Wälder mit Palmbäumen zeigen schon von weitem die Wasserläufe an und erfreut begrüsst man die schattigen Bäume, welche dem Reisenden einen erwünschten Ruheplatz in dieser grossen sonnigen Ebene gewähren. Auch die Träger sind froh, ihre Bürde auf einige Minuten los zu werden und neben derselben ihre müden Glieder in dem kühlen Schatten ausstrecken zu können.

Alte Träger, die oft die Strecke Lome—Misahöhe zurückgelegt haben, kennen die Wasserstellen, welche hier und da in dem ausgetrockneten Flussbette zurückgeblieben sind. Der jüngste Träger muss natürlich Wasser herbeiholen und alles labt sich an dem trüben, unansehnlichen Nass. Aber nur eine kleine Rast kann den Trägern gegönnt werden und unwillig nehmen sie die Lasten wieder auf; einer hilft dem andern dieselbe auf dem Kopf zurecht zu legen, und weiter geht es durch die endlose Baumsavanne. Karawanen kommen und gehen und man erkundigt sich gegenseitig nach dem nächsten Wasserplatz oder dem nächsten zu erreichenden Ziel, dem Dorfe Assahun. Die zuverlässigste Uhr, die hier die Leute besitzen, ist die Sonne; sie richten sich einfach nach ihrem Stande. Diese Art der Orientierung ist in diesen dem Aequator nahegelegenen Orten sehr leicht, da die Sonne mit geringen Abweichungen um 6 Uhr früh aufgeht und des Abends zu derselben Zeit hinter dem Erdball verschwindet.

Auf dem Marsche, namentlich des Morgens und des Abends, taucht plötzlich aus einem kleinen Seitenpfad die Gestalt eines Jägers auf, der mit seiner grossen Flinte auf den Anstand geht, oder von demselben nach seinem Heim zurückkehrt. Häufig sieht man auch ganze Familien von den Farmen zurückkehren, die teils wegen der Bodenverhältnisse, teils wegen der plündernden Karawanen weit von dem Dorfe und abseits der Strasse in dem Busch angelegt sind. Kinder und Frauen mit Säuglingen auf dem Rücken, mit Hacken versehen, kommen von den Farmen und tragen die geernteten Feldfrüchte auf dem Kopfe zur Bereitung des Abendmahles. Vorweg schreitet der Mann mit einer grossen Steinschlossflinte, oft jedoch ohne Munition, denn der blosse Anblick dieser Mordwaffe genügt schon für einen schwarzen Bruder aus dem Nebendorfe, um vor etwaigen Angriffen zu schützen. In diesen Küstengebieten ist fast jedes grössere Dorf ein Königreich für sich, und wenn einige Dörfer in Streit kommen und sich gewissermaassen den Krieg erklären, so wird dieser nicht durch blutige Schlachten ausgeglichen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sondern durch Abfangen von Leuten, welche zu Sklaven gemacht werden oder durch Wegnahme von Vieh oder Feldfrüchten. Aus diesen Gründen, führen die Leute auf dem Felde Waffen mit, um schon durch den kriegerischen Eindruck etwaigen Uebergriffen vorzubeugen.

Der Weg führt noch immer durch die Savanne; nur die niedrigen Stellen sind durch höheres Schilfgras und durch Agobims gekennzeichnet. Dann beginnt er etwas zu steigen und die ersten Vorläufer des Agomegebirges werden zum ersten Mal sichtbar. Der Weg wird steinig, das Gras höher, und bald haben wir die Farmen von Assahun erreicht. Kleine Fetische, welche gegen Felddiebstahl schützen sollen, stehen an den Gemarkungen der Felder. Es sind Erdhügel mit einem kleinen darauf gesteckten Stab, welcher die Fetischembleme, Federn, Kauris oder dergleichen enthält; diese Fetische werden von den abergläubischen Negern respektiert und erfüllen so ihren Zweck.

Das Dorf Assahun in der Landschaft Agotime als Kulturscheide.

Wiederum überschreitet man ein kleines Nebenflüsschen des Gbin und gelangt alsdann in das grosse, fast 300 Hütten zählende Negerdorf Assahun, das eigentlich aus drei kleinen zusammenhängenden Dörfern besteht. Es ist ein wichtiger Platz, da er seit der Zerstörung von Klonu und Tove der letzte Rastplatz vor dem Gebirge und der einzige Ort ist, welcher zwischen Gbin und Palime an der grossen Karawanenstrasse liegt. Kleine, viereckige Hütten, deren Wände statt von Lehm auch öfters von zusammengefügten Rippen der Oelpalmblätter hergestellt sind, umgeben die Gehöfte, welche von einem, ebenfalls aus Palmblattrippen errichteten Zaune umgeben sind. Ein reger Karawanenverkehr belebt den Ort; auch eine verhältnismässig grosse Textilindustrie ist hier zu bemerken. Auf dem grossen, mit Schattenbäumen bestandenen Marktplatz des nördlich gelegenen Dorfes sind Bänke aufgestellt; hier werden die Versammlungen des hohen Rats abgehalten, auch ist hier die Stätte für die Zusammenkünfte der Dorfbewohner, welche die Ereignisse des Tages besprechen. Die Bänke bestehen aus einem grossen Baumstamm und einer Rücklehne, die von zwei Stützen gehalten wird. Auch wir lassen uns hier nieder.

Es ist von der Küste aus der erste Ort, der noch viele charakteristische Eigentümlichkeiten der Eingeborenen aufweist. Die Leute tragen den Stempel der richtigen Buschleute; ihre Frisuren haben, selbst bei den Männern, die eigentümlichsten Formen. Manche tragen bei glatt abrasiertem Kopf nur einen Schopf an der Stirn und an den Seiten, andere wieder wahre Muster von ausrasierten Scheiteln auf dem Kopf. Auch finden wir die Weberei wie Flechterei überall in diesem Orte vertreten. Hier sitzt eine Frau, die emsig an einer gewöhnlichen Spule die Baumwolle zu groben Fäden spinnt; dort ein Weber, der die Fäden an einem primitiven Webstuhl zu Streifen von 3 bis 4 Zoll Breite zusammenwebt; in einem anderen Gehöft bemerkt man Leute, welche Matten und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Körbe aus Gräsern oder aus den Blättern der Palme flechten. Ein solcher Webstuhl ist äusserst primitiv. Er besteht aus einem Gerüst von rohen Stangen, in welchem der betreffende Weber auf einem Schemel sitzt. Die Hochkämme werden durch eine Schnur mit dem Fusse bewegt, während die Kreuzfäden mittels eines Schiffchens mit der Hand durchgezogen werden. Die einzelnen Streifen werden nicht breiter als 3 bis 4 Zoll. Die Fäden hält ein Stein fest, der bei dem Vorwärtsschreiten der Arbeit nachgezogen wird. Die grösseren Tücher entstehen dann durch Zusammennähen dieser einzelnen Streifen. Zum Flechten wird meistens das hohe Schilfgras verwendet. Man stellt daraus einfache Matten zum Schlafen, sowie Körbe oder Säcke zum Aufbewahren von Mehl her. Die einzelnen Halme der Gräser werden flach auf den Boden gelegt und dann in der Quere durchflochten, wobei erstere von dem Schwarzen mit dem Fusse festgehalten werden, während er die Querstreifen mit der Hand durchzieht.

Auch an diesem Orte kommt noch viel Elfenbeinschmuck vor; mitunter tragen die Schönen des Ortes aber auch unterhalb des Knöchels, auf dem Fusse aufliegend, Bänder aus Messing. Nicht wenig beliebt sind Perlen, welche, je weiter von der Küste entfernt, desto seltener und begehrenswerter werden. Es herrscht hier die eigentümliche Sitte, dass die Männer häufig weisse, um die Stirn gewundene Kopftücher tragen. Infolgedessen ist es bisweilen von weitem schwer, die Männer von den Frauen, die an der Küste fast immer solche Tücher tragen, zu unterscheiden. Ueberhaupt ist es für einen Europäer in der ersten Zeit nicht leicht, die verschiedenen Geschlechter von einander zu trennen. Die schwarze Farbe und die aufgeworfenen Lippen treten in den Vordergrund und die individuellen Züge entgehen dem Neuling vollkommen. Erst nach einiger Zeit, wenn der Weisse mehr in das Leben und die Sitten dieser Leute eingedrungen ist, lernt er die Verschiedenheit der Geschlechter sowohl in geistiger wie in körperlicher Beziehung kennen. Natürlich machen die schwarzen Damen mit dem eingebogenen Rückgrat, den wulstigen Lippen und den bei verheirateten Frauen häufig übermässig grossen herabhängenden Brüsten keinen schönen Eindruck. Aber mit der Zeit gewöhnt man sich an den Anblick; die Empfindung des Hässlichen schwindet und man kann dann sehr wohl unterscheiden, ob ein Mann oder eine Frau nach Negerbegriffen schön oder hässlich ist.

Der Geldwert in Assahun hat infolge der Entfernung von der Küste schon verhältnismässig abgenommen. Es gereicht daher den Trägern und Händlern zum Vorteil, wenn sie Perlen oder dergleichen Tand von der Küste mitführen und hier gegen Lebensmittel oder anderes Aequivalent eintauschen. Oft werden in Assahun von den Trägern auf eigene Rechnung noch Hilfsträger angenommen, welche ihnen die Lasten bis

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tove oder Palime abnehmen. Durch den höheren Wert der Tauschartikel können sich die Träger diesen Luxus gestatten, da sie die Hilfsträger oft nur mit den leicht mitzuführenden Perlenschnüren belohnen. Bei dem hohen Wert der Waren in dieser Gegend und dem verhältnismässig geringen Einkaufspreis an der Küste machen die Träger bei dem Lohne von fast durchschnittlich 1 M. täglich immer noch ein gutes Geschäft.

Auf dem Markte liegen meistens die Karawanen mit ihren Lasten, um der Ruhe zu pflegen oder auch Nachtquartier zu nehmen und am folgenden Tage in aller Frühe ihre Reise weiter fortzusetzen. Es entfaltet sich dann unter den grossen schattigen Bäumen, die ihre knorrigen Wurzeln weit über den Platz erstrecken, ein reges Treiben. Die Leute von der Küste können sich nur schwer mit den Bewohnern verständigen, da in Assahun schon ein anderer Dialekt der Evhe-Sprache gesprochen wird. Ueberhaupt sind die Sprachbezirke in dem Togogebiet sehr begrenzte. Selbst die Evhe-Sprache, die von der Küste fast bis zum 7. nördlichen Breitengrade heraufreicht, hat viele Dialekte, so dass z. B. an der Küste in Klein-Popo ein anderer Dialekt herrscht, als in dem etwa 50 km davon entfernten Lome. Obwohl die Togoleute ein grossartiges Sprachtalent besitzen, so ist es doch oft schwer für sie, sich verständlich zu machen. Unter den Karawanen jedoch finden sich immer Leute, die diese Gegend schon bereist haben und als Dolmetscher dienen können. Auf dem grossen Marktplatze vereinigen sich denn auch die verschiedenen Sprachkundigen zu einzelnen Gruppen. Infolge dieser Umstände schliesst sich der sonst übermütige Küstenneger, der dem durch vielen Verkehr überlegenen Buschneger vollkommen stumm gegenübersteht, enger an seinen weissen Herrn an, was die Führung erleichtert. Mitunter geschieht aber auch das Gegenteil, indem die verschiedenen Sprachen Missverständnisse hervorrufen und es infolgedessen zu kleinen Reibereien kommt, die jedoch durch ruhiges Eingreifen eines älteren, vernünftigen Mannes oder des Weissen bald geschlichtet werden.

Zwischen den einzelnen Gruppen auf dem Markte tummeln sich kleine Heerden von Schafen mittlerer Grösse mit weissem, glatthaarigem Fell, welches von dem schwarzen Kopfe auffallend absticht. Drollig sehen die kleinen schwarzen Ziegen aus, welche neugierig die Lasten beschnuppern; sie sind kaum $^1/_2$ m hoch und besitzen ein schwarzes Fell, welches nur ab und zu einen kleinen weissen Spiegel hat. Ziegen sowohl wie Schafe werden nur ausnahmsweise bei Festlichkeiten geschlachtet. Ihre Felle sind ein begehrter Artikel bei den Schwarzen, sie werden als Teppiche oder auch als Thürvorhänge verwendet oder zum Schutze gegen den Regen über die Tragekörbe gespannt. Das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fell wird, nachdem es abgezogen ist, zunächst präpariert, alsdann zwischen kleine Holzstäbe gespannt und zum Trocknen in die Sonne gelegt. Hühner sind auch hier in allen Arten anzutreffen und als der treueste Begleiter des Menschen auch der Hund. Als Wächter in den Gehöften findet man eine mittelgrosse Hunderasse von hellgelber Farbe vor. Eigentümlich ist es, dass diese afrikanischen Hunde nicht bellen wie unsere Hunde, sondern nur heulen. Der Hund, der natürlich nach Negerart launisch behandelt und häufig mit Steinen geworfen oder mit Füssen gestossen wird, ist feig und kriechend und steht somit unseren edlen europäischen Hunderassen bedeutend nach. Bei jeder Gelegenheit zieht er den Schwanz ein und sucht Deckung hinter den Zäunen der Gehöfte.

Ueber die südlichen Vorberge des Agome-Gebietes nach dem zerstörten Dorfe Tove-Djibe.

Nachdem man die Nacht in Assahun verbracht hat, geht es früh am andern Morgen weiter, um womöglich am späten Nachmittag Palime zu erreichen. Die Träger haben Hilfsträger genommen und unsere Karawane hat eine stattliche Anzahl erreicht; ein buntes Durcheinander, Mädchen und Frauen, sowie Männer mit ihren Kopftüchern, gehören derselben an. Gleich hinter dem Dorfe beginnen die Schluchten und Bergketten und ein scharfes Geröll bedeckt den schmalen Fusspfad. Viele von den Trägern haben jetzt Sandalen angelegt, um ihre Füsse vor den spitzen Steinen zu schützen. Obwohl die Neger barfuss laufen und infolge der grossen Märsche eine Hornhaut haben, die fast einer Schuhsohle gleicht, so scheint doch diese dem Gestein in Gebirgsgegenden keinen genügenden Widerstand zu bieten. Die Sandalen, welche sie anlegen, bestehen oft nur aus einem nach dem Fusse geschnittenen Stück Fell, welches durch etliche Schnüre über dem Spann gehalten wird. Die meisten dieser Sandalen werden von den Haussas in den mannigfaltigsten Arten geschickt angefertigt. Die Landschaft hat sich inzwischen verändert. Anstatt durch kurzes Gras und Baumsavannen führt der Weg durch $2^1/_2$ bis 3 m hohes, dichtes Rohrgras. An Stelle der weiten kahlen Ebene treten bewaldete Schluchten und Bergketten und mühsam schlängelt sich der Pfad bald bergauf, bald bergab. Die kleinen Zuflüsse des Heso, eines linken Nebenflusses des Todjie, welcher in die Kitta-Lagune mündet, bilden bizarre Schluchten in der Richtung nach Südwesten. Man marschiert auf diesem Pfade in den Niederungen der kleinen Zuflüsse des Heso fast wie in einem Wald von Gräsern. Viermal überschreitet man tief eingeschnittene, oftmals nur 2 bis 4 m breite Zuflüsse, welche sämtlich von den nahe gelegenen Bergzügen des Agu herzukommen scheinen. Diese kleinen Gebirgsgewässer haben tiefe Rinnen gerissen, die bei der Regenzeit, wie alle afrikanischen Flüsschen und Bäche, verhältnismässig grosse Wassermengen führen, während sie bei der Trockenzeit dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Reisenden nur durch ihre tiefen Schluchten und das Auf- und Abklettern an ihren Ufern beschwerlich werden. Vorzugsweise ist dies der Fall, wenn man, was allerdings selten vorkommt, den Weg zu Pferde zurücklegt.

Die afrikanischen Pferde sind fast gar nicht eingesprungen, sondern nehmen alle Hindernisse durch Klettern. Bei solchen eingeschnittenen Bächen wäre es für Pferd und Reiter ein Leichtes, dieselben im Sprunge zu nehmen, doch leider läuft man Gefahr, was mir später noch häufig passiert ist, mit dem ängstlichen Pferde in den Graben hineinzufallen und ein unangenehmes Bad in dem Morast zu nehmen. Nur mühsam rutscht das Pferd den Abhang hinunter und erklimmt dann ebenso das ansteigende, steile, oft nachgebende, ausgewaschene Ufer.

Der Pfad geht jetzt öfters steil bergan, der Busch nimmt mehr und mehr zu und wird zu einem undurchdringlichen Walde, bis man eine Höhe von ungefähr 200 m erlangt hat und eine tiefe Schlucht vor sich sieht. Wieder geht es etwa 60 m bergab, der Weg führt über Geröll und kleine Steine, welche den Marsch unserer unbeschuhten Träger erschweren und wieder befindet man sich in einem Walde von Gras, der die Ufer des kleinen Baches und die Ebene umgiebt. Immer steiler werden die kleinen Höhenzüge, bis man an den Tata, den bedeutendsten Bach, der aber auch nur eine Breite von 4 m hat, gelangt; von hier geht es wiederum bergauf im hohen Busch bis zum nächsten Höhenzug, auf welchem jetzt verweist und verlassen das einst so schöne, grosse Negerdorf Klonu liegt. Dasselbe wurde mit Recht in dem Tove-Aufstand, welchem es sich hartnäckig und widerspenstig angeschlossen hatte, von den Truppen, zumal alle Eingeborenen den Ort verlassen hatten und gegen dieselben keine andere Strafe verhängt werden konnte, abgebrannt. Wie schnell ein solcher Ort vollkommen verfällt und verwildert, davon hat man hier wiederum ein trauriges Beispiel. Die einzelnen Mauern, welche von dem Brande noch verschont geblieben sind, ragen kaum noch aus dem hohen Dornbusch und dem wuchernden Unkraut hervor. Nur einzelne Papaya-, Bananen- und Limonenbäume sind stehen geblieben und zeugen von der früheren Stätte menschlicher Arbeit.

Als ich bei meiner ersten Reise, im Jahre 1894, durch dieses Dorf Klonu kam, war es noch ein gefürchteter Ort. Das erste Gebirgsdorf auf den Vorläufern des Agomegebirges, lag es 210 m über dem Meeresspiegel und 100 m über dem Spiegel der nahen Gebirgsbäche. Schon zu jener Zeit benahmen sich die Leute wenig freundlich gegen den Weissen und durchziehende Karawanen. Nur mit Mühe konnte man hier Bescheid erhalten und musste seine ganze Autorität aufbieten, um bei den Einwohnern etwas für die Träger oder für sich selbst eintauschen zu können. In der Umgebung des Dorfes, namentlich nördlich von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Klonu, fand man zahlreiche schöne grosse Yamsfarmen, während die dürftige Kassava nur selten vorkam. Auch beginnen hier auf dem besseren Boden grössere Farmen von schönen Erdnussfeldern. In Klonu, schon vereinzelt in Assahun, sah ich zuerst die sogenannten Kappengeier, welche sich auf den Vorhöhen des Gebirges in grösserer Zahl zeigten. Es gelang mir dann auch zum Vergnügen der Einwohner auf grosse Entfernung einen solchen Vogel zu schiessen, was ich wohl allerdings weniger meiner Schiesskunst, als dem Zufall und der Güte meiner Büchse zuzuschreiben hatte.

Heute ist leider auf der Strasse von Assahun nach Agome-Palime kein Ort, der zu einer grösseren Rast sich eignet. Aber trotzdem rasten die Karawanen gewohnheitsmässig noch in den Ruinen des alten Klonu und lassen sich die reifen Papayafrüchte sowie die Limonen, welche dort noch zwischen den Trümmern gedeihen, gut schmecken. Nur ein alter Fetisch ist am Nordausgang des zerstörten Dorfes stehen geblieben und bewacht die Trümmer. Es ist eine sonderbare, grosse, sitzende Thonfigur, die in aussergewöhnlicher Weise mit vielen weissen Punkten bemalt ist und einen grossen Kaurischmuck trägt.

Wir verlassen Klonu und marschieren weiter; es geht jetzt wieder bergab zu einem kleinen Nebenflüsschen, dem Tovië. Die Höhen zwischen den Bächen, welche alle in den Heso, der hier den Namen Ähä führt, münden, steigen sanfter an. Die kleinen Schluchten, die häufig hier bloss 1 bis 2 m breit sind, schneiden weniger tief in die Höhen ein; statt des hohen Grases rahmen nunmehr Oelpalmen die Bäche ein, und auf den Höhen der einzelnen Züge tritt an Stelle des dichten Waldes ein lichter Busch. Von den Hügeln, welche zu beiden Seiten des Ähä sich langziehen, hat man den ersten schönen Ausblick auf die weit sich hinziehenden Ketten des Agomegebirges, und ein wundervolles Bild entfaltet sich vor den Blicken des Wanderers; im Hintergrunde erscheinen die vom Horizonte begrenzten blauen Berge, während vor denselben der Agu seine dunklen Spitzen erhebt. Jedoch nur kurze Zeit ist dem Reisenden dieser schöne Anblick vergönnt, denn wieder geht der Pfad bergab zu dem Thal des Hauptflusses, des Ähä, der alle kleinen Bäche und Flüsschen dieser Gegend aufnimmt. Ein grosser hoher Busch, dazwischen viele Oelpalmen, bildet den Galleriewald und eine schöne gezimmerte Brücke, die von der Station Misahöhe hier angelegt ist, führt über den fast 15 m breiten Ähäfluss. Grosse erratische Blöcke sind in dem Bett desselben ausgewaschen, und Lianen, die über den Bach herüberhängen, abgefallene Aeste und Zweige versperren häufig dem kleinen Gewässer, welches krystallhell über die Felsen dahinrinnt, den Weg. Einen schönen tropischen Anblick gewährt der Fluss, über dem sich der Wald wie eine Laube schliesst.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wieder führt der Pfad auf die Höhe, wieder ist in seinen Konturen das Agome-Gebirge für Augenblicke in Sicht, um dann hinter dem dichten Busch, der hier vermengt mit hohem Rohrgras zu beiden Seiten des Weges steht, zu verschwinden. In diesem dichten Busch geht es auf steinigem Wege weiter, bis man das zerstörte Dorf Tove-Djibe erreicht, welches der eigentliche Herd der Aufständischen war. Auch hier starren heute aus dem Unkraut nur Trümmer hervor, obwohl schon neue Ansiedelungen im Entstehen begriffen sind. Die durch den

Das zerstörte Dorf Tove-Djibe.

Aufstand zerstreuten Leute haben, nachdem sie ihre Strafe abgebüsst, um Erlaubnis gebeten, sich an den alten Wohnstätten wieder ansiedeln zu dürfen, um ihr Handwerk, die Töpferei, die einst weit und breit bekannt war, wieder aufzunehmen.

Töpferei.

Die günstigen Bodenverhältnisse von Tove-Djibe haben das Töpferhandwerk gezeitigt, welches in Afrika, trotz der primitiven Handwerkzeuge, zu einer gewissen Blüte gelangt ist. Die vielen Scherben, die noch heute in grossen Haufen zwischen den Wänden und dem Schutt der Mauern liegen, zeigen, welche Ausdehnung einst dieses Handwerk hier gehabt hat. Bei meinem ersten Hiersein besass das mittelgrosse Dorf in der Mitte einen grossen viereckigen Marktplatz, der von hohen Schattenbäumen überragt war und auf dem man viele Schafe und Ziegen sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tummeln sah. Ueberall wurden in der Nähe des Dorfes Töpfe gebrannt oder gestrichen. Hier wurden die grossen Thongefässe in einer durchschnittlichen Höhe von 40 bis 50 cm und einem Durchmesser von etwa 25 bis 35 cm hergestellt, die in den regenarmen Gegenden als Wasserbehälter dienen. Kleine und grosse Schüsseln im Durchmesser von 15 bis 30 cm, sowie kleine Näpfe und Schalen kamen zum Verkauf. Viele dieser Thonwaren waren mit einer roten Erdfarbe gestrichen, während andere schwarz gefärbt wurden. Fast das ganze Gebiet des Agome-Gebirges und weit darüber hinaus wurde von Tove-Djibe aus mit diesen wichtigen Hausgeräten versorgt. Interessant war es mir immer, auch später noch in Kpando, die Art der Anfertigung der grossen Thontöpfe anzusehen.

Meistens bemerkte ich Frauen, die mit grosser Handfertigkeit und Geschicklichkeit, ohne eine Drehscheibe zu benutzen, nur mit den gewöhnlichsten Handwerkzeugen, wie einigen Holzstäben oder geglätteten Steinen, diese Arbeit ausführten. Ein grosser Haufen Thon und die nötigen Wassertöpfe standen an der Arbeitsstätte und emsig knetete eine Frau den Thon zu einer bündigen Masse, der wegen der allzugrossen Strenge des fettigen Bodens oft noch Sand beigemischt wurde. Eine andere Frau sass auf dem Erdboden und formte mit grosser Geschicklichkeit und Fingerfertigkeit aus einem Stück Thon den unteren Teil des Topfes mit dem Boden; vermittels kleiner Holzstäbchen gab sie ihm die richtige Form, und mit geglätteten Steinen wurde dann das Gefäss poliert. Der obere Teil wurde einzeln in Angriff genommen. Auch diesen formte die Frau mit erstaunlicher Geschicklichkeit aus freier Hand. Der Rand wurde umgebogen, der ganze obere Teil geschabt, geglättet, alsdann mit dem unteren Teil zusammengefügt und so das Gefäss fertig gemacht.

Gewöhnlich werden die Töpfe zum Gebrauch glatt hergestellt, nur selten werden kleine Verzierungen in Schlangenlinien um denselben gezogen. Die kleinen Schüsseln und Gefässe bestehen aus einem Stück und dienen besonders als Saucenschüsseln für die bekannte Palmölsauce, während für die Aufnahme des Fufu grössere flache Schüsseln benutzt werden. Die Schüsseln erhalten häufig einen schwarzen Anstrich, der aus Russ und Palmöl hergestellt wird. Auch werden die Muster und Verzierungen oftmals noch mit bunten Farben bemalt.

Die Gefässe wurden nicht in unmittelbarer Nähe des Dorfes, sondern, um der Feuersgefahr vorzubeugen, ausserhalb des Bereichs der leicht entzündbaren Hütten in einem grossen Feuer gebrannt. Während des Tages wurden sie durch die glühenden Sonnenstrahlen ausgetrocknet und zum Brennen vorbereitet. Des Abends, nachdem die andere Arbeit eingestellt war, wurde ein grosser Haufen Reisig zusammengetragen, in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Brand gesteckt und häufig noch mit einer Lage von Gras oder feuchtem Rohr gedeckt, um die Bildung einer zu starken Hitze zu vermeiden und das Springen der Töpfe zu verhüten. Auf diesen Haufen wurden nun die Töpfe gestellt und gleichfalls mit einer Lage von Gras bedeckt, damit die Hitze auch auf den oberen Teil der Gefässe wirken konnte. Farbige Gefässe wurden erst an dem Feuer erwärmt und später gestrichen und bemalt. Nach diesem Verfahren wurden die bemalten Töpfe und Schüsseln wieder dem Feuer übergeben und nun erst fertig gebrannt. Ein dicker Qualm stieg zum Himmel empor und verkündete schon von weitem durch seinen brandigen Geruch, dass hier die Töpferei betrieben wurde. Waren die Töpfe fertig gebrannt, so wurden dieselben mittels grosser Stöcke aus dem glühenden Haufen hervorgeholt und nach der Abkühlung zum Verkauf oder Gebrauch bereit gehalten.

Da es sich wenig lohnt, die zerbrechlichen Thongefässe von Europa zu importieren, auch die von den Eingeborenen angefertigten einfachen Thongefässe schliesslich denselben Zweck erfüllen, so ist die Töpferei im Gegensatz zur einheimischen Weberei noch immer im Vorteil, obwohl die Haussas auch schon in dieser Beziehung Konkurrenz machen und die an der Küste gekauften Blech- oder Messingschüsseln mit gutem Profit im Hinterlande umsetzen. Das Wasser bleibt in porösen Thontöpfen kühler als in Kalabassen, deshalb ist das Töpferhandwerk bei weitem ergiebiger, als die Anpflanzung und Bearbeitung von Kürbissen, deren Gedeihen sehr von der Witterung abhängt. Diese letzteren werden häufig zur Aufbewahrung von Maiskörnern oder Erdnüssen verwendet, auch auf Reisen den weniger haltbaren Thongefässen vorgezogen. Den Haushalt einer Negerfrau ziert eine Galerie von Thontöpfen, Näpfen und Schalen, und so wie bei uns die Frauen ihren Stolz in dem Besitz von feinem Porzellan und Geschirr finden, so setzt auch die Negerfrau etwas darein, die grossen Töpfe rein zu erhalten und immer wieder zu ergänzen, um bei Festlichkeiten darin den Palmwein zu kredenzen, oder den Fufu und die mit grosser Kochkunst hergestellte gepfefferte Oelpalmensauce ihren Gästen vorzusetzen.

Ursachen des Tove-Aufstandes.

Leider mussten diese Stätten der Negerindustrie in dem Aufstande der Bewohner gegen die Regierungsorgane von den Truppen zerstört werden, um die Autorität der Regierung auf dieser Hauptkarawanenstrasse nach dem Innern wieder herzustellen. Schon immer wurden die Karawanen von den aufsässigen Eingeborenen, die von den Fetischpriestern aufgehetzt waren, belästigt und häufig ihrer Waren beraubt. Aber da Tove-Djibe und Klonu bequeme Rastplätze waren, so wurden sie, namentlich von den von der Küste kommenden Karawanen und Reisenden nach der Ueberwindung der Vorhöhen des Gebirges doch gern als Ruheplatz oder als Nachtquartier benutzt, zumal auch das im

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Norden von einem grossen schönen Laubwald umgebene Tove sehr schön liegt. Bei dieser Gelegenheit gab es nun beständig Scherereien, da die Häuptlinge die Weissen als Feinde betrachteten und ihnen alle Hindernisse in den Weg zu legen suchten. Wenn man in diese Orte kam, vermisste man sehr oft die schwarz-weiss-rote Flagge, jenes Zeichen, das jedem echten Deutschen schon von vornherein Sympathie für die Bewohner einflösst. Meistens zeigte sich bei der Ankunft der Europäer kein Häuptling, auch kein Sprecher desselben war aufzutreiben; wenn man in die Hütte des Häuptlings schickte, so hatte er sich in der Regel verborgen, und irgend ein Mitglied der Familie erklärte mürrisch dem Dolmetscher, dass er nach einer entfernten Farm gegangen oder zu einer Festlichkeit, einer Totenfeier oder dergleichen verreist wäre. In solchen Fällen musste man sich natürlich dann selbst Rat schaffen, namentlich wenn man sehr ermüdet vom Marsche war, die Träger keine Lust mehr verspürten, weiter zu marschieren, oder der Abend bereits hereingebrochen war. Man suchte sich selbst eine Hütte aus und quartierte sich darin ein, trotz des Sträubens der Leute. Diese wurden allerdings durch den enormen Preis von 2 M. für das Quartier entschädigt und freuten sich dann über den Gewinn, obwohl sie von ihren Landsleuten scheel angesehen und dazu aufgehetzt wurden, künftig dem Reisenden keine Unterkunft zu gewähren. Aber auch in der Verproviantierung stellten sich Schwierigkeiten ein, denn Hühner oder Yams waren gar nicht oder im günstigen Falle nur für einen sehr hohen Preis zu haben. Die Jungen und die Träger bekamen dann mit den aufgehetzten Leuten öfters kleine Krawalle, die jedoch bald wieder geschlichtet wurden. Hatte man einige Soldaten zur Begleitung, die mit den Leuten umzugehen verstanden und sich mit Hilfe ihres Führers den nötigen Respekt verschaffen konnten, so war der Aufenthalt in diesen Orten weniger unerfreulich. Anders jedoch, wenn ein unbeschützter Reisender, namentlich ein Neuling, in diese Gegend kam; er musste sich allen Launen der Leute fügen, schenkte womöglich ihren Aussagen, der Häuptling sei auf die Farm gegangen, noch Glauben und wartete ungeduldig seine Rückkehr ab, um ihn entweder erst nach langer Zeit oder überhaupt nicht zu Gesicht zu bekommen. Die Hühner waren meistens in ihren Ställen eingesperrt, der Yams war noch auf den Farmen und musste erst geholt werden, das Wasser und das Feuerholz waren in der Regel schon im eigenen Haushalt verbraucht, und so gab es hundert Ausreden, die der ahnungslose Reisende für bare Münze nahm. Im besten Falle fand sich dann ein vernünftiger alter Mann oder ein altes Weib, welche einiges Mitgefühl besassen, und so kam er zuletzt mit Geld und guten Worten zu einem Stück Yams oder einigen Eiern.

Der Fetisch, welcher ein Feind jeglicher Kultur ist und in ihrem Vordringen seinen Untergang sieht, hat alle Ursache, die Leute

11*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gegen das Eindringen von europäischen Waren aufzuhetzen und den Fremdlingen Hindernisse in den Weg zu legen. Selbstverständlich ist der Widerstand gegen die Weissen und die europäischen Waren in den Industriebezirken der Schwarzen grösser, denn die billigen Zeuge und Stoffe von der Küste drücken den Wert der einheimischen Waren bedeutend herab. Die verhältnismässig reichere Kleidung der Küstenneger und der Tand an Perlen besticht indessen doch die Schönen dieser Buschvölker; das Begehren nach diesen Artikeln und, wie schon vorher gesagt, der im Verhältnis niedrige Preis, verdrängt trotz allen Widerstandes des Fetisches die einheimische Industrie und ruft eine innere Gährung und Revolution auch bei diesen naiven Negervölkern hervor.

Der Hauptfetisch in dieser Gegend liegt, wie öfters in den Gebirgsgegenden, auf den höchsten Gipfeln der Berge; Bergkegel oder einzelne hervorragende Berge sind von Fetischsagen umwoben und werden gewissermaassen als heilig verehrt. Ausser dem Fetischpriester darf sie kein Sterblicher betreten. Dieses erklärt sich daraus, dass bei den Naturvölkern alle Naturereignisse oder grosse Naturschöpfungen, wie grosse Ströme oder Berge, als Attribute des Fetisch angesehen werden. So liegt auch in dieser Gegend der Hauptfetisch auf dem Agu. Weithin beherrscht der Agu die Thäler südlich des Agomegebirges und seine höchsten Gipfel ragen über den Busch und die kleinen Vorberge empor.

Aus dem Angeführten haben wir ersehen, worin der Grund zu dem Aufstande dieser Völker lag. Es genügte eine kleine äussere Ursache, um den Aufstand zu entflammen.

Tove-Aufstand.

Zu jener Zeit hatte der inzwischen der Malaria zum Opfer gefallene Botaniker Baumann von der Station Misahöhe aus mit einigen Trägern und Jungen ohne militärischen Schutz eine kleine Exkursion nach dem Agu unternommen. Die Leute, die sich in der Mehrzahl befanden und sich daher ihrer Macht bewusst waren, verweigerten ihm Lebensmittel sowie Unterkunft, machten sich in der frechsten Weise über seine Anordnungen und Forderungen lustig, verlachten und verhöhnten ihn. Baumann, der wohl einsah, dass hier der Klügere nachgeben musste, stellte sich, um ernste Zwischenfälle zu vermeiden, als wenn ihn diese schlechte Behandlung nicht berühre. Abends, als er sich zur Ruhe begeben hatte, umtanzten die Leute sein Bett, schnitten Grimassen und pfiffen und belästigten ihn auf die schmählichste Art. Baumann that, als ob er im Schlafe von diesem ganzen Vorfall nichts gemerkt hätte und marschierte am andern Tage nach seiner Station Misahöhe zurück. Hier angelangt, schickte er sofort eine Patrouille mit scharfen Patronen nach dem Orte, um die Rädelsführer festzunehmen und gebührend zu bestrafen. Ein Gefreiter mit 4 Mann hatte den Auftrag und führte ihn trotz des Widerstandes der Leute prompt aus; er verhaftete die ihm angegebenen Missethäter und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hielt sich die Bewohner der Ortschaft vom Leibe, indem er drohte, sofort Feuer zu geben, wenn sie ihn mit den Gefangenen nicht frei abziehen liessen. Einge alte Leute hielten denn auch die Menge davon ab, die Soldaten anzugreifen. Nachdem sich unsere schwarze Polizei den nötigen Respekt durch einige Kolbenstösse verschafft hatte, konnten sie ungehindert den Marsch bis nach Tove-Djibe fortsetzen. Hier ruhten sie aus; bald aber sammelte sich eine neugierige Menge, die von den Gefangenen aufgefordert wurde, sie zu befreien und die Soldaten zu misshandeln. Ein Wort gab das andere, die Soldaten wurden immer dichter umringt, die Gefangenen suchten, ermutigt, ihre Fesseln abzustreifen und sich zu befreien. Als einige übermütige Tove-Leute sie mit sich fortreissen wollten, trat ihnen der energische Gefreite in den Weg und drohte jeden zu erschiessen, der einen Gefangenen befreien würde. Nachdem er sich freie Bahn geschaffen, suchte er mit den Gefangenen und seinen Leuten das Dorf zu verlassen und weiter zu marschieren. Unglücklicherweise kam es jedoch zwischen einigen rauflustigen Patronen zum Handgemenge; die vier tapferen Soldaten pflanzten ihre Seitengewehre auf und hielten sich durch ihr energisches Auftreten die Menge vom Leibe. Doch die aufgeregte Menge griff trotz der Ermahnung der alten Leute zu den alten Steinschlossflinten und bei dem darauf folgenden Handgemenge erhielten einige Leute mit den Seitengewehren blutige Köpfe. Als einmal Blut geflossen war, drangen die Leute auf die Soldaten ein und gaben auf einen derselben, der ihnen den Weg abschneiden wollte, Feuer.

In der Notwehr erwiderten die Soldaten selbstverständlich sofort das Feuer. Leider traf ein feindlicher Schuss den schneidigen Gefreiten in's Bein, so dass er kampfunfähig wurde. Mit Freudengeschrei raste nun die ungestüme Menge auf die paar Mann los, welche die Gefangenen aufgeben und sich in den Busch zurückziehen mussten. Als sie bis Palime gekommen waren, wo sie sich sicher fühlten, vermissten sie ausser den entflohenen Gefangenen ihren Führer, den Gefreiten, einen stämmigen, schönen, grossen Neger. Angstvoll warteten sie in Palime bis zum Abend und erfuhren dann durch die Leute, die von Tove kamen, das Schicksal ihres armen Kameraden. Derselbe konnte, verwundet, nicht flüchten und geriet so in die Gewalt der erbarmungslosen, blutdürstigen Burschen, die ihm nach vorangegangenen Misshandlungen den Kopf abschnitten. Der Neger kennt im gereizten Zustande kein Erbarmen und ist von der höchsten Grausamkeit gegen die in seine Macht gegebenen Gefangenen, wie ihm überhaupt nur Gewaltthätigkeit imponiert. Jede Nachgiebigkeit legt er von seinem Standpunkte als Feigheit aus. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dieser Vorfall, sowie der Umstand, dass die Eingeborenen den Verkehr auf der ganzen Strasse bei jeder Gelegenheit hemmten, insbesondere auch einem Boten, welcher nach der Station Misahöhe geschickt war, die Kehle durchschnitten, zwangen natürlich die Regierung, Maassregeln gegen diese Uebergriffe zu treffen. Baumann sandte eine stärkere Patrouille nach Tove, welche den Häuptling einfangen und die Rädelsführer der gerechten Strafe überliefern sollte. Der Führer hatte jedoch die Weisung, falls die Rädelsführer nicht gutwillig ausgeliefert würden, nicht einzuschreiten, sondern sofort nach der Station zurückzukehren. Da letzteres geschah und die Leute darin einen fluchtartigen Rückzug erblickten, kam der Aufstand zum Ausbruch. Die Eingeborenen, in der freudigen Ueberzeugung, dass sie die Soldaten zurückgeschlagen hätten und der Weisse gegen sie machtlos sei, hielten nun erst recht die Karawanen an, schnitten vollständig den Verkehr mit der Küste ab und feierten von dem geraubten Gut Gelage und andere Feste. Dieses bewirkte, dass sich das benachbarte Dorf Klonu mit den Bewohnern von Tove verbündete und an der Plünderung der Karawanen beteiligte. Ja, sie hatten sogar die Absicht, die Station Misahöhe zu stürmen. Baumann hatte jedoch sofort auf Umwegen einen Eilboten an die Küste gesandt und die etwa 80 Mann starke Truppe zu Hilfe herbeigerufen. Unter dem stellvertretenden Führer der Truppe, Polizeimeister Gerlach, der früher Feldwebel bei den Gardejägern war, marschierte mit noch zwei anderen Weissen die Truppe in Eilmärschen von der Küste ab. Dort waren die fabelhaftesten Gerüchte über den grossen Aufstand, die Niedermetzelung der Weissen und die Einnahme der Station verbreitet worden. Inzwischen war aber der „Sperber", von Kamerun kommend, in Klein-Popo vor Anker gegangen, was bei der Küstenbevölkerung den nötigen Eindruck nicht verfehlte. Bei dem Gerücht von dem Anmarsche der Truppen wurden fast alle Dörfer verlassen und in Klonu sowie in Tove war kein Mensch, selbst nicht einmal alte Weiber, anzutreffen, was die Verpflegung der Truppe ganz ausserordentlich erschwerte. Dieselbe kam, nachdem sie in anstrengenden Märschen durch die verödeten Dörfer schnell die Strecke bis Agome zurückgelegt hatte, auf der Station Misahöhe an. Baumann forderte nun nochmals die Leute von Tove-Djibe auf, ihnen den Häuptling zu senden, aber vergebens; er wartete noch einige Tage und marschierte dann vereint mit Gerlach und dessen Truppe gegen Tove los. Als sie dort ankamen, wurden sie von einzelnen Bewaffneten in dem Busch angegriffen, welche jedoch bald die Flucht ergriffen oder erschossen wurden. Das leere Tove wurde besetzt, in der Nacht loderten grosse Wachtfeuer und Patrouillen umgingen den Ort, damit kein Ueberfall stattfinden könne, Am nächsten Tage in der Frühe wurde Tove abgebrannt und nun

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

marschierte die Truppe auch nach Klonu, welches ebenfalls zerstört und verbrannt wurde. Assahun, welches auch nicht ganz schuldlos war. wurde durch dieses energische Vorgehen vollkommen eingeschüchtert und suchte seine Freundschaft gegen die Weissen durch Geschenke und Kundschafterdienste zu bezeugen. Diese wurden natürlich angenommen und mit ihrer Hilfe die Farm der Tove-Leute, wohin sich dieselben geflüchtet hatten, aufgesucht. Die Verbrennung der Dörfer wäre für die Leute keine angemessene Strafe gewesen, weil die Hütten für sie wenig Wert haben und in einigen Wochen ganze Gehöfte wieder neu aufgebaut werden. Das ganze Hab und Gut wird in solchen kriegerischen Zeiten in einigen Kalabassen geborgen und mit dem wenigen Vieh, welches aus etlichen Hühnern und Schafen besteht, schnell auf der Farm in Sicherheit gebracht. Um nun ein für alle Mal solchen Excessen vorzubeugen und einen grösseren Aufstand für die Folge zu verhindern, galt es, die Leute in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen und sie sowohl durch Zerstörung der Farmen, sowie durch Wegnahme ihres Hab und Guts nachdrücklich zu bestrafen. Ein Menschenleben wird bei diesen Naturvölkern wenig geschätzt, es ist für sie die empfindlichste Strafe, weit empfindlicher als der Tod eines Bekannten oder Verwandten, wenn sie in ihrem kleinen Viehbestande geschädigt werden. Mit Leichtigkeit wurde der Widerstand der einzelnen Leute überwunden und wer nicht floh, den traf die gerechte Strafe. Nur Weiber und Kinder, sowie alte Leute wurden durch die energische Disziplin, welche die Führer aufrecht erhielten, verschont.

Die Niederwerfung dieses Aufstandes hat den Leuten die Macht, welche der Weisse zu entwickeln vermag, klar vor Augen geführt und so ist durch diesen Zwischenfall einem umfangreichen Aufstande und weiteren Kämpfen vorgebeugt worden. Dic Leute baten bald um Frieden, der ihnen auch nach Auferlegung eines Tributes als Sühne gewährt wurde. Natürlich war dieser Tribut gering, da die Leute alle zerstreut und ihres Besitztums beraubt, ausser Stande waren eine grössere Abgabe zu zahlen. Der jetzige Stationsleiter, Herr Wegner, bat denn auch im Interesse der Leute die Landeshauptmannschaft, von dieser Abgabe abzustehen und die Sache auf sich beruhen zu lassen. Er hat dadurch bewirkt, dass die Leute freiwillig darum einkamen, sich wieder ansiedeln zu dürfen. Diese neuen Ansiedelungen werden wir später noch antreffen.

Durch die Landschaft Agome.

Nach dieser Abschweifung kommen wir nun wieder zu unserem Marsch zurück. Wir verliessen Tove-Djibe und kamen sofort nördlich des Dorfes in einen grossen, schönen, lichten Laubwald. In diesem Walde sah ich zum ersten Mal wild den für das Gebirge typischen weissschenkligen Seidenaffen. Einer meiner Leute machte mich darauf aufmerksam, dass in den Bäumen ein grosser Affe sitze; ich schlich mich heran, doch

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schon hatte mich das possierliche Tier bemerkt und sprang von einem Gipfel des Baumes zum andern, bis es mein Schuss erreichte und es etwa 20 Schritt vor mir zu Boden fiel. Einer meiner Jungen wollte sich dem Tiere nähern, jedoch stellte sich dasselbe auf die Hinterhände und machte sich zum Angriff bereit, so dass sich die hinzukommenden Leute nicht heranwagten. Leider hatte ich die letzte Patrone verschossen, die ich im Augenblick bei mir trug, und wie es sehr häufig der Fall ist, war der Träger der Patronentasche nicht gleich zur Stelle; ehe ich daher noch zum Laden kam, um dem Tiere den Fangschuss zu geben, hatte es sich vom Schreck erholt und war im Nu in den dichten Busch geflüchtet. Eine starke Schweissspur wurde zwar bei dem Absuchen des Terrains vorgefunden, doch war das Tier selbst wie vom Erdboden verschwunden. Da ich mich nicht länger aufhalten konnte, so setzte ich den hinzugelaufenen Toveleuten eine Belohnung aus, wenn sie mir den Affen oder sein Fell bringen würden. Jedoch verging lange Zeit, bis ich Tove wieder berührte und etwas von dem verschwundenen Affen zu hören bekam. Einige Leute bestätigten mir dann, dass der Affe aufgefunden worden und das Fell im Besitz des Häuptlings sei. Dieser jedoch bestritt es mir gegenüber unter höhnischem Grinsen, woraus man ersieht, wie wenig diese Leute trotz der gebotenen hohen Belohnung geneigt sind, dem Weissen Gefälligkeiten zu erweisen. Die schwarzen Seidenaffen, die in den Gebirgen unseres Togolandes häufig sind, haben wegen ihres schönen sammetartigen, langhaarigen Felles ein hübsches Aeussere. Das Fell, welches bei der Herstellung von Muffen gern verwendet wird, wie auch andere wertvolle Pelze bilden ein gewinnbringendes Ausfuhrprodukt nach der dem Togogebiet benachbarten englischen Goldküsten-Kolonie. In neuerer Zeit wird auch von einigen deutschen Faktoreien unseres Schutzgebietes die Ausfuhr von Fellen betrieben. Es wäre wünschenswert, dass unsere deutschen Kaufleute von den Engländern lernten, aus dem Handel mit diesen kleinen Nebenprodukten Gewinn zu ziehen.

Der Weg führt nun weiter an dem rechten Ufer des Ähä entlang, der in einem dichten Haine dahinfliesst. Häufig müssen kleine Zuflüsse passiert werden. In Windungen schlängelt sich der schmale Pfad durch den wunderschönen schattigen Oelpalmenhain, der über ihm zusammenschlägt. Das lichte Laub grosser Farrenkräuter, die in dem Schatten der Palme vorzüglich gedeihen, belebt das tiefe Dunkel des tropischen Haines. Lianen und Schlingpflanzen verweben sich mit den Palmen zu einem dichten Netz; vermorschte Stämme und Aeste versperren häufig den Weg und das Murmeln des Ähä-Flusses begleitet den Wanderer durch diese wildromantische Landschaft. So geht es weiter, bis man den kleinen Ähä-Bach auf einer von der Station hergestellten Brücke

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

überschreitet; hier verlässt man wieder den Buschpfad und der Weg führt auf einer von der Station Misahöhe aus nach der Küste zu angelegten Kunststrasse weiter. Früher marschierte man auf dem oben erwähnten idyllisch schönen Pfade weiter und kam unbemerkt in das kleine, damals noch bescheidene Dörfchen Agome-Palime.

Es bestand zu jener Zeit nur aus armseligen Negerhütten, jedoch machte sich auch schon hier ein reger Verkehr bemerkbar und der Handel und Unternehmungsgeist der Leute, von den Weissen der Station angeregt, wird von dem jetzigen Häuptling Gidde-gidde unterstützt. Der kleine Markt war damals bereits ein Centralpunkt für die in der Nähe gelegenen Orte. In dem anstossenden Walde wurden die grösseren Märkte des Dörfchens abgehalten. Unter dem Schatten der hohen schönen Bäume sassen die Marktweiber mit ihren Produkten, die hauptsächlich aus Lebensmitteln bestanden; nur spärlich wurde der Handel mit Stoffen betrieben. Heute ist Agome-Palime durch die Faktoreien und durch die Haussa-Kolonie, die dort entstanden ist, eine Grosshandelsstadt geworden. Den Aufschwung, den dieser Ort in den letzten zwei Jahren genommen hat, verdankt er der Rührigkeit und selbstlosen Tätigkeit des Botanikers Baumann. Derselbe hat es verstanden, während seiner Leitung der Station Misahöhe, durch unermüdliche Bemühungen den Handel des Gebietes auf diesen Ort zu konzentrieren und den Grund zu dem jetzt hervorragenden Handelsplatze zu legen. Wiederholt sandte er, nachdem er mit Gidde-gidde über die festzusetzenden Markttage verhandelt hatte, zu den Häuptlingen der benachbarten Dörfer, um die Eingeborenen zu bewegen, den Markt an diesen Tagen zu besuchen. Auch der Stationsleiter, Dr. Gruner, hatte schon vorher die Kaufleute an der Küste veranlasst, dort Nebenfaktoreien und kleine Handelsniederlassungen zu gründen, um durch diesen vorgeschobenen Posten den vielfach auf englisches Gebiet übergehenden Handel zu gewinnen und speziell hier einen Vorort für den Einkauf des aus den nördlichen Gegenden kommenden Gummi zu schaffen. Die ersten Faktoreien, die sich fast zu gleicher Zeit entschlossen hatten, hier kleine Niederlassungen zu gründen, waren die Bremer Faktorei von Vietor und diejenige von C. Goedelt aus Lome. Zuerst mieteten sich die Weissen, welche die Faktoreien anlegten, einige Hütten, diese wurden in Läden umgewandelt, und in einer derselben schlug der Weisse seine primitive Wohnung auf. Natürlich leistete die Station den Kaufleuten in jeder Weise die erbetene Unterstützung. Es war nicht ungemütlich in diesen kleinen Hütten, zumal die Bewohner den Weissen zugethan waren und ein freundliches Wesen hatten. Ihre Spiele und Tänze, die häufig zu Ehren der ankommenden Weissen veranstaltet wurden, boten eine schöne Abwechselung. Auch hier musste erst die Macht des Fetisch gebrochen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werden, was jedoch bei der grösseren Intelligenz der Bewohner mit nicht allzugrossen Schwierigkeiten verknüpft war. Die Bewohner der Gegend besitzen durch den steten Umgang mit den Weissen auf der Station, sowie durch das Reisen mit Beamten und Offizieren ein viel höheres Verständnis für den Handel sowohl wie für die Kulturarbeit. Es ist deshalb erklärlich, dass die Kaufleute willige Unterstützung fanden; bald wurden auch Gummihändler aus Adele herangezogen, so dass sich die beiden genannten Firmen genötigt sahen ihre Niederlassung zu vergrössern und dort mehrere Europäer zu stationieren.

In dem schönen Walde liegen zu beiden Seiten des schattigen Marktplatzes die für afrikanische Verhältnisse stattlichen Gebäude dieser Faktoreien. Jede derselben hat in dem Gebäude grosse und ausgedehnte Läden, welche ganz nach dem Muster der sogenannten Stores in Lome eingerichtet sind. Selbstredend wird in der Auswahl der Waren besondere Rücksicht auf den Geschmack der schwarzen Bewohner dieser Landesteile genommen. Durch den Aufschwung von Palime, das gewissermaassen einen Vorort des Handels auf der grossen Strasse nach dem Innern bildet, sahen sich aber auch noch andere Kaufleute aus Lome veranlasst, dort schwarze Angestellte zu stationieren, welche die Interessen der verschiedenen Faktoreien wahrzunehmen haben. Diese haben ihre Waren zum Teil in kleinen Buden auf dem Markte ausgestellt und selbst die Haussa, welche durch ihre Sklaven die Waren billiger heranschaffen können, konkurrieren flott mit den europäischen Kaufleuten. Natürlich haben auch hier, wie gewöhnlich, die Haussa das einträgliche Fleischerhandwerk für sich in Anspruch genommen. Heute hat diese Haussakolonie einen Häuptling, der die Streitigkeiten, die seine Landsleute auszufechten haben, schlichtet und ihnen nicht ohne allzugeringen Vorteil Wohnung und Kost gewährt, sie auch, wenn er seinen Nutzen davon hat, in den Handelsgeschäften unterstützt.

Der Ort vergrössert sich fast zusehends in staunenswerter Weise. Ueberall an der grossen Strasse und am Markte sieht man von primitiven Zäunen umgebene Gehöfte, sowie neue Häuser und Hütten der unternehmenden schwarzen Händler entstehen. Heute hat der Ort infolge seiner wachsenden Bedeutung vollkommen sein äusseres Aussehen verändert. Neben den einfachen Negerhütten bemerkt man jetzt schon kleine Lehmhäuser, nach europäischem Muster mit Fensterläden und Thüren versehen, die an armselige Bauernhäuser meiner Heimatsprovinz Posen erinnern, aber mit den abgegrenzten kleinen Gehöften immerhin einen freundlichen Eindruck machen. Mit der Grösse des Ortes hat selbstverständlich auch der Handel, namentlich in der allerneuesten Zeit, bedeutend zugenommen. So bringen den Gummi heute nicht nur die Eingeborenen der Gummidistrikte oder die Akkrahändler und Haussas

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

herunter, sondern es gehen jetzt auch ganze Karawanen von Händlern aus Palime selbst herauf. Zu meiner grossen Freude habe ich später viele Evheleute in den Adeledörfern getroffen. Anfangs 1898 hat auch der neue Stationsleiter von Misahöhe, Premierleutnant Wegner, in dankenswerter Weise eine grosse Strasse von Palime aus zu bauen angefangen, welche die wenig bekannten Gebiete des Agu und seine Umgebung erschliessen und die Bewohner einander näher bringen soll. In letzter Zeit endlich haben, durch die Erfolge veranlasst, einzelne Firmen begonnen, weit im Innern Stationen anzulegen. Als Frucht dieser Bestrebungen sind bereits Handelsniederlassungen in Kpando entstanden.

Interessant ist es, zu beobachten, wie sich mit den Verhältnissen auch die Leute und ihre Sitten ändern. Früher liess es sich der Häuptling Gidde-gidde nicht nehmen, den Weissen feierlich zu empfangen. Zu diesem Staatsakt trug er ein hellgrünes Hüfttuch, einen stark abgenutzten Frack und einen alten abgelegten Chapeau claque, den eine deutsche Kokarde zierte. Heut dagegen trägt Gidde-gidde bei solcher Gelegenheit nach Landessitte nur ein grosses Umschlagetuch, während er bei Besuchen auf der Station oder den Faktoreien häufig in einem weissen Dandy-Anzuge erscheint. Gidde-gidde war nämlich mittlerweile an der Küste und hat sich dort die Sitten und Gebräuche der schwarzen Händler angeeignet. Als er abreiste trug er noch den oben beschriebenen Anzug, aber bei seiner Rückkehr erschien er zu unserem grossen Erstaunen als schwarzer Gentleman. Würdevoll ging er in weissem Anzuge, gelben Gigerlschuhen und einem grossen Hut zur nicht geringen Bewunderung seiner Landeskinder in seiner Residenz einher. Um aber auch den Gelehrten herauszukehren, wie es die schreibkundigen Schwarzen an der Küste thun, hatte sich Gidde-gidde mit einer blauen Brille versehen. Als wir ihn bei seiner Ankunft auf der Station Misahöhe befragten, ob er plötzlich schlimme Augen bekommen hätte, gab er an, dass er auf der Reise sich ein Augenleiden zugezogen hätte. Aber man konnte von einem Uebel nichts bemerken und wenn man ihn in seiner Behausung plötzlich besuchte, fand man ihn behaglich in seiner alten Kleidung ohne Brille. Gidde-gidde hat sich merkwürdigerweise durch seine Schlauheit emporgearbeitet; eigentlich war er weder Häuptling noch Sprecher in seinem Dorfe. Doch trat er durchziehenden Reisenden gegenüber stets als solcher auf, während der eigentliche Häuptling stumpfsinnig als Puppe daneben sass und auch sonst in keiner Weise die Achtung seiner Landsleute genoss. Gidde-gidde wurde erst Sprecher für den König, leitete die Geschäfte für denselben und wurde dann schliesslich mit der Zustimmung der Dorfbewohner von der Station zum Häuptling gemacht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdem ich mich an dem vorzüglichen Palmwein, welchen Gidde-gidde mir und meinen Leuten verabreichte und wofür ich ihm als Tribut ein Stück Zeug schenkte, erquickt hatte, zogen wir unter dem fröhlichen Johlen der Dorfbewohner durch das damals noch kleine Dorf und setzten unseren Weitermarsch fort. Heute führt die grosse Strasse durch einen hohen schönen Busch schnurgerade weiter nach Kussuntu. Ausser Yams, Bananen und Oelpalmen wird seit dem Einzug der Haussa auch das Sorghum, oder, wie es hier genannt wird, das Guineakorn angebaut, ein beliebtes Körnerfutter für die Pferde. Die kleinen Zuflüsse des Ähä werden hier auf Brücken nach europäischer Art überschritten; rechts und links vom Wege liegen üppige grosse Erdnussfelder und in dem Thal des Ähä kommt man durch grosse schöne Reisfelder, denen ich hier zum ersten Male begegnete. Zu beiden Seiten dieser Ebene befinden sich hohe schöne Bergketten; wir treten somit in das eigentliche Agome-Gebirge ein und zwar befinden wir uns in dem grossen Thal, dessen fettes Schwemmland und grüne Matten sich ringsum ausbreiten. Im Hintergrunde wird das Thal von hohen schroff abfallenden, in der Ferne blau schimmernden Felsen begrenzt. Bald haben wir Kussuntu, ein wichtiges Landdörfchen, erreicht und werden dort von dem alten Häuptling mit Freude empfangen. Derselbe besitzt zwar bei weitem nicht die geistigen Fähigkeiten wie Gidde-gidde, meint es aber um so ehrlicher und ist schon seit Herolds Zeiten eine bekannte Persönlichkeit auf der Station Misahöhe. Sein graues Haar und sein Knebelbart, welcher stets eingefettet und wohlgedreht ist, sowie sein joviales Gesicht mit der wohlgeformten Nase verleihen diesem alten Mann ein ehrwürdiges Aeussere. Die sämtlichen Einwohner des Dorfes hatten sich auf der Hauptstrasse, die mitten durch das Dorf führt, gruppiert. Auf dem Markte stehen ausser einem grossen roten Thonfetisch viele Kornspeicher, welche die Fruchtbarkeit dieses schönen Thales erkennen lassen. Diese Speicher sind ziemlich plump gebaut und bestehen aus einem viereckigen Oberbau von Lehm, der als Behälter für die Körner dient. Dieser Bau steht auf einem primitiven Unterbau von Stangen und ist mit Gras eingedeckt. Interessant ist die verschiedenartige Form dieser Speicher in den einzelnen Orten. In Tove haben die Speicher, wie schon beschrieben, die Form eines umgekehrten Kegels, der direkt auf einem kleinen Fundament von Stein ruht, während der ganze Bau an den Seiten durch Stützen gehalten wird. In anderen Farmdörfern, wie z. B. in Badjakovhe giebt es primitivere Speicher, welche aus einer Art von Geflecht hergestellt werden. Dieselben sind meistens kleiner und hängen gewissermaassen in einem Gestell von Stangen. Sehr häufig sind in diesen kleinen Farmdörfern auch die Hütten aus Flechtwerk hergestellt. Das eigentliche Gerüst der Hütte wird dann mit Palmblätterrippen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ausgeflochten. In Gbin ist noch eine andere Art von Speicher zu erwähnen; ein cylinderartiger Lehmkegel als Behälter, welcher mit Gras eingedeckt ist, ruht auf einem Untergerüst von Pfählen. Im allgemeinen scheinen die Leute bei der Anlegung ihrer Speicher das Prinzip zu haben, dass die Lagerräume nicht direkt auf dem Boden stehen dürfen, sondern eine Unterlage, wenn auch nur von Steinen, besitzen müssen. Es geschieht dies wohl um einerseits die Feuchtigkeit des Bodens, andererseits die Termiten von dem Getreide abzuhalten.

Nachdem wir uns nach kurzer Rast von dem Häuptling verabschiedet hatten, wurde der Marsch weiter fortgesetzt. An dem Ausgang des Dorfes steht ein grosser Baum, dessen Stamm mit Bändern geschmückt und von einem kleinen Zaun aus Palmblattrippen umgeben ist. Dies ist auch ein sogenannter Fetisch. Der abergläubische Neger sieht in allen Sachen, welche ihm entweder durch Grösse imponieren oder an welche sich ein Ereignis knüpft, ein höheres Wesen, das in demselben wohnt. In schnurgerader Richtung marschieren wir auf kleinen Brücken über die Zuflüsse des Ähä, welche hier den Boden sehr fruchtbar machen und besonders für den Reisbau günstig sind. Hellgrüne Reisfelder ziehen sich weit in dem feuchten Thale dahin; ein dichter Busch, in welchem ausser Oelpalmen auch viele Dattelpalmen vorkommen, rahmt die kleinen Bäche ein. Allmählich rücken die hohen Bergketten näher und verengen das Thal; schon zeichnen sich in nordwestlicher Ferne die einzelnen Berge und Kuppen des Gebirges ab und in tiefen Einschnitten markiert sich der François-Pass, an dessen Fusse Misahöhe liegt und dessen Höhen die Quellen des Ähä bergen. Der Pass schliesst somit das Thal des Baches im Norden ab und bildet gewissermaassen die Wasserscheide der nördlichen und südlichen Bäche und Flüsschen.

Termiten.

Weiterhin auf der Strasse begegnen wir einem mächtigen Erdhügel, der gleich einer Pyramide über das hohe Gras und das Gebüsch hinwegragt. Bei einiger Phantasie könnte man glauben, dass dieser Kegel der Ueberrest eines alten gotischen Bauwerks sei. Es ist aber nichts anderes als ein Termitenhügel, der in dieser Gegend häufig anzutreffen ist und den die gefürchteten grossen, weissen afrikanischen Ameisen mit der Zeit aufgeführt haben. Bei steter, jahrelanger Arbeit ist der Bau mit seinen kunstvollen Höhlen und Gängen, in denen diese gefürchteten Insekten hausen, entstanden. Der Zerstörungstrieb der Termiten ist allgemein bekannt; ihr unterirdisches Treiben ist häufig mit einer grossen Gefahr für die Gebäude und Hütten der Neger verbunden. Namentlich zerfressen sie die Gerüste und Pfähle der Hütten, so dass die Bewohner oftmals gezwungen sind, diese einzureissen und von neuem aufzubauen. Sie scheuen ängstlich das Tageslicht und arbeiten nur in verdeckten Gängen, welche sie mit Lehm bedecken. In diesen Gängen bringen sie auch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihre Eier unter. Nur ganz feste Holzarten bleiben von ihnen verschont, so wird das schöne rote Odumholz von ihnen nicht angegriffen. Infolgedessen benutzt man das Holz dieses Baumes, obwohl es schwerer zu bearbeiten ist, vorzugsweise zu den Stationsbauten. Hierbei sei das Verfahren erwähnt, durch welches es dem Stationsassistenten Rosenhagen in Kete-Kradji gelang, die Termiten fernzuhalten. Er strich den Schuppen, in welchem die Lasten der Expedition lagerten, insbesondere den Erdboden und die Wände, bis zu einer gewissen Höhe mit Steinkohlenteer an. Aber die Termiten sind es nicht allein, welche Schaden anrichten, auch die Kakerlaken, grosse etwa einen Zoll lange Schwaben, sind ein Schrecken für die Europäer. Unbemerkt kriechen sie in die Kisten und Kasten und zerfressen binnen kurzem alles, namentlich wollene Sachen. Man kann sich freuen, wenn man diese gefährlichen Feinde noch rechtzeitig entdeckt, um den Rest vor der Zerstörung retten zu können.

Nach dem Dorfe Yo.

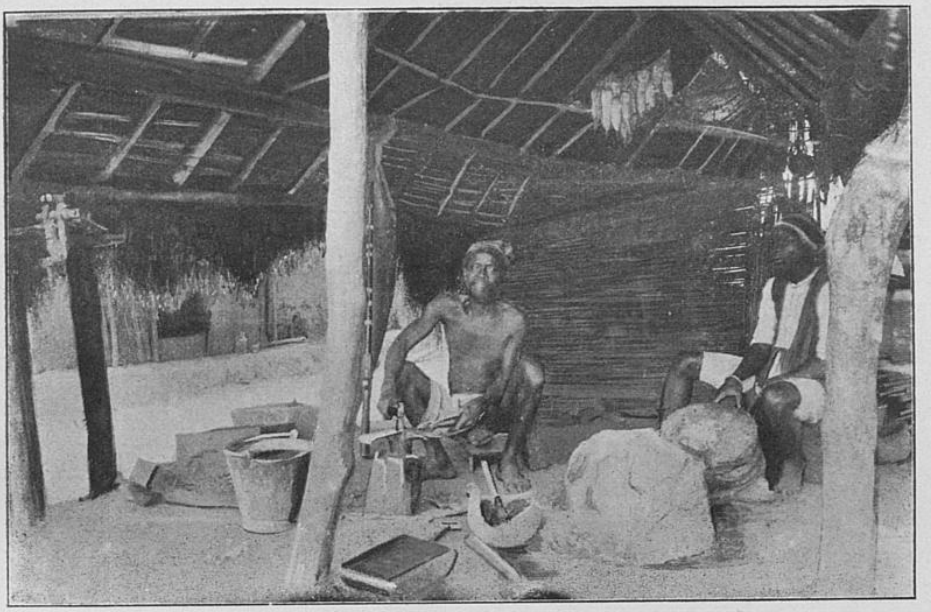
Immer höher werden die Berge und schon sieht man durch lichte Stellen des Busches den Kamm des Hausberges und den Kegel der Moltkespitze. Zwischen ihnen liegt die grosse Mulde des Passes und auf halber Höhe sieht man die Anlagen der Station wie weisse Punkte hervorleuchten. Von hier aus bietet sich eine herrliche Aussicht auf den Thalkessel des Agome-Gebirges und im Rücken auf den weit in der Ferne vorgelagerten hohen Agu. Bald haben wir Yo erreicht und hiermit den engeren Bezirk der Station, denn hier wohnen die meisten Arbeiter. Grosse Bäume beschatten den Marktplatz, der rings von Hütten umgeben ist. Aus einer derselben, die nur aus einem Gerüst zu bestehen scheint, sehen wir Rauch emporsteigen; gleichzeitig tönt uns der Schlag eines Hammers entgegen und lässt uns in dieser Hütte sofort eine Schmiede vermuten.

Schmiedehandwerk.

Das Schmiedehandwerk ist im allgemeinen verbreitet. Die kleine offene Hütte, in der es betrieben wird, besitzt eigentlich nur ein Schattendach. Nach dem Markt zu ist das Innere durch Wände von Palmblattrippen geschützt. Die Seiten nach dem Gehöft sind vollkommen offen und lassen bei der hohen Temperatur, die in einer solchen afrikanischen Schmiede herrscht, den nötigen Luftzug ein. Hier schwingt nun der schwarze Meister regelrecht seinen Hammer und der Geselle zieht emsig den Blasebalg. Fast alle Werkzeuge, die man in dieser afrikanischen Schmiede bemerkt, sind europäischen Fabrikats. Jedoch liegt gerade hierin insofern Interesse, als man daraus ersieht, wie weit schon die europäische Kultur vorgedrungen ist und in welcher Weise die Werkzeuge von den schwarzen Meistern gehandhabt werden. Wir bemerken in der Hütte einen Ambos, einen Schraubstock und einen Blasebalg. Auch finden wir hier schon Blecheimer, in denen das nötige Wasser zur Abkühlung des erhitzten Eisens bereit gehalten wird. Ueberall liegen Steinschlossflinten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und Hacken zur Reparatur umher. Unter den Schlägen des Hammers werden meist Messer oder Hacken zur Bearbeitung des Bodens angefertigt oder geschärft. Mit dem Zunehmen der Einfuhr von Flinten aus Europa liegt natürlich auch dem Schmiedehandwerk die Instandhaltung dieser grossen Steinschlossflinten ob. Der Schmied in Yo schien zwar nur ein einfacher Arbeiter zu sein, machte aber doch auf mich einen höchst intelligenten Eindruck. Das kluge Gesicht war von einem Knebelbart geschmückt, seine sehnigen Arme und die Muskeln, die aus dem leichten



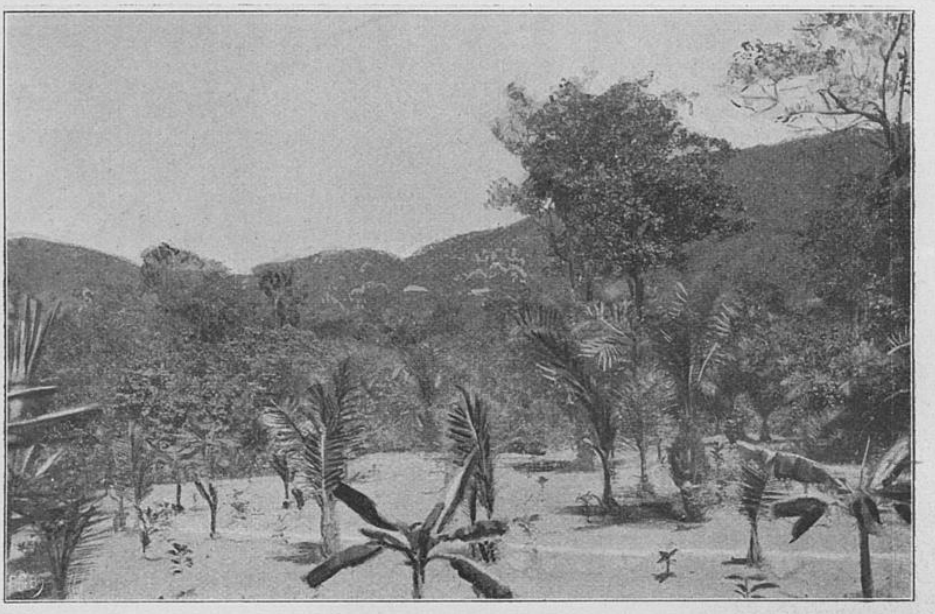
Schmiedewerkstatt in dem Dorfe Yo.

Zeugschurz bei jeder Bewegung hervortraten, zeugten von der nervigen Kraft, die dieses Handwerk erfordert. Unvorteilhaft nahm sich dagegen das stupide Gesicht seines Gehilfen aus, der mechanisch den Blasebalg bewegte. Der Meister gab mir sofort über sein Handwerk in freundlicher Weise Auskunft und liess sich gern bei seiner Arbeit von mir photographieren.

Fast alle Schmieden bestehen, wie wir schon gesehen haben, nur aus einem kleinen Schattendach, unter welchem die primitiven Geräte aufgestellt sind. Die meisten sind jedoch nicht so reich ausgestattet, wie die beschriebene Schmiede in Yo. Der Ambos besteht häufig nur aus einem grossen Stein; der Blasebalg ist aus einigen Ziegen- oder Schaffellen mühsam zusammengeflickt, während allerdings europäische

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hämmer und Zangen fast in allen Schmieden des ganzen Evhe-Gebietes und darüber hinaus Eingang gefunden haben. Aber auch mit dem primitiven Handwerkszeug verstehen die Leute es geschickt, Messer, Schwerter, Ackergerätschaften, häufig auch Schmucksachen aus eingeführten Metallen, Messing oder Silber zu verfertigen. Auch zeugen die grossen, durchbrochenen Fetischschwerter von der hohen Geschicklichkeit dieser schwarzen Schmiede. Unser Bild veranschaulicht gleichzeitig, in welcher Weise die Eingebornen zum Teil ihren Mundvorrat aufheben.



Der François-Pass und die Station Misahöhe von der Kaffeeplantage aus gesehen.

Hoch an der Decke werden die Maiskolben, die ein begehrenswerter Naschartikel sind, aufgehangen und ohne weitere Zuthat mit der Zeit geräuchert.

Anstieg nach Misahöhe.

Von Yo aus hat man einen schönen Ausblick auf das vor uns ansteigende Gebirge und auf die Station, von der einzelne Häuser sichtbar sind und deren Flagge uns schon weithin aus dem dunklen Grün der bewaldeten Berge entgegen weht. In gerader Richtung führt nun der Weg ansteigend in dem schmalen Thale entlang. In den schroff abfallenden Bergketten und Schluchten hausen unzählige Affen. Zu beiden Seiten des Weges wächst hohes Rohrgras, welches für die Güte des Bodens spricht und uns fast die Aussicht benimmt. Bald entfaltet sich aber vor uns ein tropisches Bild; wir erreichen eine grosse schöne

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Plantage. Es ist ein Versuch, den der Gründer der Station, Hauptmann Herold, mit dem Anbau von Kaffee gemacht hat und der seitdem fortgesetzt worden ist. Zwischen den einzelnen Kaffeebäumchen, die hier prachtvoll gedeihen und schon schöne Trauben angesetzt haben, stehen Bananen in voller Pracht, da sie hier vor dem Winde den nötigen Schutz haben. Mit ihnen wechseln grosse Oelpalmen ab und die ganze Anlage gewährt ein schönes Beispiel von der Fruchtbarkeit und Fülle tropischer Vegetation. Der jetzige Stationsleiter, sowie sein Vorgänger haben sich durch die Anlage einer grossen Kolaplantage verdient gemacht. Die Nüsse waren fast alle angegangen, die kleinen Pflanzen schienen sich zum Teil kräftig zu entwickeln und versprachen einen guten Erfolg. Der Weg führt nun nochmals über einen kleinen Zufluss des Ähä, der fast den Fuss des ansteigenden Gebirges begrenzt und dann geht es steil bergan. Auf den Hängen ziehen sich die Kolafarmen entlang und auf der ersten etwa 350 m hoch gelegenen Terrasse liegt der Gemüsegarten der Station, sowie ein Teil der Hütten der auf der Station beschäftigten Weiboys. Immer steiler wird der Pfad, die Abhänge sind mit grünem Gras bedeckt, das von der Station ausgesät wird. Auf hohem Bergkegel und fast wie an den Felsen angeklebt, liegt die schön ausgebaute Station Misahöhe vor uns. Hier werden wir von den Weissen der Station begrüsst, die uns schon lange von der Terrasse des stattlichen Gebäudes aus mit Gläsern verfolgt haben und denen unsere Ankunft bereits gestern gemeldet war. Denn wie im Fluge verbreitet sich in Afrika von Mund zu Mund die Ankunft eines Europäers. Allerdings ist in dieser Gegend der Weisse keine grosse Seltenheit und so bringt sein Herannahen mit Truppen oder einer Karawane nicht mehr die ganze Gegend in Aufregung.

DIE STATION MISAHÖHE.

In Misahöhe fühlt man sich nach langer Zeit fast wieder in europäische Verhältnisse versetzt. Das grosse schöne Wohnhaus, welches aus Steinquadern von dem Pflanzer Goldberg angelegt und von Dr. Gruner weiter aufgebaut worden ist, enthält einen geräumigen Saal und zwei Nebenzimmer, in denen man es sich bequem machen kann. Die grossen Fenster führen auf die Veranda, die rings um das Gebäude herumläuft und von einem breiten Schindeldach beschattet wird. Das Haus und die ganze Anlage erhebt sich auf einem Plateau, das zum Teil erst auf den Hängen geschaffen worden ist. Das Hauptgebäude liegt auf einer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bastion, die ebenfalls aus Steinen, dem Material der Berge, aufgeführt ist und dem Gebäude einen erhöhten Standpunkt und ein imposantes Aussehen verleiht. Auf der breiten, zementierten Veranda werden von den Weissen die freien Stunden verbracht und während der Trockenzeit werden auch hier die Mahlzeiten eingenommen. Einen wunderschönen Blick hat man von dieser Veranda aus auf das weite, vom Ähä gebildete Thal, welches tief in das Gebirge einschneidet. Auf der Nordseite wird dasselbe von den schroff abfallenden Felswänden der nördlichen Bergkette eingefasst, während die südlichen Hänge lieblicher und sanfter gewölbt sind und sich nach Süden hin plötzlich öffnen; vor uns liegt die Ebene, in der sich der Ähä dahinschlängelt und die Dächer der kleinen Dörfer aus dem Busch hervorlugen, während weit im Hintergrunde der Agu mit seinen drei hohen Kegeln das breite Thal abschliesst. Auf den bewaldeten Höhen ist der Wohnsitz der Affen. Die Paviane, deren Geschrei, „Hö, Hö", man des Abends bis zur Station herüberhört, halten sich vorzugsweise in den kahlen Schluchten zwischen schroffen Felsabhängen auf, während der uns schon bekannte weissschenklige Seidenaffe hauptsächlich die Gipfel der Bäume belebt. Den nördlichen Teil der Station bildet die alte Herold'sche Station, wie sie hier genannt wird.

Bedeutung der Stationen und Hauptverkehrsstrassen.

Leutnant Herold war der verdienstvolle Gründer dieser ersten Station in dem westlichen Teile unseres Togogebietes. Wir haben schon gesehen, wie früher die alte Strasse im Osten des Gebiets an der französischen Grenze entlang durch Atakpame nach Adele und nach der Station Bismarcksburg führte. Es war dies der erste Pfad, den die tüchtigen Forscher Kling, Wolff und François von Klein-Popo aus in das Hinterland gebahnt hatten. Derselbe erschloss diese Gegend dem Handel und brachte einen Aufschwung in den Verkehr auf dem östlichen Gebiete. Obwohl sich auch hier grosse Schwierigkeiten den ersten Reisenden entgegenstellten und dieselben mit jedem Häuptling wegen des Durchzuges erst verhandeln mussten, so entstand doch allmählich aus dieser Strasse ein Verkehrsweg nach der noch heut zweitgrössten Handelsstadt Popo an der Ostküste. Aber der Krieg in Dahome hatte einen ungünstigen Einfluss auf diese Karawanenstrasse und der Handel zog sich, zuerst langsam, später schneller, nach der Westküste unseres Gebietes, nach unserer jetzigen Metropole Lome. Der damalige Landeshauptmann von Puttkamer, der einsah, dass durch die Verlegung der Hauptverkehrsstrassen nach dem Westen des Gebietes ein grosser Teil der Produkte unseres Hinterlandes zum Nachteil unserer Kolonieen auf englisches Gebiet überging, suchte dem entgegenzutreten, indem er Strassen in das Innere anlegte und auch für den nötigen Schutz derselben durch Stationen sorgte. Seiner Initiative haben wir also die Anlegung der Station Misahöhe, sowie der grossen Strasse, die im

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Westen unseres Gebietes weit ins Hinterland führt, zu danken. Die Anlage der Strasse hatte den erhofften Erfolg, denn ein grosser Teil des Handels, der früher nach englischem Gebiet ging, wurde auf unsere jetzige Hauptstadt Lome abgelenkt, was der vermehrte Verkehr, der Umsatz, sowie das mächtige Anwachsen dieser Metropole am besten beweisen. Bei der grossen Wichtigkeit der Strassen und Stationen für das Hinterland muss ich nochmals auf die schon erwähnten Verkehrsstrassen im Osten unseres Gebietes zurückkommen. Leider musste der Weiterbau der weniger wichtigen Strasse, welche von Sebbe schon über Anfoi herausgebaut war, aus Mangel an Mitteln zu gunsten der westlichen grossen Strasse nach Misahöhe aufgegeben werden. Wenn wir jetzt auch im Osten durch den letzten Pariser Vertrag eine Wasserstrasse nach dem Hinterlande haben, so würde es doch für unser östliches Gebiet und speziell für die Hebung von Klein-Popo von grosser Bedeutung sein, wenn die begonnene Strasse entweder weitergeführt oder von unserem jetzt deutschen Topli aus über die neu angelegte Station in Atakpame, Bismarckburg und weiter nach Tshautscho heraufgeführt werden könnte. Es würden damit das jetzt so unzugängliche, rinderreiche Atakpamegebiet und die nordöstlichen reichen Gummidistrikte dem Handel mehr erschlossen und nutzbar gemacht werden; ferner würden auch die verödete Station Bismarcksburg und die Gebiete im Osten neu belebt sowie dem Mangel an Trägern und Arbeitskräften auf der westlichen grossen Karawanenstrasse wesentlich abgeholfen werden. Der Verkehr, der sich auf der grossen Strasse im Westen immer mehr steigert, liegt im Osten dieses Gebietes fast darnieder. Mit der Anlegung einer Strasse im Osten würde dann auch die jetzige grosse Strasse im Westen entlastet werden und die Karawanen, die heute den grossen Umweg von Tshautscho und den nördlichen Kotokolilanden über Kratyi machen müssen, hätten es bedeutend näher, wenn sie von Tshautscho aus direkt nach dem Süden zur Küste marschieren könnten. Diese Strasse würde also für das ganze östliche Gebiet sowohl in kommerzieller als auch in kultureller und in strategischer Beziehung von ganz hervorragender Bedeutung sein. Durch die vorerwähnten Gründe bewogen, ging seiner Zeit der frühere Landeshauptmann v. Puttkamer mit dem jetzigen Hauptmann Herold und dem Stabsarzt Dr. Wicke im Westen des Gebietes von Lome aus auf dem damaligen Buschpfad über Gbin bis Agome, wo auf halber Höhe des Gebirges in dem Ähä-Thal der Platz für die heutige Station Misahöhe wegen seiner gesunden und schönen Lage bestimmt wurde.

Die Aufgabe der Station Misahöhe.

Hauptmann Herold wurde mit der Anlage der Station beauftragt, er ist daher der eigentliche Gründer und Erbauer des heute so schön entwickelten Misahöhe. Hauptmann Herold hat mit bescheidenen Mitteln den jetzt noch nach ihm benannten Teil erbaut. Zumeist sind es Lehm-

12*

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

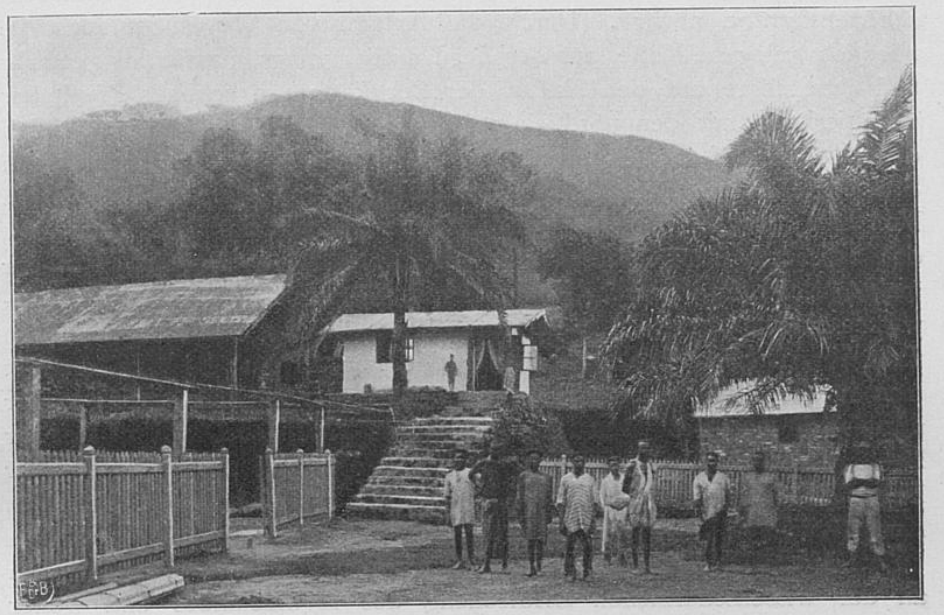
häuser, welche weiss angestrichen und mit einem Holz- oder Pappdach eingedeckt sind. Ein bescheidenes Häuschen, welches auf einer Bastion von Steinen erbaut ist und von dem man einen schönen Ausblick auf das Thal geniesst, bildete die einfache Wohnung des verdienstvollen Gründers. Der andere Teil enthält die Arbeitsräume, die Wache, das Gefängnis, die Apotheke und eine schöne Dunkelkammer, in der ich den grössten Teil meiner Evhe-Photographieen hergestellt habe. In der neueren Zeit sind noch eine aus Steinen aufgeführte Küche, sowie ein langes einstöckiges Gebäude errichtet worden, in dem die Dolmetscher wohnen und sich verschiedene Arbeits- und Lagerräume befinden. Die Hänge nach dem Thale zu sind

Hauptgebäude der Station Misahöhe.

alle mit kurzem Gras eingesät worden und bilden für die Stationsherde eine schöne Weide. Die ansehnliche Herde hat allerdings viele Wechselfälle erlebt; bald war sie zu einer stattlichen Anzahl angewachsen, bald wieder durch Krankheit, die nach den Angaben des Botanikers Baumann von der Tsetsefliege herrühren soll, dezimiert. Heute führt auch von dem Quell, der sich oberhalb der Station auf dem Wege nach dem François-Pass befindet, eine primitive Wasserleitung hinunter, welche sowohl für den Haushalt als auch für die schöne Badeeinrichtung klares kaltes Wasser liefert. Misahöhe ist, was die Wasserverhältnisse anbetrifft, der idealste Ort unserer Togokolonie. Die höhere Lage und infolgedessen die Frische der Temperatur, welche bei der Regenzeit bis auf 12° Celsius heruntersinkt, sowie das helle klare

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Trinkwasser machen die Station zu einem der gesündesten Punkte in unserem Hinterlande. Die Station ist auch von politischer und strategischer Bedeutung, da sie den einzigen Pass, der in dieser Gegend über das Gebirge führt, vollkommen beherrscht. Alle Karawanen müssen auf der Strasse, die hier an den Hängen der Schlucht heraufgebaut ist und sich über den François-Pass bis nach dem im Thale liegenden Ort Tongbe erstreckt, die Station berühren. Hauptmann Herold hatte in der ersten Zeit mit dem Widerstand der einzelnen Häuptlinge und der



Die Wirtschaftsgebäude der Station Misahöhe.

Eingeborenen, die sich jeglichem Einflusse von Seiten der Station zu entziehen suchten, nicht unerheblich zu kämpfen. Sie gefährdeten die Pfade, belästigten die Karawanen und Händler und erhoben von ihnen Tributzahlungen. Die erste Aufgabe des damaligen Leiters bestand daher darin, diesem Treiben ein Ende zu machen. Es kam soweit, dass die Station von den Kumaleuten förmlich belagert wurde. Sie besetzten die Höhen und schossen von dort aus auf die Station herunter, die der Hauptmann Herold mit seiner kleinen Mannschaft verteidigte. Durch die günstige Position der Eingeborenen war die Station sehr gefährdet und nur der Mut des Führers und die Ueberlegenheit der Feuerwaffen schlugen den Feind zurück. Den grössten Widerstand leisteten die Bergvölker, die sich in ihren geschützten Thälern sicher wussten und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch nichts einzuschüchtern waren, bis auch sie endlich teils mit Gewalt, teils durch friedliche Unternehmungen dem Handel und der Kultur gewonnen wurden. Heute bilden diese Leute einen wichtigen Stamm der Arbeiter der Station; ihre grosse Körperkraft und Ausdauer haben sie zu gesuchten Trägern gemacht, die den Lastenverkehr zwischen Misahöhe und Lome und auch den nördlich gelegenen Stationen, wie Kratyi und Kpando vermitteln helfen. In ihren Farmen haben sie mit Erfolg den Kaffee angebaut, welcher ihnen durch den Hauptmann Herold fast aufgedrungen werden musste, heute aber bereits den Kumaleuten schöne Erträge abwirft. Durch die Anlage von Wegen ist auch die nördlich gelegene Kette, auf der der Hausberg liegt, passierbar gemacht und jetzt führt auf den Kamm der Bergkette ein schöner Pfad, der den Verkehr mit den nördlich gelegenen Kumathälern ganz erheblich erleichtert. Auf der höchsten Stelle dieses nördlichen Bergzuges ist ein Steinhäuschen mit einer kleinen meteorologischen Station erbaut worden. Von hier aus hat man eine wunderschöne Aussicht auf das breite Thal, das zwischen dem Gebirge und der Küste liegt. Deutlich tritt der majestätische Agu aus der Ebene heraus, während man weit nach Südwesten hin die Gebirgskette verfolgen kann, die in einzelne kleine Höhen übergeht, über welche weit der Adaklu hervorragt. Im Norden sieht man in die Kumuthäler und in die Thäler von Leglebi hinein, weiter nördlich in nordwestlicher Richtung in das Thal des Danyi und seiner Nebenflüsse, welches die Höhen von Lavanyo abschliesst; weiter darüber hinaus in der Ferne erheben sich als höchste Spitzen die Berge von Kunya und von Wurupong und setzen der Fernsicht ein Ziel.

Die Station hat nicht allein eine politische Bedeutung, sie hat auch an der wissenschaftlichen Erforschung des Agomelandes und weiter darüber hinaus einen ganz bedeutenden Anteil. Schon Hauptmann Herold hat uns durch seine zahlreichen ethnologischen Schriften mit den dortigen Völkern bekannt gemacht, während Dr. Gruner und Baumann einen hervorragenden Anteil an der geographischen Erforschung dieser Gebiete haben. Durch zoologische und botanische Sammlungen ist die Kenntnis von der Fauna und Flora unserer Kolonie gefördert worden. Auch die meteorologischen und klimatischen Verhältnisse wurden durch fortlaufende Beobachtungen festgestellt. Die zahlreichen von hier aus aufgenommenen Routen führten zur Erschliessung fast aller Dörfer und Orte der Umgegend. Durch eine wohlangelegte Triangulation des Assessors Leutnant Plehn ist ferner eine Basis für alle geographischen Fixpunkte bis zur Küste hin geschaffen und letztere an das trigonometrische Netz, welches sich bis Bismarcksburg hinzieht, angeschlossen worden. Wenn Misahöhe jetzt auch infolge der weiter im Hinterlande angelegten Stationen an politischer Bedeutung verloren hat und die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erschliessung und wissenschaftliche Erforschung des Gebietes weit vorgeschritten ist, so ist doch noch nicht alles gethan und es ist heute die besondere Aufgabe des jetzigen Leiters, Oberleutnant Wegner, die wirtschaftliche Bedeutung dieser Gebiete in jeder Weise durch Anlegung von Strassen und von Versuchsplantagen sowie durch Gründung neuer Handelsbeziehungen zu heben. Ist schon durch die Stationsbauten und durch die hingebende Unterstützung der Bremer-Mission ein Stamm von Handwerkern, wie Tischler, Maurer und Zimmerleute geschaffen worden, so muss dieser mit der Zeit immer noch vermehrt werden. Dank der Thätigkeit der Mission bildet sich allmählich bei den Schwarzen ein wohlhabender Handwerstand neben dem des Handels heraus. Die ganze Station, welche fast ausschliesslich von solchen Leuten erbaut worden ist, spricht für die Leistungsfähigkeit der schwarzen Handwerker. Der Dachstuhl des Hauptgebäudes ist sorgfältig aus regelrecht bearbeiteten Odumhölzern zusammengefügt, während die Herstellung der Decken und Dielen, sowie der inneren Einrichtung, der Schränke, Stühle, Waschtische, Bettstellen, Tische und anderer kleiner Tischlerarbeiten beredtes Zeugnis von den Fähigkeiten der Schwarzen ablegt. Die Einrichtung europäischer Faktoreien in Palime hat, wie wir gesehen haben, einen bedeutenden Handelsverkehr gezeitigt, der in dankenswerter Weise von dem jetzigen Leiter durch den Bau neuer Strassen und Anknüpfung neuer Handelsbeziehungen gefördert und unterstützt wird. Durch die Anlage kleiner Versuchsplantagen auf der Station ist den grossen anzulegenden Plantagen im Hinterlande gewissermaassen vorgearbeitet worden, ebenso können auch speziell die neuen Versuche, welche mit Kolanussplantagen gemacht wurden, von grosser wirtschaftlicher Bedeutung für unsere Kolonieen werden. Die Kolanüsse werden, wie bei uns der Tabak und die Zigarren, von fast sämtlichen Haussas, sowie von den mit ihnen im Verkehr stehenden Völkern als narkotisches Mittel gebraucht. Sie sollen nach ihrer Behauptung gegen Müdigkeit und Durst schützen, was nach meiner Wahrnehmung allerdings der Fall ist, da sie nervenanregend wirken. Die Goldküste, an welcher namentlich der Ort Ateobu mit vielen Kolabäumen gesegnet ist, hat einen gewaltigen Export dieser Nüsse. Von weit her aus den Haussakolonieen kommen kleine Karawanen, welche nicht selten Vieh und Pferde herunterbringen und diese dann gegen die Kolanuss eintauschen. Grosse Karawanen von Haussas, meistens mit Schafen, überschreiten bei Kratyi den Volta, um an Ort und Stelle in Ateobu und den benachbarten Gegenden die mitgebrachten Schafe gegen Kolanüsse zu verhandeln. Sie bilden die Zwischenhändler und führen diese Kolanussware auf die grossen Märkte, wie Kratyi, Salaga und Tshautsho u. a. m., wo sie gegen allerhand Waren, wie Pferde, Esel, Elfenbein, Eingebornentücher oder Leder-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

arbeiten aus den Haussastädten eingetauscht werden. Auf diese Weise gelangt eine ganz ungeheure Menge von Kolanüssen in den Handel. Auch hat sich in den letzten Jahren der Export der Kolanuss nach Europa erheblich gesteigert. Sie wird zur Herstellung der verschiedensten Arzneimittel, zum Beispiel der Kakaopräparate und der Kolaliqueure benutzt. Ihre Verwendung zu derartigen Präparaten hat in den letzten Jahren so stark zugenommen, dass der Export nach Europa noch bedeutender zu werden verspricht. Hierin liegt ein grosser wirtschaftlicher Vorteil für unsere Togokolonie, weil sie, wie die Nachbarkolonie der englischen Goldküste, die Heimat der Kolanuss, einen günstigen Boden für das Gedeihen derselben besitzt. Die Anlage von grossen Kolanussplantagen würde demnach die wirtschaftlichen Verhältnisse wesentlich heben und uns auch den Handel an einheimischen Produkten, wie Gummi, Elfenbein, Stoffen, Pferden und Rindvieh, der heut in die englische Kolonie übergeht, zuführen. Wie die verhältnismässig kleinen Kolanussfarmen der Eingeborenen in Tappa und die Versuche mit Kolanüssen in Bismarcksburg, sowie die allerneuesten Anpflanzungen in Misahöhe beweisen, kann man mit Recht in gewissen Teilen des Hinterlandes unserer Kolonie auf ein günstiges Resultat rechnen.

Ausser der wirtschaftlichen Thätigkeit haben die Stationen Misahöhe wie auch die übrigen Stationen im Hinterlande eine ganz besondere Bedeutung für unsere Expeditionen und den Lastenverkehr. Sie ermöglichen es selbst grossen Expeditionen, die Reise ohne Mitnahme des sonst unvermeidlichen Ballastes an Waren und vielen Trägern zu machen, da sie stets die Zufuhr von Proviant von der Küste vermitteln können. Misahöhe ist die erste Station, welche die Lasten in Empfang zu nehmen und zu ordnen hat und sie dann mit Hülfe neuer Träger bis zur nächsten Station Kratyi weiter befördert. Da die Träger von der Küste aus bis Misahöhe ohne weitere Bedeckung wandern können, werden hierdurch grosse Kosten erspart. Auch wird durch diesen Verkehr eine stete Fühlung mit den einzelnen Stationen aufrecht erhalten. Häufig kommen in Misahöhe den Tag über 30 bis 50 Lasten an, welche alle geordnet und weiter befördert sein wollen, so dass die Beamten beständig mit der Herbeischaffung von Trägern beschäftigt sind.

Umgebung von Misahöhe.

Um von der Anlage und näheren Umgebung der Station ein anschauliches Bild zu geben, sei zunächst gesagt, dass der ganze Gebäudekomplex der Station sich terassenförmig an den Hängen des François-Passes hinzieht. Auf der ersten grösseren Terrasse liegt die schon geschilderte eigentliche Station, während ein grosser Arbeitsschuppen für die Zimmerleute, sowie die Hütten der Arbeiter und Soldaten sich oberhalb dieser Anlage befinden. Das Ganze gewährt ein romantisches Bild; vorn präsentieren sich vorteilhaft das grosse Hauptgebäude und die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

weissen Nebengebäude der Station, während im Hintergrunde an der Berglehne die kleinen Hütten liegen; hinter diesen erhebt sich eine die Station noch 400 m überragende, steil abfallende Bergkette mit dem Hausberg. Nördlich führt der Pfad an der Schlucht des Ähä und dem François-Pass vorbei, während südwestlich das tief einschneidende Thal die Station von den westlichen Bergketten und der Moltkespitze trennt. So rauh die nördliche Kette erscheint, so lieblich sieht die Moltkespitze aus. Der Aufstieg zu derselben ist schwierig und unbequem. Auf dem Hausberg sind vereinzelt Leoparden und auf der Moltkespitze auch Büffelheerden gesehen worden, welche zwischen den nördlich oder nordöstlich liegenden Bergen und der Moltkespitze in dem Thal des Ähä wechseln sollen. Die Aussicht auf eine erfolgreiche Büffeljagd, sowie die Gelegenheit, den südwestlichen Gebirgszug etwas näher kennen zu lernen, reizten mich, einen Streifzug auf die Moltkespitze zu machen. Mit Geld und guten Worten warb ich einen eingeborenen Jäger aus Yo an. Wir brachen in aller Frühe auf und marschierten in der grossen Schlucht des Ähä bis zu den Heroldfällen, welche dieser kleine Bach bildet und die nach ihrem Entdecker ihren Namen erhalten haben, um von hier aus auf kleinen unausgetretenen Jägerpfaden und über die Wasserrinnen, welche die Zuflüsse des Baches bilden, die Spitze zu erklimmen. Fast undurchdringlich wurde zuweilen der Busch und häufig konnten wir uns nur schrittweise den Weg bahnen. Zahlreiche grosse Raubvögel und Milane umkreisten die Gipfel mit unheimlichem Geschrei. In den Kronen und Zweigen der Bäume schaukelten sich munter ganze Heerden von schwarzen Seidenaffen. Lange schaute ich zu, wie diese schlanken schönen Tiere in grossen Sätzen über die Schluchten und Felsen von einem Ast der überhängenden Bäume zum andern sprangen. Sie prügelten und balgten sich wie eine Schar wilder Knaben. Bald suchte ein kleiner Affe mit einer Frucht, die er in der einen Hand trug, das Weite; aber schon im nächsten Augenblick hatte ihm ein stärkerer den Weg abgeschnitten, ihm die Beute abgenommen und sich nun zu dem Schmause den Blicken seiner Kumpane entzogen. Endlich hatten wir nach mühevollem Aufstieg den obersten Kegel erreicht. Aber ach! statt der schönen grünen Matten, die wir von unten zu sehen vermeinten, stellte sich uns ein undurchdringlicher Wald von hohem Gras entgegen. Schrittweise drangen wir vor, ohne irgend eine Aussicht nach rechts oder links zu haben. Da stiessen wir plötzlich auf schmale zerstampfte Pfade, in denen wir deutlich die Spuren von Büffeln erkannten. Nur zwei bis drei Schritte konnten wir vor uns sehen; aber von dem Wunsche beseelt, das Wild zu erspähen, verfolgten wir die Büffelpfade, bis wir dann auch die Lagerstätte der wilden Gesellen entdeckten. Nahe Geräusche und ein dumpfer Schlag auf dem Boden liessen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vermuthen, dass die Heerde nicht fern sei. Aber das hohe Gras versperrte jeden Ausblick, so dass wir ihrer nicht ansichtig werden konnten. Es war ein gewagtes Unternehmen, in diesem hohen undurchdringlichen Gras eine Pürsche abzuhalten, ich kann von Glück sagen, dass ich der Gefahr entgangen bin, unerwartet von einem dieser gefährlichen Tiere überrannt zu werden. Wir verfolgten die Spur noch weiter und fanden ein verlassenes Lager sowie die frische Fährte und Losung dieser Tiere. Jetzt befindet sich auf dem Kegel des Berges ein kleines Gerüst, welches von Leutnant Plehn in den letzten Jahren zum Zwecke der Triangulation errichtet worden ist. Im Jahre 1894, als ich diese Expedition unternahm, wechselten noch kleine Rudel von Büffeln in der Ähä-Ebene und wurden ab und zu erlegt. Auch erzählte mir Herr Baumann, dass er früher auf dem Hausberg unverhofft einen Leoparden angetroffen hätte. Obgleich ohne Gewehr, verlor er doch nicht die Geistesgegenwart und ging direkt auf die Bestie los. Der Leopard räumte erst langsam und dann in offener Flucht das Feld. Durch den gesteigerten Verkehr und die Anlage neuer Pfade und Wege verschwinden natürlich auch diese Tiere, um sich in die sicheren Schlupfwinkel des Busches und der Wälder zurückzuziehen.

REISE NACH DEM AGU.

Bei meiner zweiten Reise im Jahre 1897 hatte ich auf meinem Rückmarsche Gelegenheit, den Agu und seine Umgebung kennen zu lernen. Ich beteiligte mich an der kleinen Reise, welche Leutnant Wegner und der stellvertretende Landeshauptmann, Assessor Gleim, nach dem Agu machten, um die dortigen Verhältnisse näher kennen zu lernen. Wir marschierten mit einer kleinen Karawane von Misahöhe auf der Strasse über Kussuntu, Agome-Palime, Tove, den früheren Ort Abesia nach Nyambo am Fusse des Agu. Abesia, welches im Aufstande vollkommen zerstört worden war, wurde jetzt wieder seitens der Leute eifrig aufgebaut, da sie die Erlaubnis erhalten hatten, sich hier wieder niederzulassen. Am Ähä-Fluss, in einer günstig gelegenen Ebene waren sie beschäftigt, ihre kleinen Hütten zu errichten und den Busch für neue Ansiedelungen abzubrennen und zu roden. Weiter ging es durch das alte Dorf von Abesia nach Ueberschreitung des Ähä, der hier bei mittelhohem Wasserstande eine Breite von etwa 6 bis 8 m und eine Tiefe von $^1/_2$ m hat, aber, wie alle afrikanischen Flüsse und Bäche, bei der Regenzeit nicht ohne Schwierigkeit zu passieren sein soll. Der Pfad

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

führt durch hohen Busch. In der Ferne erheben sich zwischen kleinen, in den Ahä mündenden Bächen niedrige Rücken und Hügel, die gleichsam als Vorhöhen den Uebergang aus der Ebene zu dem Agugebirge bilden.

Wir überschreiten den 5 m breiten Bach Adeye und kommen in das Bereich der reichen Farmen von Nyombo, einem der Hauptplätze in dieser Gegend. Ueppige Mais- und grosse Yamsfelder, sowie Erdnussfarmen sind am Fusse des Agu angelegt. Zwischen den Bächen liegen grosse Haine von Oelpalmen, in denen wir uns auf einem zweiten Marsche in der Nacht verirrten. Die Träger stolperten in der Finsternis und es ging nur langsam vorwärts, weil die kleinen Wasserbäche mit ihren zerrissenen steilen Ufern ein grosses Hindernis bildeten. Als wir fast nicht mehr aus noch ein wussten, versuchten wir mittels des Kompasses auf engen Jägerpfaden die Hauptstrasse wieder zu gewinnen. Mein unerschrockener Meppo leuchtete mit einer grossen Laterne voran. Bald sahen wir ein grosses Feuer, gingen auf dasselbe zu und gelangten glücklich nach dem grossen Dorfe Nyambo. Hier wurden wir wie immer von dem Häuptling freundlich aufgenommen und quartierten uns bei ihm ein. Nyambo liegt am Fusse des Berges und zieht sich herauf bis zu einer Höhe von 830 m über dem Meeresspiegel; der höher gelegene kleinere Teil wird Alt-Nyambo genannt. Nyambo ist ein Dorf von etwa 200 bis 300 Hütten, während Alt-Nyambo nur etwa 50 bis 70 Hütten zählt. Auf halber Höhe des Berges liegt eine kleine Aussenstation der norddeutschen Mission, die hier eine Schule unter der Aufsicht eines schwarzen Lehrers eingerichtet hat. Auf der höchsten Spitze des Berges, die sich ungefähr 980 m über dem Meeresspiegel erhebt und von der man eine herrliche Aussicht auf das weite Thal und auch auf das Gebirge haben soll, befindet sich der Fetischplatz der ganzen Gegend. In Nyambo selbst wird der Markt abgehalten, auf dem die Produkte noch zu verhältnismässig billigen Preisen abgesetzt werden, da die versteckten, von der grossen Verkehrsstrasse abseits liegenden Orte wenig Absatzgebiete haben und auch die Ansprüche der Eingeborenen bedeutend geringer sind, als an denjenigen Plätzen, welche an der grossen Karawanenstrasse liegen. Nur ab und zu kommen schlaue Händler hierher, welche den Reichtum dieser Gegend erkannt haben und an die Leute mit grossem Vorteil europäische Waren gegen Oelpalmprodukte absetzen. Hier werden auch Felle von Leoparden verhandelt. Die westlich gelegenen Striche des Agu sind durch ganz besondere Fruchtbarkeit ausgezeichnet und werden durch kleine Bäche genügend mit Wasser versorgt. Grosse Yamsfarmen zeugen von der Ueppigkeit des Bodens und die eigentümlichen grossen Speicher, welche häufig auf dem Felde erbaut sind, sprechen für die reichen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ernten, die der Ackerbau liefert. Diese Speicher bestehen aus einem Gerüst von Stangen und Knüppeln, welches ganz demjenigen der Evhehütten ähnelt und mit einem Grasdach eingedeckt ist. Zwischen den Querbalken sind von der Mittelrippe der Oelpalmblätter Geflechte ausgeführt, welche in einzelnen Etagen die grossen Yamsknollen aufnehmen. So werden diese Früchte in offener Hütte unter sicherem Grasdach vor Regen geschützt und durch den Luftzug vor dem Dumpfigwerden bewahrt. Diese Aufbewahrungsmethode habe ich an keinem andern Ort

Häuptling und Leute vom Agu bei einem Palawer auf der Station Misahöhe.

angetroffen; in anderen Gegenden werden sehr häufig die Yamsfrüchte auf einem Gerüst, welches unter dem Dache der Hütte angebracht ist, aufbewahrt. In Nyambo ist der Besuch eines Weissen noch eine grosse Seltenheit und deshalb auch die Neugierde der Eingeborenen bei der Ankunft eines solchen Gastes nicht gering. Ueberall umstehen und begaffen sie ihn und nur mit Mühe kann der Häuptling die Aufdringlichkeit seiner neugierigen, häufig sehr dürftig bekleideten Unterthanen abwehren. Die Schule, welche auf einer schönen freien Fläche in halber Höhe des Berges liegt, enthält ausser dem Schulzimmer noch die Wohnung des schwarzen Lehrers. Von hier aus hat man auch eine wunderschöne Aussicht auf die Ebene und Gebirgskette, sowie auf das Thal mit den schönen Farmen. Weiter hinauf kam ich leider nicht,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weil ich durch ein heftiges Fieber abgehalten wurde. Infolgedessen konnte ich auch nicht die Attribute des Fetisch Bagba, welcher in dem Agu seinen Sitz haben soll, selbst in Augenschein nehmen.

Fetisch Bagba.

Dieser Fetisch hat eine grosse Bedeutung für die ganze Gegend und ihm wird die Macht zugeschrieben, Regen zu spenden oder zu versagen. Auch ist er Herr über die Winde und den Harmattan. In grossen Töpfen soll der Priester dieses Fetisches die Winde verschlossen halten. Ein Gehöft, welches dem Fetischpriester gehört, steht oben auf dem höchsten Punkt des Berges und eine Hütte soll die Kleinodien des Fetischs bergen, welchem von den Eingeborenen so gewaltige Kraft zugeschrieben wird. Auch sollen ihm einzelne grosse Ziegenböcke mit langen Bärten gehören. Der Fetischpriester, der eine grosse Macht hat und eigentlich auch zugleich Häuptling des Landes ist, darf nach der Vorschrift des Fetischs nie den Berg verlassen und muss sein ganzes Leben auf den Höhen des Agugebirges zubringen. Nur einmal des Jahres darf er herabkommen, um Einkäufe auf dem Markte zu besorgen; er darf jedoch nicht die Hütte eines anderen Sterblichen betreten und ist gezwungen, an demselben Tage wieder in seine Verbannung zurückzukehren. Die Regierungsgeschäfte in den Orten und Dörfern werden von Unterhäuptlingen, welche von dem Fetischpriester bestellt werden, erledigt. Auf dem Agu befindet sich ein grosser erratischer Felsblock, welcher von den Eingeborenen mit ganz besonderer Ehrfurcht betrachtet wird und den sie den Stein ihres grossen Gottes Mawu nennen. Der Fetischpriester macht nicht geringe Geschäfte mit Amuletten in Gestalt von Leopardenzähnen und Leopardenkrallen. Auf unsere Bitte sandte er uns eine Anzahl dieser Fetischembleme zum Kauf.

Die Bewohner des grossen schönen Dorfes Nyambo sind meistens Ackerbauer; daneben treiben sie auch Viehzucht, wie fast alle Evheneger und halten Ziegen und Schafe für den eigenen Bedarf. Von Nyambo aus ist von Leutnant Wegner in schnurgerader Richtung ein direkter Pfad nach Agome-Palime angelegt worden, welcher höchstens halb so lang ist, als der Weg über Tove. Der Häuptling in Nyambo nahm uns gut auf und beschenkte uns mit grossen Kalabassen Palmwein. Dieser war jedoch von geringer Güte, weil es hier zu Lande auf den Beschluss des Rates der Alten üblich ist, den Palmwein halb mit Wasser vermischt zu trinken.

Günstige Bodenverhältnisse für Plantagen.

Den nächsten Tag verliessen wir Nyambo und marschierten nach Norden über kleine Flüsse, die alle in den Ähä münden, am Fusse des Gebirges entlang. Ueberall sind die schmalen Ränder der Bäche mit Oelpalmen besetzt, während im Busche massenhaft Baumwollsträucher wild wachsen. Der Boden ist ein sandiger Lehmboden, welcher genügende Feuchtigkeit aus den kleinen Bächen und Zuflüssen des Agu-Gebirges

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

aufnimmt. In der wasserreichen Ebene der Landschaft Nyambo und an den Hängen des Agu ist das Erdreich vortrefflich zu Plantagen geeignet. Ausser dem liberianischen Kaffee, der hauptsächlich in den Thälern anzubauen wäre, würden sich in den höher gelegenen Gegenden ganz besonders die arabischen Kaffeesorten zum Anbau eignen, während die feuchten Thäler vielleicht den Anbau von Kakao gestatten könnten. Es würde ferner lohnend sein, hier grössere Versuche mit Kola und mit Baumwolle zu machen, deren Sträucher, wie wir gesehen haben, wild im Busch wachsen. Die Baumwolle wird auch in den Farmen von den Eingebornen angepflanzt und gedeiht neben den übrigen Pflanzen bei geringer Pflege verhältnismässig gut. Tüchtige und geschickte Arbeiter für die Plantage würden leicht zu haben sein, da sich die Leute dieser Gegenden bei den bisher gemachten Versuchen auf der Station als brauchbar und willig erwiesen haben. Durch Versuche mit Gummibäumen würde sich die Rentabilität dieser Plantagen vielleicht noch steigern lassen. Die nahe gelegenen Faktoreien von Palime, sowie die Station von Misahöhe würden für die weissen Pflanzer bei ihren Unternehmungen von grossem Nutzen sein. Natürlich können solche Anlagen nur dann von Erfolg gekrönt sein, wenn damit wirkliche Fachleute, die lange als Pflanzer in den Tropen gearbeitet haben, betraut werden.

Im Osten und Süden des Agu-Gebirges.

Wir verlassen nun die Landschaft Nyambo und wenden uns in nordwestlicher Richtung nach Vhegbe. Der Weg ist mit Geröll bedeckt und vielfach zerklüftet von den grossen Wasserrinnen, die in der Regenzeit hier herabkommen. Die Vegetation wird dürftiger; an Stelle der grossen schönen Farmen treten weite Flächen, die meistens Busch aufweisen und spärlich bebaut sind. In Vhegbe übersieht man die grosse Ebene des Sio und den nordwestlichen Haupthöhenzug des sogenannten Agome-Gebirges, der in der Landschaft Gbele unserem Auge entschwindet. Nach Osten ist die Sio-Ebene von kleinen Bergketten begrenzt. Der Weg führt über Vhegbe nach Akplolo, einem grossen Dorfe. So spärlich der nördliche Teil des Agu von Wasserrinnen durchzogen ist, so wasserreich ist der Osten und Süden dieses Gebirgsstockes. Wir betreten zunächst das Thal des Sio und weiterhin das des Ave, eines linken Nebenflüsschens des Sio, welcher einen kleinen vorgelagerten Gebirgsstock, den Didodemeberg von dem Hauptgebirgsstock des Agu trennt. Hier wird die Vegetation wiederum üppig; grosse Palmenwälder umgeben den Bach; nach einem schönen Marsch durch die Vorhöhen gelangen wir zu dem in einem grossen Palmenhain liegenden Dorfe Akplolo. Von hier aus marschieren wir auf schmalem Pfade durch einen fast undurchdringlichen Urwald zu dem Sio, um diesen in Augenschein zu nehmen und uns durch ein Bad zu stärken. Der Sio besitzt hier eine ungefähre Breite von 10 m und hat ein schönes klares Wasser,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

welches murmelnd über die grossen erratischen Felsblöcke dahin fliesst. Fast das ganze Bett in diesem Teile des Sio besteht aus Gestein, welches häufig tief zerklüftet ist und terrassenförmig nach Süden zu abnimmt.

Da das Wasser sehr niedrig war und die grossen Felsblöcke aus demselben herausragten, so wurde auf einem solchen mitten im Flüsschen ein frugales Frühstück eingenommen, was uns nach dem Bade und dem anstrengenden Marsche nicht wenig mundete. Durch den dichten Urwald ging es wieder zurück nach Akplolo und von hier aus in südlicher Richtung weiter nach Aguibo, wo wir übernachteten, um am nächsten Tage unseren Marsch nach Gadja fortzusetzen. Ueberall merkte man in diesen Orten die Abgeschlossenheit und den nur spärlichen Verkehr auf den Pfaden. Aufdringlich scharten sich in den Ortschaften die Leute um unsere kleine Karawane, um ihre Neugierde zu befriedigen. Trotz der Weberei und Spinnerei, welche hier betrieben wird, ist die Bekleidung sowohl des weiblichen als auch des männlichen Geschlechts des Tags über bei der Arbeit eine dürftige. In der Morgenkühle erschienen die Leute in ein selbst gewebtes Tuch eingehüllt, um den Abzug der Karawane zu sehen. Massenhaft waren, besonders in den östlich gelegenen Dörfern, die Kokospalmen vertreten, so dass wir uns und unseren Leuten mit den reifen Früchten einen langentbehrten Genuss verschaffen konnten. In den Dörfern sah man viele Hütten, deren Wände nur aus einem Gerüst von Palmzweigen bestanden; auch fand man häufig grosse, auf Stützen ruhende Grasdächer, die in Ermangelung grösserer Bäume den nötigen Schatten gewährten. Schwärme wilder Tauben bevölkerten die Wipfel der Bäume. So marschierte ich mit den beiden genannten Herren bis nach Gadja, wo ich mich von ihnen trennte und meinen Marsch nach Süden zu, nach Gbin, der grossen Ebene des Gbinflusses weiter fortsetzte. Der Weg führte durch einen dichten Busch, in dem zu beiden Seiten die Farmen von Gadja lagen; im Rücken hatten wir den Agu, der uns noch mit seiner höchsten Spitze, der Baumann-Spitze, die nach dem verdienten Forscher ihren Namen erhalten hat, grüsste. Der Busch wurde höher und wir gelangten in den breiten Galeriewald des Gbinflusses. Tief eingerissen windet sich das Bett des Flusses durch diesen dichten Urwald, ab und zu erhält er kleinere Zuflüsse von Westen her, die alle aus den Vorbergen des grossen Gebirgszuges heraustreten. Alle diese Bäche, wie der Gbin selbst, waren total ausgetrocknet, so dass ich glaubte, an einer Schlucht und nicht an dem Bette des bei der Regenzeit so mächtigen Flusses angelangt zu sein. Allerdings lernte ich den oberen Flusslauf auf meiner letzten Reise, Ende des Jahres 1897, kennen, wo nach mehreren verhältnismässig trockenen Jahren grosse Wassersnot im ganzen Lande

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

herrschte. Ich überschritt das vollkommen ausgetrocknete Bett des Flusses zweimal und erreichte so zuerst die Farmen von Gbin, sodann den Ort selbst, wo ich mich in dem uns wohlbekannten Wegehause wieder häuslich niederliess. Auf dem ganzen Wege von Gadja bis Gbin ist auch nicht ein Dorf oder eine grössere Niederlassung anzutreffen.

IM NORDWESTLICHEN EVHE-GEBIET.

REISE NACH KPANDO.

Ueberschreiten des Gebirges.

Kpando habe ich sowohl im Festschmuck als auch im alltäglichen Leben bei grösseren und kleineren Expeditionen näher kennen gelernt. Die Strasse nach Kpando führt nordwestlich über das Agome-Gebirge in das Thal des Volta. Der Weg, der von der Station angelegt ist, führt in Windungen in der grossen Schlucht des Ähä bis auf den François-Pass. Zu beiden Seiten des Weges ziehen sich die 700 bis 800 m hohen Bergzüge entlang und ziemlich steil fällt die tiefe Schlucht ab, die hier der Ähä bildet. Ein dichter Laubwald bedeckt die Höhen und in grossen Kehren führt der ziemlich breit angelegte Weg trotz der Steigung verhältnismässig bequem auf den Pass. Eine lange Holzrinne leitet das Quellwasser bergab. Vor dem Wanderer türmen sich die steilen Höhen auf, hinter ihm entfaltet sich ein herrliches Landschaftsbild. Von den einzelnen Absätzen, die den Weg unterbrechen, hat er Gelegenheit, einen Rückblick ins Thal zu werfen und von den Bergen von Agome Abschied zu nehmen. In einer Höhe von fast 600 m liegt die grosse Schlucht des Ähä vor ihm, die nach Süden hin den Gebirgsstock teilt; zu seinen Füssen blinken ab und zu die winzigen Häuser der Station und weithin ziehen sich die Bergketten, bis sie allmählich in das weite Thal übergehen. In zauberhafter Ferne erglänzt der Agu und belebt mit seinen hohen Gipfeln die weite Ebene, welche den Horizont abschliesst. Plötzlich öffnen sich die Berge nach Norden hin und wir befinden uns auf dem kleinen Plateau des Passes. An den nördlichen Abhängen liegen noch kleine Hütten, in denen die Handwerker der Station wohnen. Wir berühren hier die nördliche und südliche Wasserscheide und verlassen somit die Thäler des Ähä; vor uns nehmen die Quellen des Tii oder Kolli ihren Lauf zur Ebene und durchschneiden in tiefen Schluchten die Gebirgsketten in fast nördlicher Richtung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Hauptgebirgszug im Süden wäre nun überschritten. Schroff fällt die Kette nach Norden ab, bis sie sanft in das kleine Thal des Tii übergeht, im Norden von einem Höhenzuge begrenzt, den der Bach in einer tiefen Schlucht durchbricht. Mässig senkt sich vom François-Pass aus die grosse Strasse nach dem Thal des Tii-Baches und führt an diesem weiter entlang. Schöne Bäume und dichter Laubwald umgeben den kleinen Bach; die Gewässer plätschern murmelnd über das steinige Bett, grosse erratische Blöcke hemmen seinen Lauf und kleine Katarakte bilden mannigfache Strudel. Die Bergketten zu beiden Seiten werden höher; grosse Odumbäume beschatten den Pfad, alte vermorschte Stämme liegen quer über dem Bach und immer tiefer schneidet er sich, mühsam vorwärts dringend, in die unterhöhlten Ufer ein, die von den Wurzeln grosser Bäume durchzogen sind. Der Pfad führt in gerader Richtung an den Abhängen der Schlucht hinauf. Nachdem man auf etlichen Brücken die kleinen Bäche passiert hat, erklimmt man wieder mit Mühe die letzte Höhe des Kammes. Vor uns öffnet sich das breite Thal des Kolli und seiner Zuflüsse, die einen Kessel bilden. Westlich rahmen die Höhen Amedjovhe mit ihren schroffen Felsen diesen Thalkessel ein, während ihn nach Norden hin das Kame-Gebirge abschliesst. Auf dem steilen zickzackförmigen Wege geht es in das Thal hinab, in welchem malerisch, dicht am Bache mitten in einem Hain von Kokospalmen das Dorf Tongbe liegt.

Durch das hellgrüne Laub der Palmen schimmern die von dem Rauch und der Witterung geschwärzten Dächer der Hütten dieser Bergbewohner. Grosse Farmen von Mais und Yams umgeben das Dorf und ziehen sich an den Hängen empor. Ausgedehnte Reisfelder heben sich hell von den dunkelgrünen Matten ab. Dies sind die ersten Reisfelder, die mir an Gebirgslehnen in einer Höhe von 400 m begegnet sind. Es ist der sogenannte Bergreis, welcher diese Höhenlage verträgt und im Gegensatz zu dem Sumpfreis die Gebirgsregionen liebt. Eine grosse, schön gezimmerte Brücke, die von der Station hergestellt ist, führt über den 18 bis 20 m breiten Kolli zu dem vorher genannten Dorfe. Auf dem Marktplatz, den grosse Kokosnussbäume beschatten, machen wir Halt. Die grossen Palmen sind von unzähligen kleinen grünlichgelben Webervögeln belebt, welche emsig bei munterem Gezwitscher an ihren schönen und kunstvollen Wohnungen bauen. Friedlich und zutraulich wie bei uns die Schwalben, leben diese Vögelchen mitten in dem Dorfe und lassen sich nicht durch das Geräusch der ankommenden Karawanen stören. Zierlich sind die kunstvollen Nestchen mit einem seitlichen Eingange gebaut. Eins hängt neben dem andern, kleinen Körbchen ähnlich, an den Aesten in dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Laub der Palmen. Tongbe stellt die Träger und Arbeiter für die Station; ausser dem Ackerbau ist hier noch die Weberei und Spinnerei zu Hause. Unsere Träger sind schnell zu ihren Verwandten geeilt, um noch einen kleinen Mundvorrat für die Reise herauszuschlagen. Erdnüsse, Bananen und geröstete Yams werden auf solchen Reisen vielfach von den Trägern mitgeführt. Die ganze Bewohnerschaft versammelt sich auf dem Marktplatz und wünscht noch diesem oder jenem Verwandten und Bekannten eine glückliche Reise und gute Heimkehr. Nachdem sich alles gestärkt hat, wird die Reise fortgesetzt und es beginnt der mühsamste Marsch, die Ueberschreitung des nördlichen überaus schroffen und rauhen Gebirgszuges.

In der letzten Zeit ist über diesen Gebirgszug von der Station aus ein Weg angelegt worden, der an den Höhen des Kollibaches entlang führt und dem Reisenden das wiederholte Passieren des Baches, sowie das Herunterklettern an den steil abfallenden Hängen ersparen soll; doch ist dieser Weg der vielen Bäume, Schlingpflanzen und massenhaften Wurzeln wegen beschwerlich und der alte Eingeborenenpfad immer noch vorzuziehen. Als ich bei meiner ersten Anwesenheit in Afrika hier reiste, existierte dieser Weg noch nicht; aber auch jetzt wird er von den Eingeborenen und Trägern noch fast garnicht benutzt und konnte ich die Leute nur mit Mühe bewegen, auf ihm zu marschieren. Obwohl er infolge der Schluchten grosse Steigungen und Senkungen aufweist, so wird er doch nach gänzlicher Fertigstellung, nach Ausrodung der Wurzeln, Schlingpflanzen und Bäume einen ganz hervorragenden Vorteil gegenüber dem alten Pfade gewähren, denn dieser ist eine der schwierigsten Passagen, welche der Reisende aus dem weiten Hinterlande zu überwinden hat, um das Gebirge zu überschreiten und zur Küste zu gelangen. Viele von den Leuten scheuen sich, die schweren Lasten über das Gebirge zu befördern und so kommt es häufig vor, dass sie es im Westen umgehen und die Produkte über Kpando und Anfóë in das englische Gebiet herunterführen. Es ist daher die Anlegung der verhältnismässig bequemen Strasse über das Gebirge ein nicht zu unterschätzender Gewinn. Der Anschluss der weiten Volta-Ebene durch eine bequeme Kunststrasse über das Gebirge an die grosse Strasse zur Küste würde den Verkehr ganz erheblich steigern und neue Handelsbeziehungen in unserem Gebiet ins Leben rufen.

Wir nahmen von Tongbe aus noch den alten Weg, der quer über das Gebirge nach Kame und Leglebi und dann in der Ebene nach Kpando führt. Von Tongbe geht es auf einem schmalen ausgetretenen Pfade durch viele Mais- und Reisfarmen, die häufig von grossen schönen Bananen beschattet werden, bis man den Kolli erreicht, der hier in tiefer Schlucht die sanft ansteigende Hochebene durchschneidet und jenseits

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

derselben in schroffen steilen Abhängen das felsige Gebirge zerklüftet. Erst jetzt beginnt der beschwerlichste Pfad, der bald in das tiefe Thal des Kolli, bald auf die steilen Höhen zu dem etwa 400 m hohen Kame-Gebirge führt, welches dem Wanderer einen wildromantischen Anblick gewährt. Ein schöner Urwald beschattet unsern Weg; überall findet man eine Art wildwachsender Mangopflaumenbäume, deren abgefallene gelbe Früchte auf dem Boden liegen und den Wanderer zum Essen einladen. Dieselben besitzen einen terpentinartigen Geschmack und werden gern von den Eingeborenen zum Löschen des Durstes genossen. Unten im Grunde murmelt der Tiibach, den man fünfmal zu überschreiten hat. Steil führt der Weg über Felsblöcke und Geröll den Bach hinunter, welcher den Reisenden öfter zu einem unfreiwilligen kalten Bade zwingt. So geht es eine Weile über grosse Felsblöcke an dem Bache entlang, der sich durch die Felsen hindurchzwängt, oft kleine Wasserfälle bildend; dann plötzlich muss man wieder 300 bis 400 m steil aufwärts, um nach wenigen Minuten nochmals in das Thal des Baches herabzusteigen. Grosse Felsblöcke und Wurzeln erschweren den Marsch und mühsam gleitet der Träger mit seiner schweren Last, welche jeden Augenblick herunter zu fallen droht, den steilen Pfad herab. Oftmals sind meterhohe Felsen zu übersteigen und mit Anstrengung kämpft man sich an den Wurzeln und Aesten der Bäume vorbei in dem ausgetretenen Pfade vorwärts. In der Trockenzeit fliessen die Bäche nur spärlich; in der Regenzeit dagegen ist ihre Ueberschreitung nicht gefahrlos. Die reissende Strömung, welche grosse erratische Blöcke und Baumstämme mit sich führt, reicht häufig dem Wanderer bis an die Brust und nur mühsam können dann die Lasten durch das Wasser befördert werden. Nach zweistündigem Marsche auf diesem Pfade erreichen wir das Bergdorf Kame, das ganz auf der Höhe liegt; wir begrüssen es als eine Erlösung von den überstandenen Mühen. Urwüchsige, schöne und kräftig gebaute Leute empfangen den Reisenden freundlich grüssend, und bieten ihm herrliches, krystallhelles Quellwasser zum Trunke an. Das Dorf liegt einsam und verlassen auf einem kleinen Plateau mitten zwischen hohen Bergen und Felsen, umgeben von dichtem Urwald. Kleine, viereckige Hütten ziehen sich an der Strasse entlang, an der unter schattigen Bäumen der Marktplatz mit seinen primitiven, aus alten Baumstämmen hergestellten Bänken liegt. Auch wir machen hier Rast, um nach den Strapazen und Anstrengungen des Marsches einige Zeit der Ruhe zu pflegen.

Mit der Erreichung des Dorfes Kame haben wir die grösste Schwierigkeit beim Ueberschreiten des Gebirges, welches uns von der Küste und vom Hinterlande trennt, so gut wie überwunden. Von Kame führt der Weg nach Nordwesten herunter in das grosse Thal des Danyi-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

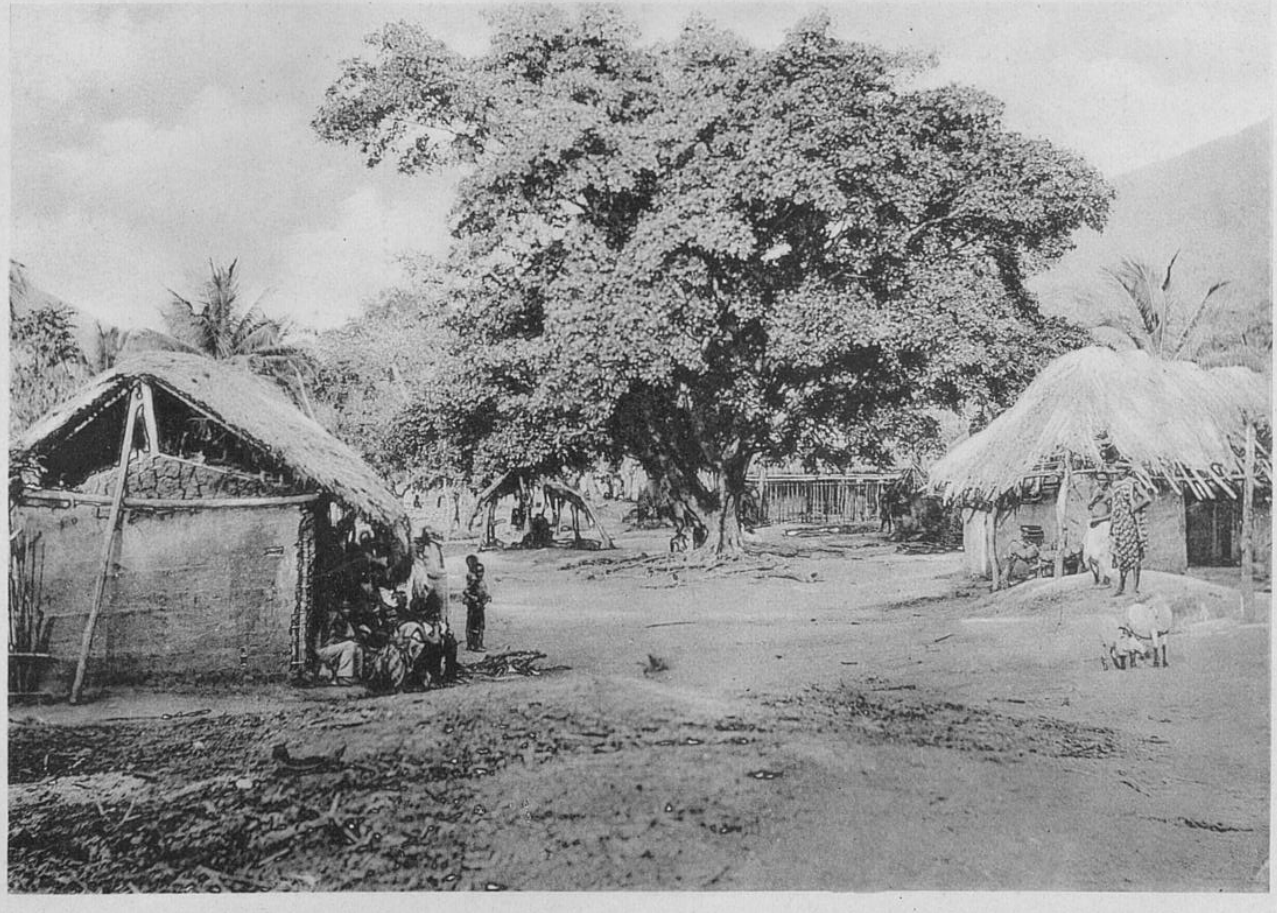
Flusses. Dieser trennt mit seinen Nebenflüssen gewissermaassen das Lavanyo-Gebirge und die Berge von Kunya von dem Agome-Gebirge. Der Weg führt nun an den nördlichen Abhängen des Gebirges über kleine Thäler und Bergketten nach dem hart am Fusse des Gebirges gelegenen und von Vorbergen umschlossenen Bergdorf Leglebi sowie nach der Landschaft gleichen Namens. Es ist eine Berglandschaft im wahren Sinne des Wortes, denn nach Süden erstreckt sie sich mit ihren kleinen Bergdörfern weit in das Gebirge hinein. Diese Landschaft besitzt drei Orte mit dem Namen Leglebi und zwar Leglebi-Duga und Leglebi-Fiapi, an welchem uns unser Weg vorbeiführt, während das südlich gelegene Leglebi-Abesia heisst. Eingeschlossen von Bergen und Höhen macht der Ort mit den massenhaften Oelpalmen, die die Ufer der kleinen Gebirgsbäche zieren, einen äusserst freundlichen Eindruck. Leglebi ist auch der Sitz einer Aussenstation der norddeutschen Mission, welche eine von einem schwarzen Lehrer geleitete Schule hat. Die Mission entfaltet hier eine segensreiche Thätigkeit, die Schule ist äusserst gut besucht und viele Familien sind bereits zum Christentum übergetreten. Ueberall wo diese norddeutsche Mission sich niedergelassen hat, hat auch das Handwerk seinen Einzug gehalten. Wir finden hier Tischler, die von der Mission herangebildet sind und auf der Missionsstation sowie Regierungsstation Verwendung finden. Ferner hört man überall, wie bei uns zu Hause in den Gebirgsgegenden, den Webstuhl klappern, denn neben dem Ackerbau wird in diesen Dörfern auch die Weberei betrieben. Ein grosses, schönes aus Lehm gebautes Schulhaus, welches mit Fensterläden versehen und mit einem Grasdach eingedeckt ist, ist von der Mission erbaut worden und bietet dem Reisenden eine gute Unterkunft. Die Hütten der Eingeborenen in diesen Gebirgsgegenden schienen mir alle massiver und solider gebaut zu sein als in dem Küstenlande. Sie sind zwar etwas kleiner, aber dafür reinlicher gehalten. Die Wände sind geglättet und meistens mit einer gelben Thonfarbe angestrichen, während die Thüröffnungen mit roter Farbe schön bemalt sind. Der Fussboden ist fest gestampft, häufig ist auch der Sockel des Gebäudes bis zu einer gewissen Höhe schwarz angestrichen. Das Dach ist gut erhalten und fast garnicht vom Rauch geschwärzt, da die Leute meistens in dem Gehöft ihren kleinen Herd aufgebaut haben. Derselbe besteht nur aus einem runden Lehmkranz und hat an der einen Seite eine kleine Oeffnung, durch welche das Holz zur Feuerung hineingeschoben wird.

Marsch in der Danyi-Ebene.

Am nächsten Tage marschieren wir weiter und passieren den kleinen Ort Leglebi-Fiapi. Mit ihm verlassen wir die Gebirgsthäler und betreten die Ebene des gewaltigen Danyi-Flusses. Die Vorberge treten zurück und das weite Thal öffnet sich vor unseren Blicken. Wir überschreiten kleine Zuflüsse und Bäche, die vom Gebirge in die Ebene

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Das Dorf Leglebi.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fliessen und gelangen in die Landschaft Ve und in den ziemlich grossen Ort Vedemme, den Sitz des Häuptlings dieser Landschaft. Grosse Zäune, die von der Mittelrippe des Oelpalmblattes hergestellt sind, umgeben die Gehöfte und überall begrenzen den Weg sowie das Dorf die grossen Yamsfarmen der Bewohner dieser Ortschaften. So freundlich einem in Leglebi die Leute begegneten, so scheu und ablehnend wird man hier empfangen. In weitem Kreise umstanden uns die Leute; der Häuptling, der grosse Macht besitzt, war ein alter Mann, der immer Palaver vorzutragen hatte und stets in Fehde mit den angrenzenden Häuptlingen stand.

Der Yewe-Orden.

Hier soll auch ein Hauptherd des berüchtigten heidnischen Yewe-Ordens sein. Es war der Grossvater des Evangelisten Stephan, Hiob Kuadzo, der in Ve den Yewekultus einführte und diesen Ort im Norden des Gebirges zu einem Hauptstützpunkt des verbrecherischen heidnischen Ordens machte. Seinem Enkel, der selbst Priester des Ordens war, später aber in der norddeutschen Mission erzogen worden und zum Christentum übergetreten ist, verdanken wir eine Schrift, welche das abscheuliche Treiben dieses, dem Christentum und der Zivilisation so gefährlichen Ordens aufdeckte und uns einige Kenntnis von dem Kultus desselben verschaffte. Auch die von einigen Missionaren auf Grund der Angaben des Kuadzo angestellten Nachforschungen blieben nicht erfolglos und drangen noch tiefer in die Geheimnisse dieser Ordensgesellschaft ein. Das Verdienst jedoch, alle diese Schriften gesammelt, handlich zusammengestellt und erläutert zu haben, gebührt H. Seidel, der unsere Togolitteratur schon durch so manche Schrift bereichert hat. Nach seinen Ausführungen soll dieser Orden aus dem nahe gelegenen Dahome-Gebiet stammen und sich schnell an der Küste entlang über Klein-Popo und Lome und weiter bis zur Kitta-Lagune und darüber hinaus nach Westen verbreitet haben. Nach Norden hin soll er über das ganze untere und mittlere Siogebiet sowie hinauf bis nach Atakpame ausgedehnt sein. Auch hat er Keve sowie Tove in sein Gebiet gezogen und sich sogar bis hier nach Ve verpflanzt. Aus den Angaben des Kuadzo, aus der Schrift Seidels und aus den Mitteilungen der Missionare Härtter, Spieth und des verstorbenen Pater Hoffmann entnehmen wir Folgendes über den Kultus des heidnischen Yewe-Ordens. Yewe bedeutet nach Kuadzo nichts anderes, als Ayewe, d. h. „Schlauheitsgraben", weil, wie Kuadzo erklärt, der Yewe-Orden einem künstlich lockenden Graben gleicht. Der Yewe-Kultus besteht aus mehreren Fetischen, die ihre bestimmten Funktionen haben, die sich jedoch alle wiederum in der Yewe-Gottheit vereinigen. Eine dieser Gottheiten ist Xebieso oder kurzweg So, der Blitzgott, der die Blitze auf die Erde herunterschleudert in Gestalt von runden oder axtförmigen Steinen, welche die Sosteine, d. h. die Steine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Gottes Xebieso oder So, genannt werden. Diese Steine sollen nach dem Glauben der Leute die bösen Menschen töten. Ein ähnlicher Aberglauben herrscht auch bei uns auf dem Lande, wo die sogenannten Donnerkeile irrtümlicherweise für Meteore gehalten werden. Diese kleinen Sosteine, die meistens eine runde Form haben und in der Mitte durchlöchert sind, sind wahrscheinlich weiter nichts als prähistorische Steine, die früher bei irgend einem Gewerbe benutzt worden sind. Einige vermuten, dass sie möglicherweise zur Beschwerung der Fischernetze gedient haben; andere behaupten, dass sie beim Spinnen als Spule benutzt wurden, noch andere versichern, dass sie als Schmuckgegenstände Verwendung gefunden haben. Trotz aller Nachforschungen herrscht bis jetzt über die frühere Verwendung dieser Steine ein völliges Dunkel. Durch Zufall bin ich in den Besitz einiger Exemplare gelangt. Eines Tages bemerkte ich vor der Thür meines Hauses in Misahöhe einige Steine, deren Form mir auffiel; ich hob sie auf und stellte Nachforschungen über sie an, die jedoch vollkommen resultatlos blieben. Erst später erfuhr ich von meinem kleinen Diener Meppo, dass sein Vater ihm solche Steine gezeigt und ihm gesagt habe, dass dieselben vom Himmel fielen und böse Menschen töteten. Ich nahm die sagenhaften Steine mit und übergab sie später dem Museum für Völkerkunde, wo sie heute ausgestellt sind. Der Blitzgott bestraft mit seinen Blitzen die Abtrünnigen oder die durch Uebertretungen schuldigen Menschen; er zerstört die Wohnungen derselben und zerschmettert die grössten Bäume des Waldes. Da der Orden von der Küste ausgegangen ist, werden natürlich auch Gottheiten verehrt, welche über die Tierwelt des gewaltigen Meeres herrschen. Eine solche Gottheit ist, seinem Abzeichen, einem Seetiere, nach, der Gott Agbui. Ein dritter Untergott, der eine giftige Schlange als Abzeichen führt, heisst Voduda. Er soll aber nicht identisch sein mit dem grossen Schlangengott Danhgbi, dem nur ungiftige Reptilien heilig sind. Dieser Schlangenkult, der hauptsächlich aus Dahome in unser Gebiet herübergekommen ist, äussert sich auch in der Ornamentik und den Skulpturen, namentlich an den Schnitzarbeiten an der Küste. So sind die geschnitzten Häuptlingsstöcke häufig mit Schlangen gekrönt; auch die Füsse der Stühle sowie die Kalabassen sind mit Schlangenverzierungen geschmückt. Ferner wird noch ein Fetischgott Aw'leketi verehrt, der ebenfalls als Meeresgott bezeichnet wird und dem als solchem das Zeichen eines Hais beigegeben ist. Ausser den hier angeführten Gottheiten sollen noch mehrere Fetischgötter existieren, die sämtlich den grossen heidnischen Yewegott unterstützen.

Die Priester, welche den Verkehr der gewöhnlichen Sterblichen mit dem Yewegott vermitteln, besitzen eine ansehnliche Macht. Ihnen allen ist ein Oberpriester überstellt, der in der Yewesprache den Namen Hubono führt und den die Yewemänner, die Husunuo, sowie die Yewe-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

frauen oder Wodusio untergeordnet sind. Ferner unterstehen ihm die Geheimmitglieder, die Hundeo oder Spione, welche die Verleumder und Verräter der Gemeinde aufzuspüren und neue Mitglieder durch List oder Tücke heranzuziehen haben. Ihnen liegt auch der Bau neuer Hütten, sowie die Instandhaltung derselben für die Klöster des Ordens ob. Sie bilden den untersten Grad dieser Mitgliederschaft und gehören eigentlich zur Gemeinde. Hundeo, welches der Plural ist, wird im Singular mit Hundé ausgedrückt. Alle die Priester und Mitglieder dieses Ordens verständigen sich in einer gewissen Geheimsprache, die Nichteingeweihten vollkommen unbekannt ist. Die Weiber dieses Ordens werden in drei Klassen eingeteilt, je nach den Untergottheiten, denen sie dienen und zwar in Soweiber, welche den Blitzgott So, in Agbuiweiber, die den Gott Agbui und in Vodudaweiber, welche den Gott Voduda speziell verehren. In dem Yewegehöft wohnen die verschiedenen Klassen der Weiber in getrennten Hütten; jede dieser Klassen besitzt eine besondere Geheimsprache, die aber einander sehr ähnlich sind und von denen die leichteste die Agbuisprache ist. Letztere ist somit auch die allgemeine Verkehrssprache der Yewe-Mitglieder.

Eintritt in den Orden.

Der Eintritt eines neuen Mitgliedes in den Yeweorden wird unter gewissen Zeremonieen vollzogen. Der Betreffende geht zu dem Oberpriester und teilt ihm seinen Wunsch mit, in den Orden aufgenommen zu werden. Bevor er von dem Oberpriester angenommen wird, muss er sich verpflichten, mit Leib und Seele dem Orden zu dienen, für den grossen Gott Yewe Hütten zu bauen, sowie auch neue Mitglieder für denselben anzuwerben. Er muss ferner geloben, nie etwas von den Zeremonieen oder dem Kultus des Yewe-Ordens an Nichtmitglieder zu verraten, da er sonst von dem grossen Gott Yewe getötet wird. Das neu eintretende Mitglied wird alsdann in die Geheimnisse des Yeweordens eingeweiht. Es werden ihm ein mit Leinwand umhülltes Eisen, das den Yewe bedeuten soll, ferner eine zweischneidige Axt, die Axt des So, ein Widderhorn, ein schlangenförmig gewundenes Eisen, wahrscheinlich das Abzeichen des Fetischgottes Vodudu, ein durchlöcherter Stein des Blitzgottes So und endlich ein länglicher Stein, welcher die Axt des grossen allmächtigen Gottes Yewe vorstellen soll, vorgezeigt. Der Priester taucht diese Geräte in geweihtes Wasser und fährt mit dem Stein des grossen Blitzgottes So über den Rücken des Novizen. Der Priester warnt ihn dabei, irgend ein Geheimnis des Ordens zu verraten oder demselben abtrünnig zu werden, sonst würde der grosse Gotte Yewe ihn durch den Blitzstein in zwei Hälften zerspalten. Ferner wird ihm das Widderhorn gezeigt und er wird darauf hingewiesen, dass er von einem Widder getötet werden wird, wenn er dem Yewe abtrünnig werden sollte. Weiter wird dem Novizen noch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein zungenförmiger Stein vorgeführt, wobei man ihm droht, dass ihm, wenn er dem Yewe untreu wird, bei Donner und Blitz die Zunge aus dem Munde treten und er elendiglich sterben wird. Ferner wird ihm noch die gewundene eiserne Schlange gezeigt, welche wahrscheinlich das Attribut des Fetischgottes Vodudu oder des Meergottes Aw'lekete bildet, deren Zusammengehörigkeit noch zweifelhaft ist. Man umkreist nun mehrmals den Novizen und der Priester sagt ihm feierlich, dass ihn, wenn er irgend etwas verrät, das Wasser bei Regen umgeben und er darin ertrinken wird. Um den armen Neuling noch mehr einzuschüchtern, werden ihm die Augen verbunden und zum Schluss wird noch ein ganz tolles Experiment mit ihm vorgenommen. Es wird ihm Pulver auf das Knie gestreut und dieses plötzlich entzündet, wobei ihm der Priester zuruft, dass ihn Yewe auf diese Weise töten würde, falls er sich des Verrates an dem Orden schuldig machen sollte. Nach diesen Zermonieen, die das Vorspiel bilden, wird der Novize durch den Yewetrank gewissermaassen für die Aufnahme in den Orden würdig gemacht. Es wird ihm eine Kalabasse mit geweihtem Wasser gereicht, die er austrinken muss. Dadurch zieht nach dem Glauben der Leute der Gott Yewe in den Körper des neuen Mitgliedes ein. Alsdann erhält er seinen neuen Yewenamen. Der ehemalige Name des Betreffenden darf nicht mehr genannt werden, weil sonst dieses Yewemitglied „verwildert", worauf ich später noch zurückkommen werde. Das neue Mitglied wird nun mit den Pflichten und Geboten des Ordens bekannt gemacht, nach welchen er sich des Genusses einiger Fische, wie Karpfen, Welse und des Schweinefleisches enthalten muss; auch ist es ihm verboten, eine gewisse Krebsart, sowie ein bestimmtes Gemüse und das abfliessende Regenwasser zu geniessen. Ferner darf er bei Todesstrafe keine Steine auf dem Kopfe tragen, da der grosse Gott Yewe selbst in der Gestalt eines Steines gedacht wird. Endlich wird dem neuen Mitglied aufgetragen, unter allen Umständen Mitglieder des Ordens in jeder Weise zu unterstützen, auch jede ihm zu Ohren kommende Unternehmung oder Rede, die von Fremden gegen den Orden oder den Yewe geplant oder geführt wird, sofort dem Oberpriester zu melden.

Das zügellose Leben und der freie Verkehr zwischen den Yewemännern und -Weibern bei Festlichkeiten lockt alljährlich viele zum Eintritt in den Orden. Auch ist der Yeweorden eine Freistätte für Mörder, welche die Blutrache der Verwandten des Ermordeten fürchten und ihr so zu entgehen suchen. Weiter suchen bedrängte Schuldner häufig Zuflucht in dem Yeweorden, um auf diese bequeme Weise ihre Gläubiger los zu werden. Nach dem Glauben und den Lehren der Priester werden die Leute von dem grossen Yewegott selbst in den Orden geleitet und sind infolgedessen unantastbar. Häufig suchen die Yeweweiber oder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Männer Streit mit einem Uneingeweihten anzufangen und dieser tritt dann aus Furcht vor der Strafe und dem langwierigen Prozess, der ihm von den Yewepriestern gemacht wird, in den Orden ein. Bisweilen wird auch ein Mädchen, welches einem sogenannten „Hundé" in die Arme läuft, unter den Vorspiegelungen von dem schönen und freien Leben in dem Orden zum Eintritt bewogen. Man lockt sie bei Nacht in das Yewegehöft und nimmt sie unter den vorher erwähnten Zeremonieen in den Orden auf. Das Mädchen wird hierauf wieder entlassen und es wird ihm, um den Schein zu erwecken, als ob es der Yewegott selbst in das Gehöft des Fetischplatzes geführt hätte, aufgetragen, mit lautem Geschrei wie besessen aus dem Hause seiner Eltern zu laufen, sich vor dem Eingang des Gehöftes niederzuwerfen und tot zu stellen. Es wird ihm dabei gesagt, dass es, falls es diesen Rat nicht befolge, sterben müsse. Auch Frauen, welche mit ihrem Manne in Unfrieden leben und diesen gern los sein möchten, sowie Leute, denen wegen irgend eines Vergehens ein darauf hindeutender Name beigelegt worden ist und welche sich davon befreien wollen, treten in den Orden ein. Mitunter werden sogar Mädchen mit Gewalt von den Yewemännern in das Kloster geschleppt und dort vor den Verwandten versteckt. Die Eltern rennen dann in ihrer Angst nach dem Yewegehöft, um Auskunft über ihr Kind zu erhalten. Nach einem Tribut von zwei Flaschen Gin und einer Anzahl Kauris, gewöhnlich sieben Strings im Werte von sieben Pfennigen, sowie eines Quantums Maismehls wird den Eltern mitgeteilt, dass Yewe, der Fetischgott, das Kind in seinen Schutz genommen und hierher geführt habe. Ferner werden noch zwei weisse und zwei schwarze Hühner, sowie sechs Flaschen Gin als besondere Opfergabe beansprucht. Das Blut eines weissen Huhnes wird sodann auf den Kopf des Mädchens gegossen, das damit als Yeweweib in den Orden aufgenommen ist. Die Aufnahme wird sieben Tage lang durch ein Fest bei Trommelschlag und Tanz gefeiert. Die neuaufgenommene Vodusio wird am ganzen Körper rasiert und muss darauf ein kaltes Bad nehmen, nach welchem sie mit Oel eingesalbt wird. Ferner erhält sie von dem Priester ein weisses Stück Zeug, welches sie um die Lenden schlingt, das jedoch in Ermangelung eines solchen auch durch ein Bananenblatt ersetzt werden kann; auch wird ihr zum Zeichen ihres Grades ein weisser Faden um den Hals gebunden. Nach dieser feierlichen Zeremonie erhält das betreffende Mädchen ihren Yewenamen, den sie von nun an ausschliesslich zu führen hat. Die Eltern des Mädchens haben nun einen abermaligen Tribut an Kauris an den Oberpriester zu zahlen und müssen für das Kind sechs Monate hindurch das Essen liefern, da während dieser Zeit dasselbe in die Geheimnisse des Ordens eingeführt wird und das Yewegehöft nicht verlassen darf. Innerhalb dieser Zeit lernt es die Yewesprache, ferner die Bereitung einiger Gifte sowie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tanz und Gesang, und darf mit keinem Uneingeweihten, auch nicht mit irgend einem Angehörigen seiner Familie sprechen. Mädchen, welche sich trotzdem weigern in den Orden einzutreten und jeglicher Versuchung widerstehen, sollen nach der Angabe unseres Gewährsmannes Kuadzo von den Mitgliedern getötet werden und es heisst dann, dass sie Yewe selber getötet habe. Verheiratete Frauen, die in den Orden eintreten, brauchen auf ihren Wunsch nur mit ihren Männern zu verkehren und falls diese den Verkehr verlangen, müssen sie einen gewissen Tribut an den Oberpriester entrichten und auch selbst in den Orden eintreten. Die Kinder, die in dem Fetischhause geboren werden, gehören ebenfalls dem Orden an. So wie der Eintritt eines Mädchens in den Orden gefeiert wurde, so wird auch nach sechs Monaten die Beendigung der Lehrzeit gefeiert. Es wird ein grosses Fest, an dem fast das ganze Dorf Teil nimmt, von den Mitgliedern des Ordens veranstaltet, wobei die Verwandten und Angehörigen des Mädchens die ganzen Kosten zu tragen und für den nötigen Branntwein sowie für die Speisen Sorge zu tragen haben. Bis zu dem Feste haben die Eltern ihr Kind nicht wiedergesehen. Erst am folgenden Tage wird ihnen dasselbe vorgeführt, nachdem sie noch einen abermaligen Tribut von 12 M. und einer Ziege an den Oberpriester abgeliefert haben. Bevor dies jedoch geschieht, bestreicht, wie der Missionar Spieth berichtet, der Priester den Scheitel des Mädchens mit dem Blute eines zum Opfer dargebrachten Huhnes; alsdann werden ihr nochmals die Gebote des Ordens eingeprägt und neue, von den Eltern übersandte Kleider angelegt. Nun erst wird es seinen Eltern und Verwandten vorgestellt. Erst am siebenten Tage darauf wird das Mädchen von einigen Mitgliedern des Ordens in das elterliche Haus zurückgebracht, wo es vier Monate hindurch kein Evhe sprechen darf. Acht Tage nach dieser Frist macht die Yewedienerin ihre Besuche bei den Mitgliedern der Familie. Ueberall grüsst sie unter Kniefall in der Geheimsprache, worauf ihr von den Verwandten einige Kauris geschenkt werden, welche sie nach der Klosterregel dreimal abzuweisen und erst beim vierten Mal anzunehmen hat. Der Verwandte besprengt dann das Mädchen mit dem mitgebrachten, von dem Yewe-Orden geweihten Wasser, indem er dabei sagt, dass es jetzt eine Yewe-Priesterin geworden sei und dass Yewe es mit toten Ohren hören möge, falls er irrtümlich seinen alten Namen rufen sollte.

Das Verwildern von Yewe-Mitgliedern.

Wird ein Yewe-Mitglied von irgend einem Unbeteiligten beschimpft oder bei seinem alten Namen gerufen, so ist dies eins der besten Mittel, dem Orden einen neuen Verdienst zukommen zu lassen. Das betreffende Mitglied „verwildert" angeblich und man nennt ein solches in der Yewesprache eine Alaga, d. h. eine Rasende. Eine solche Alaga wird scheinbar rasend, läuft wie besessen umher, demoliert die Zäune und Dächer

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der Hütten und zerschlägt die Töpfe oder sonstigen Gebrauchsgegenstände ihres Beleidigers. Dann läuft sie schreiend und rasend in den Busch und nach dem Glauben der Leute, welcher durch die Machinationen des Ordens peinlich erhalten und verbreitet wird, soll eine solche Alaga oder Verwilderte, falls sie nicht bald wieder heimgebracht wird, sich in einen Leoparden verwandeln. Der Beleidiger und die Angehörigen der betreffenden Alaga laufen nun, von Schrecken und Angst erfüllt, zu dem Oberpriester und bitten ihn um seinen Beistand, damit die betreffende Verwilderte wieder zurückkehrt. Der Beleidiger wird in einem offenen Palaver zur Sühne für die zugefügte Beleidigung zu einer Geldstrafe, sowie zur Hergabe von Leinen und Zeugen, häufig bis zu einem Werte von 240 M. verurteilt. Oft muss ein Mann, der von diesem Richterspruch betroffen wird, seine eigenen Kinder verpfänden oder verkaufen, um seinen Peinigern, die ihm mit dem Tode drohen, zu entgehen. Mitunter geschieht es auch, dass ein solcher Mann es schliesslich vorzieht, selbst in den Orden einzutreten, um auf diese Weise die für ihn verhängnisvolle Angelegenheit zu beenden. Den nächsten Tag, nachdem das Opfer in den nötigen Geschenken und Geld gebracht ist, soll nun die Alaga von Priestern wieder eingeholt werden. Während des Verwilderns soll die Alaga die ganze Zeit hindurch im Busch, ohne Essen und Trinken, leben, in Wirklichkeit wird sie von ihren Kumpanen reichlich, natürlich heimlich, mit Speise und Trank versorgt und ruht auch des Nachts gemütlich in einer der Yewehütten. Vor dem Einholen der Alaga wird sie am ganzen Körper mit rotem Thon beschmiert, ihre Haare werden mit klebrigem Pflanzensaft zusammengeklebt und ein künstlicher Schwanz aus einer Schlingpflanze wird ihr angebunden; dieses verleiht der ganzen Person ein scheussliches Aussehen und erweckt bei den Leuten den Glauben, dass sie wirklich im Begriff steht, sich in einen Leoparden zu verwandeln. Unter Trommeln, Singen und dem nötigen Lärm werden am andern Tage die sämtlichen Mitglieder aufgeboten; so ziehen sie schreiend und tanzend in den Busch, um die Alaga aufzusuchen. Die Mitglieder finden sie auch bald an dem natürlich vorher verabredeten Platz, nehmen sie in ihre Mitte und unter Trommelschlag und Gesang ziehen sie wieder in das Yewegehöft zurück. Bald geht die Kunde im Dorfe, dass nach dem Aussehen der Rasenden sie wirklich bald ein Leopard geworden wäre. Die Alaga wird nun gewaschen, gereinigt und mit neuen Tüchern bekleidet. Alsdann zeigt sie sich wieder der verwunderten Menge und ein grosses Fest beschliesst den glücklichen Ausgang dieser Komödie.

Es giebt verschiedene Arten der Verwilderung. Eine Art läuft des Nachts wie ein Leopard schreiend herum, begleitet von zwei Hundeo, mit denen sie gewöhnlich ein unkeusches Leben führt. Eine andere Art lauert auf einsamen Pfaden Marktleuten auf, raubt ihnen die Waren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an Speise und Trank, die sie zu Markte führen, und wirft, falls sie diese nicht gutwillig geben, mit Steinen nach ihnen. Da eine solche Verwilderte unantastbar ist, so macht sie ein ganz gutes Geschäft, weil die Leute lieber etwas von ihrer Ware geben als dass sie sich den Verfolgungen der Yewepriester aussetzen. Eine dritte Art hat die wenig appetitliche Beschäftigung, sich im Schmutz und Kot herumzuwälzen und fortwährend mit Geschrei den Namen ihres Beleidigers zu rufen.

Das Einholen der Besessenen wird gern mit irgend einem den Verhältnissen angepassten Wunder verbunden. Wird z. B. einem Mitgliede

Fetisch-Priesterinnen.

von irgend einem Ahe, d. h. einem Nichteingeweihten, ein nach den Ordensregeln verbotener Fisch zum Essen vorgesetzt, von welchem Verbot der Unbeteiligte meistens keine Ahnung hat, so wird derselbe zunächst natürlich beschuldigt, das betreffende Mitglied verführt und seine Verwilderung herbeigeführt zu haben. Es wird dann mit dem Verwilderten ein ganz besonderer Prozess vorgenommen. Man setzt ihm eine Suppe von der verbotenen Fischgattung vor, und giebt ihm dabei kleine Fische derselben Art, die er in der Mundhöhle vor dem Volke verbergen muss. Er kommt nun wie besessen vor die Menge und tanzt vor derselben bei Trommelschlag, um dann plötzlich einzuhalten und zum grössten Erstaunen der Menge sowohl die Suppe als auch die kleinen lebendigen Fische von sich zu geben. Natürlich wird dadurch in dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Volke der Glaube an den grossen Yewegott, der solche Wunder an einem seiner Diener geschehen lassen kann, gestärkt. Häufig wird aber auch dem Volke noch eine andere Vorstellung gegeben, denn dieser Orden hat hierin für Abwechselung gesorgt. Ausser der Verwilderten, die aus dem Busch geholt wird, giebt es, namentlich bei der Küstenbevölkerung, noch eine einen grösseren Eindruck machende Alaga, die in ihrer Verwilderung in das Meer gesprungen ist und auf dem Meeresgrunde ihr Wesen treibt. Die Hundeo finden unter grossem Geschrei am Strande die Schmuckgegenstände und Kleider der ins Meer gesprungenen Alaga. Ein von dem Orden bestochener Ahe wird in das Geheimnis eingeweiht und zum sofortigen Eintritt in den Orden gezwungen. Er fügt sich gewöhnlich, denn er kennt die Schrecken, die ihn treffen, wenn er irgend etwas von der Sache verrät; der Orden würde ihm entweder seine Hütte anzünden oder ihn von anderen Mitgliedern totschlagen lassen. An dem zur Auffindung der Verwilderten bestimmten Tage wird dieselbe von einem Hundé noch vor Tagesanbruch von dem Yewegehöft, wo sie inzwischen versteckt gehalten wurde, an eine einsame Stelle am Strande geführt; sie geht hier in das Meer; zur bestimmten Stunde stellt sich der gedungene Fischer ein, wirft seine Netze aus und fischt die im Wasser in gebückter Stellung versteckte Person auf. Nach dem verabredeten Zeichen erhebt er ein kolassales Geschrei und die schon benachrichtigten und harrenden Mitglieder strömen von allen Seiten herbei. Schnell hat sich in dem Orte die Kunde von dem Ereignis verbreitet, das Volk kommt an den Meeresstrand gelaufen, um sich von dem Wunder, welches Yewe aus dem Meeresgrunde hervorgezaubert hat, zu überzeugen. Die Alaga, welcher vorher die Kopfhaare abrasiert worden sind, hält dieselben in einer Kalabasse in der Hand und bestärkt so den Glauben der Leute, dass der Yewegott selbst sie in das Meer hineingezogen und ihr das Haupt rasiert habe. Man bringt nun die Alaga in feierlichem Zuge unter Trommelschlag und Tanzen der Vodusi in die Stadt und endlich wieder in das Yewegehöft zurück.

Auffindung des grossen Yewe-Gottes.

Ein anderes Mittel dient dazu, angesehene und reiche Familien zum Eintritt in den Orden zu zwingen. Zu diesem Zwecke wird von den Mitgliedern des Ordens an der Stelle, wo der begehrenswerte Ahe seine Farm baut, ein kleiner verschlossener Topf, der die roten Schwanzfedern des grauen Papagei sowie das Kopfband einer Vodusi enthält, vergraben. Dieses nennt man den Yewe, da in dem Gefäss der grosse Gott Yewe selbst wohnen soll. Am nächsten Tage findet natürlich der nichts ahnende Farmer beim Durchgraben seines Ackers den Topf. Da die Neger, wie alle Naturvölker abergläubisch sind, lässt er vor Furcht seine Hacke fallen und läuft schnurstracks in das Dorf zurück, um seinen Angehörigen und Bekannten den sonderbaren Fund zu melden. Alsbald

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wird er von einem Mitgliede des Bundes über den Vorfall aufgeklärt und es wird ihm gesagt, dass er Yewe gefunden habe. Der nächste Oberpriester wird benachrichtigt, lässt den Finder des Topfes zu sich rufen und macht im klar, dass er von Yewe selbst ausersehen sei und zunächst ein weisses und ein schwarzes Huhn sowie Branntwein und Kauris opfern müsse, bevor er über die Bedeutung dieses Ereignisses volle Aufklärung erhalten könne. Selbstverständlich folgt der in Angst versetzte Mann dem weisen Rat des Oberpriesters und bringt den erwünschten Tribut, worauf der Priester erklärt, dass ihn Yewe selbst zu seinem Priester ausersehen habe. Der so geprellte Mann lässt sich von diesem Zauber bethören; ein grosses Fest wird von dem Oberpriester angesetzt, bei welchem feierlich bei Trommeln und Gesang das Kleinod von den sämtlichen Yewedienern und Priestern von dem Felde eingeholt, das neu aufzunehmende Mitglied in den Kultus des Ordens eingeweiht und durch den Fetischtrank zum Priester geweiht wird.

Der neue Priester baut nun auf seinem Hofe eine kleine Hütte, in welcher der erwähnte Topf seine Aufstellung findet. Er giesst dann aus einer Kalabasse Mehlwasser auf den zur Hütte führenden Weg und betet, wie uns Missionar Spieth übermittelt hat: „Yewe, Du, den ich gefunden, gieb mir Gesundheit, damit ich Dir dienen kann," oder „damit mein Fleisch stark bleibe, dass ich Dir dienen kann". Der so eingeweihte neue Priester hat ferner auch für ein Kloster zu sorgen, in welchem die Yeweweiber sowie die übrigen Mitglieder Unterkunft finden. Ein solches Kloster besteht aus einigen Lehmhütten, welche von einem grossen Zaun aus Palmblattrippen oder auch, je nach der Gegend, von einer Lehmmauer umgeben sind. Einige dieser Hütten sollen der Länge nach durch eine Lehmwand in zwei Räume geteilt sein; in der Mitte dieser Wand soll sich ein Hohlraum befinden, zu dem eine kleine Oeffnung führt, durch welche sich gerade ein Mensch hineinzwängen kann. Dieser Raum bietet ein geeignetes Versteck für die geraubten Mädchen oder die verwilderten Yeweweiber. In dem vorderen Raume liegen auf einem kleinen hölzernen Gerüst veschiedene geopferte Fetischembleme, die als Amulette verwandt werden. Die Fetischembleme bestehen aus Knochen, Kaurimuscheln oder sonstigem Plunder. Jede dieser Hütten soll noch zwei Eingänge besitzen. Ferner sind noch Fetischembleme der Gottheiten, wie die zweischneidige Axt des Blitzgottes, die Sosteine, sowie die übrigen Attribute der Gottheiten in diesem Gehöft aufgestellt. Ein Erdkegel, der den Altar vorstellt, befindet sich ebenfalls dort. Auf demselben finden die Opfer statt, wobei die Federn weisser Hühner mit ihrem Blute angeklebt werden. Nun muss sich auch der neue Priester nach Mitgliedern für das neu entstandene Kloster umsehen. Zu diesem Zwecke werden einige Hundéo oder Yewemänner beauftragt für die nötigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Frauen oder Vodusi zu sorgen. Bei Nacht wird dann irgend einem Mädchen in der Nähe des Dorfes aufgelauert und dieses häufig mit Sträuben in das Yewegehöft geschleppt, wo es anfangs in der vorerwähnten Höhlung in der Wand der betreffenden Hütte verborgen gehalten wird. In dem Yewegehöft wird es dann wie die vorerwähnten neu erworbenen Mitglieder behandelt. Der erste Fang einer solchen Vodusi wird durch eine siebentägige Feier festlich begangen.

Ein ähnliches Verfahren, um dem Orden neue Priester zu gewinnen, wird namentlich bei Fischern angewandt, indem man ihrem Handwerk entsprechend eine Kalabasse mit den geheiligten Attributen des Yewegottes an der Stelle ins Wasser senkt, wo der Fischer gewöhnlich seine Netze auswirft. Auf die schon geschilderte Weise wird dieser dann in das Garn des verbrecherischen Ordens gezogen.

Oefters soll es jedoch auch vorkommen, dass Leute freiwillig Priester dieses Ordens zu werden wünschen. Diese müssen die kleinen durchlöcherten Blitzsteine sammeln und in einen Topf mit Wasser legen. Der Topf wird dann verschlossen auf dem Felde vergraben. Wenn nach einiger Zeit die betreffenden Leute ihre Farm bearbeiten, stellen sie sich, als ob sie den Topf gefunden hätten. Sie machen dem Oberpriester oder Hubono von dem Funde Mitteilung und werden dann nach den üblichen Zeremonieen ebenfalls in den Orden aufgenommen.

Der Orden kann auch durch Ankauf der zur Errichtung eines neuen Klosters nötigen Attribute in andere Gegenden oder Ortschaften verpflanzt werden. Zu diesem Zweck muss der, welcher dieses Unternehmen wagt, eine Kalabasse mit Wasser mit dem darin befindlichen So-Stein und der zweischneidigen Axt des Blitzgottes Xebieso für einen verhältnismässig hohen Preis von einem Oberpriester des Yeweordens erwerben. Bei passender Gelegenheit, bei Krankheit, Seuchen, anhaltender Dürre oder sonstigen Notlagen der Gegend verkündet nun der Betreffende unter dem Volke, dass er eine Abhilfe wisse; der grosse Yewe habe zu ihm gesprochen, dass er das Uebel heben werde, wenn ein Kloster an diesem Orte erbaut würde. Das bedrängte Volk hofft, aus seiner Not befreit zu werden und geht zu der neuen Lehre über. So entstehen plötzlich neue Niederlassungen des heidnischen Ordens. Die alten Götzen werden bei Seite gethan und schnell verbreitet sich der neue Kult in der Gegend. — Die Attribute, die zu einer solchen Gründung nötig sind, werden mit Vorliebe besonders mächtigen Orden abgekauft. So soll Anyoro in unserem deutschen Gebiet einer der bedeutendsten Verkaufsplätze dieser sonderbaren Handelsartikel sein.

Totenerweckung durch den Yewe-Gott.

Der grosse Yewegott soll auch die Macht besitzen, Tote zu erwecken und wieder auferstehen zu lassen. Aus diesem Grunde werden Personen, die auf dem Sterbebette liegen, oder solche, die bei einer

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Schlägerei verletzt worden sind, gewissermaassen zur Pflege dem Yeweorden anvertraut. Die Mitglieder suchen dann alle Mittel anzuwenden, um den Schwerkranken am Leben zu erhalten. Dem Volke und den Angehörigen wird verkündigt, dass der Mann gestorben sei und dass nur der grosse Fetischgott die Macht habe, ihn wieder ins Leben zurückzurufen. Die Verwandten kommen nun zu dem Oberpriester mit Geschenken, was natürlich der Hauptzweck des ganzen Schwindels ist, und bitten ihn, bei dem grossen Gott ein Wort einzulegen, damit dieser durch seine Gnade den Toten erwecken möge. Sobald nun der Priester den Zeitpunkt für günstig hält, lässt er durch Yeweweiber und die übrigen Mitglieder in der Stadt laut verkünden, dass Yewe den Toten wieder erwecken werde. Es sammelt sich bald eine grosse Volksmenge vor dem Gehöft des Fetischordens an; ein Toter wird herbeigebracht, der wie üblich auf einem Brette liegt und in weisse Leinwand eingewickelt ist und dessen Körper, nach dem starken Geruch zu urteilen, in Verwesung übergegangen zu sein scheint; der Tote wird von den Mitgliedern des Ordens auf den Schultern in feierlicher Prozession herumgetragen und unter Trommelschlag und Tanz der Yeweweiber bewegt sich der Zug durch die Strassen des Ortes, bis er wieder in dem Yewegehöft angelangt ist. Dieses ist das Vorspiel für das nichtsahnende Volk, das durch den Leichengeruch vollkommen von dem Tode des Mannes überzeugt ist. Thatsächlich ist die Sache nicht so tragisch, da der Leichnam nur der Kadawer eines toten und in Verwesung übergegangenen Hundes ist. Was im Gehöft selbst vorgeht, entzieht sich den Blicken der Menge, da nur die Eingeweihten und Priester das Recht haben, diese geheiligte Stätte zu betreten. Ungeduldig und harrend der Dinge, die da kommen sollen, steht das unwissende Volk vor dem Gehöft, bis endlich die angebliche Zeremonie des Oberpriesters, der die Vorbereitung für die Auferstehung trifft, beendigt ist. Wieder erscheint der Zug mit dem Leichnam und unter Kreischen und Tanzen der Yewe-Weiber und -Männer bewegt sich derselbe nochmals durch die Strassen des Dorfes. Häufig wird der Tote um seine eigene Achse gedreht und mit demselben so lange im Kreise herumgetanzt, bis der Zug wieder in dem Gehöfte angekommen ist. Dort wird der angeblich Tote von seinen Leichentüchern befreit und erscheint wohl und munter vor der Menge, die ihn jubelnd umgiebt und nicht mehr an der Allmacht des Yewe zweifelt. Im Volke flüstert einer dem andern ins Ohr: Wahrhaftig, Yewe ist der grösste Gott. Auf diese und ähnliche Weise wird das arme Volk bethört und von dem heidnischen Orden auf Abwege geführt. Selbst wenn ein Mitglied der Sache überdrüssig ist und den ganzen Betrug durchschaut, so muss es ihn doch mitmachen, da es weiss, dass ihm der Austritt aus dem Orden sein eigenes Leben sowie möglicherweise auch das seiner Familie kosten würde.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ueber Abtrünnige oder Verräter wird von dem Orden die Todesstrafe verhängt. Der Verräter wird von einem angeblichen Freunde des Nachts in den Busch gelockt und dort oder an irgend einer abgelegenen Stelle auf dem Felde von den Mitgliedern des Yeweordens erbarmungslos totgeschlagen. Die Leiche wird dann häufig an einem Baum aufgebahrt und mit weisser Leinwand bedeckt. Am nächsten Morgen verkünden schreiend alle Yewe-Weiber, dass Yewe die gerechte Strafe an einem Manne vollzogen hat, welcher Schlechtes von ihm geredet und sich gegen ihn aufgelehnt habe. Die Leute strömen herbei und sind von Schrecken erfüllt über das Gericht, welches der Yewegott über den Verräter gehalten hat. Auch werden Abtrünnige durch Gift in das Jenseits befördert. Hat der Orden aber nicht die Absicht, den Tod des Schuldigen herbeizuführen oder kann er ihm mit diesen Mordmitteln nicht zu Leibe gehen, so sucht er ihn an seinem Gut zu schädigen. Es werden z. B. bei einem Gewitter die leicht entzündlichen Grasdächer seiner Hütte von den Mitgliedern des Ordens in Brand gesteckt; sofort laufen alsdann alle Yewe-Weiber und -Männer im Dorfe umher und verkünden schreiend, dass Yewe durch den Blitzgott Xebieso So-Steine und feurige Blitze vom Himmel heruntergesandt und die Dächer entzündet habe. Jeder, der diesem Brande Einhalt thun wollte, würde sich gegen die Maassnahmen des grossen Gottes vergehen. Natürlich hütet man sich davor und so geht denn das ganze Gehöft in Flammen auf; der angeblich Schuldige aber wird durch diese niederträchtige gemeingefährliche Sippschaft um sein Hab und Gut gebracht. Die Trümmer seines Gehöftes werden durch die Yewemänner dem Erdboden gleich gemacht und alles, was nicht durch den Brand zerstört ist, wird ihm geraubt. Die Zerstörung begründen die Yewediener damit, dass sie unter den Trümmern der Gebäude nach den bekannten So-Steinen suchen, welche der grosse Blitzgott Xebieso vom Himmel herunter geschleudert hat. Sobald ein Sühnegeld an den Oberpriester gezahlt worden ist, wird die Brandstelle von einem Priester mit Wasser von neuem geweiht, auch die Bewohner, die eine so harte Strafe getroffen hat, müssen sich wieder reinigen und mit geweihtem Wasser waschen. Bisweilen wird nun auch wirklich ein Gehöft durch den Blitz in Brand gesetzt; natürlich entgeht dann erst recht nicht der durch den Brandschaden betroffene Mann der Habgier der Yeweleute und muss noch trotz des erlittenen Verlustes seinen Tribut bei dem Oberpriester abladen.

Schutz der Yewemitglieder durch den richterlichen Spruch der Priester.

Die Yewepriester suchen sich meistens mit dem König und Häuptling des Landes ins Einverständnis zu setzen. Oefter wird deshalb, bevor der Oberpriester seinen Urteilsspruch verkündet, noch der Rat und die Meinung des weltlichen Oberhauptes des Dorfes eingeholt, um die Vollstreckung des gefällten Urteils zu sichern. Natürlich fällt bei

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

dieser Beratung eine ansehnliche Entschädigungssumme für den Häuptling ab und so leben oft Oberpriester und Häuptlinge in gutem Einvernehmen. Aber auch Häuptlinge, die persönlich dem Orden nicht geneigt sind, müssen mit ihm rechnen, da sie sonst seine Rache auf sich laden würden.

Nicht selten entscheidet der Yewepriester Beleidigungsprozesse, die zwei Nichtmitglieder gegen einander führen. Auch wenden sich Gläubiger, welche eine bestimmte Summe gegen einen Schuldner einklagen, an die Gerichtsbarkeit des Yeweordens. In einem solchen Falle werden Verwandte des Schuldners von den Hundeo festgenommen und erst nach Bezahlung der Schuldsumme und eines Tributs an die Hundeo und an den Fetischorden freigelassen. Hierbei muss erwähnt werden, dass es im allgemeinen üblich und gewissermaassen Gesetz ist, dass der Gläubiger die Verwandten des Schuldners bis zur Begleichung der Schuld als Pfand bezw. als Sklaven behalten kann.

Festlichkeiten im Orden.

An bestimmten Festtagen, welche der Orden feiert, darf niemand bei einem Mitgliede rauchend oder mit bedecktem Haupte vorbeigehen. Ziegen und Schafe werden zu den Festen den Bewohnern einfach gestohlen und dann gemeinsam verspeist. Bei solchen Gelegenheiten geht es hoch her; an Branntwein und Essen fehlt es nicht und ein unsittlicher Verkehr zwischen Männern und Weibern des Ordens spielt dabei die Hauptrolle. Die Weiber gehen in dem Fetischgehöft und auch ausserhalb desselben vollkommen nackt umher, wovon man sich in Adjido, wo ein solcher Orden ist, überzeugen kann. Auch sollen die Mitglieder bei solchen Gelagen es für vornehm halten, sich unanständig aufzuführen und darin gegenseitig wetteifern, indem sie, wie unser Gewährsmann Kuadzo schreibt, Nawe, Nawe schreien. Zur Teilnahme an diesen Freudenfesten, die namentlich junge Leute verführen, in den Orden einzutreten, sind nur die Mitglieder befugt. Wehe dem Unglücklichen, der es wagt, die geheiligte Stätte zu betreten, wehe sogar dem, der sich irrtümlich verläuft; er wird, abgesehen von den nicht geringen Strafen, welche ihm später durch den Prozess entstehen, von den Yewe-Männern und -Weibern, die sich wie Hyänen auf ihn stürzen, durchgeprügelt und kann froh sein, wenn er mit dem Leben davon kommt.

Ausstossung aus dem Orden.

Die Ordensregeln und -Gebote werden scharf durchgeführt und jede Uebertretung wird streng geahndet; Uebertretungen werden mit Geldbussen bestraft und in schwereren Fällen wird der Schuldige aus dem Orden ausgestossen. An dem Tage, an welchem die Ausstossung erfolgt, werden sämtliche Mitglieder wild und teilen dieselbe schreiend und wie besessen durch die Strassen laufend dem Volke mit. Dem Schuldigen wird vor dem versammelten Volke unter Trommelschlag und Tanz der Kopf rasiert, man ruft ihn zum Spott mit seinem früheren Namen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weil bei Strafe niemand den Yewenamen aussprechen darf. Nach einer ordentlichen Tracht Prügel wird der Ausgestossene fortgejagt, denn der Yewe ist, wie sich die Mitglieder ausdrücken, aus dem Kopfe des Schuldigen herausgenommen.

Stirbt ein Mitglied, so findet die Totenfeier, wie bei allen Negern, durch ein besonderes Fest und Gelage statt, nur dass bei einem Yewemitglied die Hundeo allein den Toten beerdigen dürfen, während dieses Vorrecht sonst den Familienmitgliegern väterlicherseits zusteht. Als ganz besonderes Zeichen der Trauer wälzen sich die Priester und Priesterinnen des Yewe im Koth und Schmutz, um dann ein gemeinschaftliches Reinigungsbad zu nehmen. Jeder der Angehörigen muss alsdann einen Topf mit Wasser in das Haus des Verstorbenen bringen, welches der Priester weiht. Mit diesem geweihten Wasser besprengt der Priester das Haus und bannt dadurch den Geist des Verstorbenen, der in dem ganzen Lande sehr gefürchtet ist und nach dem Glauben der Leute eine eigentümliche Zauberkraft besitzt. Das Totengelage wird selbstverständlich von der Familie bezahlt; die Sachen und Kleider des Verstorbenen verbleiben dem Orden als Erbteil.

Die Aufklärung über das verbrecherische Treiben des Ordens haben wir, wie nochmals erwähnt sei, vor allem unserem aufrichtigen Gewährsmann Kuadzo, sowie den Bemühungen der Missionare und der Schrift des H. Seidel zu verdanken; die Regierung ist dadurch in den Stand gesetzt, dem verbrecherischen Treiben des Ordens entgegen zu treten.

Wir verlassen nun den Fetischort Ve, der uns Anlass zu obigen Schilderungen gegeben hat und setzen unseren Marsch nach Kpando fort.

Weitermarsch nach Kpando.

Der Weg führt in nordwestlicher Richtung über die kleinen Vororte von Ve-Demme, über Vime, während zur rechten Seite des Weges das Farmdörfchen Agbome liegen bleibt. Wir passieren grosse Farmdörfer und grüne Fluren von Erdnüssen, Mais und Yams; ab und zu steht mitten in den Farmen eine kleine Hütte, umgeben von den schon früher beschriebenen Kornspeichern, die bestimmt sind, die reiche Ernte aufzunehmen. Der Yams wird hier häufig in kleine Erdhügel gepflanzt, die mit der Hacke aufgeworfen und gelockert sind; später wird ein Stock in den Hügel gesteckt, an welchem sich der Yams emporrankt, während er sonst auf dem Erdboden entlang kriecht. Meistens wird er aber sich selbst überlassen und überzieht dann das ganze Feld mit einem schönen frischen Grün.

Immer spärlicher wird der Baumwuchs in dieser weiten Ebene; eine grosse Grassavanne breitet sich vor uns aus und der schmale, unebene Pfad nähert sich dem Ufer des Danyiflusses. In der Ferne erhebt sich ein neues Gebirge, das mit seinen vielen kleinen Kuppen ein

14*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wechselvolles Bild gewährt. Es ist das Lavanyo-Gebirge, welches wir schon früher von den Höhen des Agome-Gebirges begrüsst haben. Das Gras wird schilfiger und härter; ab und zu sind sumpfige Stellen zu überwinden. Wir überschreiten einen kleinen Nebenfluss des Danyi, Aflabó, und erreichen den Ort Bevi, der an den Ufern des Danyi liegt. Hier machen wir unter den grossen Fikusbäumen, die einen schönen breiten Marktplatz beschatten, Halt, um nach einer kurzen Ruhepause wieder aufzubrechen und den Fluss zu passieren. Als Brücke über den fast 15 m breiten Fluss dient ein Baumstamm. Die Eingeborenen

Flussübergang im Hinterlande.

stellen solche Brücken mit Vorliebe her, da sie ihnen nur geringe Arbeit verursachen. Ein grosser Baumstamm, der dicht am Ufer steht und dessen Wurzeln gewöhnlich schon durch die Gewalt des Wassers untergraben sind, wird mit wenig Mühe von den Wurzelteilen losgelöst und alsdann gefällt, so dass der Stamm quer über den Fluss zu liegen kommt. Einige kleine Aeste werden dann noch abgehauen und die primitive Brücke ist fertig. Im allgemeinen erfüllt sie bei den durchschnittlichen Wasserverhältnissen vollkommen ihren Zweck; nur bei Hochwasser werden häufig die Stämme überflutet oder weggerissen, so dass dann der ganze Verkehr auf diesen Strassen stockt und die Karawanen gezwungen sind, so lange Halt zu machen, bis das Wasser

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wieder gefallen ist. Auch wir kletterten einer nach dem andern über diese Eingeborenenbrücke.

Bei dieser Gelegenheit muss ich auf die Galanterie der schwarzen Kavaliere gegen das weibliche Geschlecht zu sprechen kommen. Der Schwarze benutzt ein solches Ereignis ganz wie bei uns, um sich seiner Dame angenehm zu machen. Schnell springt einer der sonst nicht allzufleissigen Träger herzu, nimmt ihr die Last ab und trägt sie leichtfüssig hinüber. Ein anderer ist ihr behilflich, über die Aeste und Wurzeln zu klettern und wieder ein anderer reicht der schwarzen lady beim Ueberschreiten des Stammes galant seine biedere Rechte, wobei es, wie bei unseren Damen, nicht ohne ängstliches Geschrei und Gekicher abgeht.

Inzwischen baden sich noch schnell und ungeniert die übrigen Träger in dem klaren Wasser des Flusses, um sich vor dem Aufbruch der Karawane von dem Schweiss und Schmutz des langen Marsches zu reinigen. Mit Mühe wird dann die Gesellschaft wieder zusammengebracht; schwerfällig werden die Lasten aufgenommen und der Marsch in der grossen weiten Grassavanne wird fortgesetzt. Immer näher rücken die südlichen Ausläufer des Lavanyo-Gebirges, kleine Hügel begleiten den Weg und bald sehen wir von der Höhe das nächste Dörfchen Gadja, welches schon zu der Landschaft Kpando gehört. Hier wie in fast allen Orten empfängt uns der Häuptling und ist erstaunt, dass ein Weisser so plötzlich, ohne vorher angekündigt zu sein, in seinem Orte erscheint. Schnell sendet er Boten voraus, um den König Dakadu, seinen Herrn, noch rechtzeitig von der Annäherung des Weissen zu benachrichtigen. Gewöhnlich haben diese schwarzen Häuptlinge ein schlechtes Gewissen und fürchten, dass man sie überrumpeln und festnehmen könnte, denn sie haben immer so viel auf dem Kerbholz, dass sie sich nie ganz sicher fühlen.

Ankunft in Kpando.

Auf einem Damme, der Gadja mit dem nächsten kleinen Farmdorf Sobuësante verbindet, führt nun der Weg in südöstlicher Richtung über kleine Terrainwellen direkt nach der grossen Haupt- und Residenzstadt des Negerfürsten Dakadu. Schon von weitem hört man das Gesumme der Volksmenge und die Trommeln, welche der König bei der Ankunft eines Weissen schlagen lässt, um die Häupter und Würdenträger der Stadt beim Empfange um sich zu scharen. Ein kleiner schmutziger Steg führt durch eine enge Strasse zu dem grossen Versammlungsplatz, der im Osten der Stadt liegt und an welchem sich das Palais des Königs Dakadu befindet. Unsere kleine Truppe, voran die 15 Soldaten mit der schwarz-weiss-roten Flagge, dahinter die Träger mit ihren Lasten, um, geben von einer Masse Volk, die uns begleitet, marschiert direkt nach der Empfangshalle des Königs, wo wir unter unaufhörlichem Trommeln von Dakadu empfangen werden. Dr. Gruner, mit dem ich damals reiste-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

begrüsste Dakadu und teilte ihm mit, dass wir hierher gekommen wären, um ihn zu besuchen und sein Land zu sehen. Dakadu sass auf einem erhöhten Platze in der Vorhalle, umgeben von den Würdenträgern, die in der Nähe des Thrones Platz genommen hatten; neben ihm stand der Sprecher mit dem Königsstock, der die Würde seines Amtes anzeigte. Dakadu hatte ein grosses Eingeborenentuch umgeschlagen und den sogenannten Fetischhelm aufgesetzt, einen alten Tropenhelm, der schwarz gestrichen ist und an dem allerhand Fetischembleme angebracht sind, um den Träger vor feindlichen Geschossen zu schützen. Er ist ein mittelgrosser, hagerer, alter Mann, dessen pockennarbiges, aber ziemlich wohlgebildetes Gesicht scharfe und energische Züge aufweist. Ein grauer Backenbart, der sehr selten bei den Evhenegern vorkommt, rahmt das schwarze Gesicht ein, aus dem lebhafte, listige Augen hervorblicken. Dakadu ist der erste Häuptling im ganzen Evhegebiet, der eine wirkliche Herrschaft über seine Unterthanen führt. Seine Regierung dürfte manche Grausamkeiten aufzuweisen haben Die Unterhäuptlinge in dem Kpandogebiet haben wenig zu sagen und sind vollkommen abhängig von dem Willen ihres energischen Gebieters. So führte auch Dakadu in dem Palaver eigentlich allein das Wort, welches sein Sprecher weiter verkündete. In polterndem, selbstbewusstem Tone liess er uns fragen, warum wir ohne vorherige Anmeldung nach Kpando gekommen wären. Dr. Gruner erwiderte ihm, dass der Weisse marschiere, wenn er gerade Zeit hätte und dass er nicht immer vorher den Tag der Ankunft angeben könne. Bald war die Empfangsfeierlichkeit vorbei und wir wurden in ein benachbartes Gehöft geführt, das uns und unseren Leuten angewiesen wurde. Dieses Gehöft war von allen vier Seiten von kleinen Hütten umgeben, der Eingang führte durch eine Hütte, welche nach dem Hofraum zu offen war. Daran stiess eine grössere Hütte, die sogar mit Fensterladen versehen war und die einen Tisch, eine Bettstelle und einen Stuhl enthielt. Dieses Mobiliar war von einem einheimischen Tischler gezimmert worden. Darauf folgte eine kleine Hütte, zu deren Eingang einige Stufen führten und die von aussen sauber mit roter Farbe gestrichen, auch sonst gut gebaut und innen reinlich erhalten war. Eine Thür und Fensterladen verschlossen auch diese europäische Negerhütte. Diese beiden Hütten nahmen Dr. Gruner und ich in Beschlag. Unsere Leute wie auch der Koch richteten sich in den anderen Hütten, die wie gewöhnlich ohne Unterbau direkt auf die Erde gebaut waren, häuslich ein. Den Tag über gewährte bei der glühenden Sonnenhitze in dem Hofe eine offene Halle mit grossem Grasdach einen angenehmen Aufenthalt.

Das Palais des Königs ist natürlich nichts anderes als eine grosse lange Hütte, die nach aussen hin geschlossen ist und in der Mitte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine eingezogene Wand besitzt, wodurch die Königshalle gebildet wird; in der Mitte derselben ist der Thronsessel aufgestellt, während an den Seiten die grossen Trommeln stehen und an den Wänden überall Fetischembleme wie Knochen, Federn und Hörner angebracht sind; auch ein kleiner Kriegsfetisch, mit einem Schwert in der Hand, steht darin, dessen eine Hälfte schwarz, die andere weiss bemalt ist. Die weisse Farbe bezeichnet fast im ganzen Afrika bei den eingeborenen Stämmen den Krieg, während die rote Farbe als Friedenszeichen gilt. Zu der Königshalle führen einige Stufen herauf, auf welchen bei Festlichkeiten die Häuptlinge und Grossen des Landes nach Rang und Würde ihren Sitz einnehmen. Die übrigen Seiten des Gehöftes sind ebenfalls von Hütten umgeben, deren Eingänge alle nach dem Gehöft zu liegen und die als Wohngebäude der Sklaven und Frauen des Königs, sowie als Wirtschaftsgebäude dienen. Auf dem grossen viereckigen Platze vor dem Palais werden die Palaver und Festlichkeiten abgehalten; grosse Schattenbäume gewähren den einzelnen Gruppen Schutz, die der König zu empfangen wünscht. Die übrigen Seiten des Platzes nehmen die Hütten und Gehöfte der grossen Würdenträger oder reichen Händler ein. An diesen Platz stösst, durch eine kleine Strasse verbunden, das Terrain, auf dem die Wochenmärkte, sowie auch die kleineren Märkte abgehalten werden.

Kpando als Handelsplatz.

Ein reges Leben und Treiben entfaltet sich auf diesem Markt, denn Kpando ist einer unserer grössten Handelsplätze in diesem Gebiet. Durch seine günstige Lage, nur ungefähr 7 Kilometer von dem grossen Voltastrom entfernt, ist Kpando schnell aufgeblüht und bildet eigentlich bis in neuere Zeit einen Stapelplatz für die englischen Waren, welche infolge des billigen Wassertransports von der Küste bis nach Dogbadja auf deutsches Gebiet oder auch nach Gabé auf dem gegenüberliegenden Volta-Ufer auf englisches Gebiet gebracht werden. Dogbadja bildet den eigentlichen Vorhafen von Kpando und grosse Vorräte an Pulver und Salz liegen dort aufgestapelt. Ausser dem schon früher erwähnten Adda-Salz ist hier auch europäisches Salz in Massen vorhanden. Zumeist sind alle diese Waren von dem englischen rechtsseitigen Voltagebiet eingeschmuggelt; sie werden meistens in Adda eingekauft und dann mittelst Kanoes den Volta heraufgebracht. So beherrschen die englischen Händler vollkommen den grossen Markt von Kpando und der englische Einfluss ist in sämtlichen, an den Volta grenzenden Gebieten wahrzunehmen. Da wie schon vorher erwähnt, die linksseitigen englischen Gebiete des Volta mit unserem deutschen Gebiet ein und dieselbe Zollkonvention haben, wonach die englischen Waren aus diesen Gebieten zollfrei in unsere deutsche Kolonie eingehen und umgekehrt unsere deutschen Waren wieder zollfrei in das linksseitige englische Voltagebiet eingeführt werden dürfen, während das rechtsseitige grosse Gebiet der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

englischen Goldküstenkolonie dem allgemeinen Zoll unterliegt ist natürlich dem Schmuggel Thür und Thor geöffnet. Aus diesem Grunde wurde eine Zollstation in Kpando eröffnet, welche schon jetzt eine erhebliche Einnahme aus dem Zoll der eingeführten Waren hat. Durch die Station, sowie durch Ursprungsatteste ist in neuerer Zeit dem Schmuggel gründlich entgegengetreten worden. Trotzdem ist es natürlich mit Rücksicht auf die Konvention und bei der Nähe der englischen Grenze nicht möglich, ihn gänzlich zu verhindern. Auf dem Kpandomarkte werden, wie auf allen anderen grossen Negermärkten, allerhand Lebensmittel und Produkte feilgeboten. Viele Zeuge und Stoffe, sowie Pulver und Gewehre, vor allen Dingen Salz, werden von englischen Händlern verkauft. Selbst die Haussas fehlen nicht und haben in den Grasdachhallen und den angrenzenden Hütten ihre bunten Stoffe, Messingschüsseln und anderen Verkaufsartikel zum Kauf ausgestellt.

Auch die Bremer Faktorei aus Lome hat an diesem Markt eine Niederlassung und einen Laden. Sie führt dieselben Waren, die wir schon an der Küste in den sogenannten Stores vorgefunden haben und die hier einen guten Absatz finden. Der Unkosten wegen ist vorläufig nur ein schwarzer Angestellter der Firma mit der Verwaltung dieser Verkaufsstelle beauftragt und bis auf weiteres hat auch die Firma von der Errichtung von Häusern nach europäischer Art Abstand genommen.

Stadt und Umgebung von Kpando.

Kpando selbst dehnt sich nach Norden und Westen weithin aus und die kleinen Vorstädte wie Aloë hängen fast ganz mit der Hauptstadt zusammen. Im Osten der Stadt liegt die Station der Baseler Missionsgesellschaft. Die Mission wird von einem schwarzen Lehrer verwaltet. In der Schule wird in der Evhe- und in der Tshisprache unterrichtet. Auch hier erfreut sich die Missionsschule eines regen Besuches, da die Eingeborenen im allgemeinen wissbegierig sind und danach trachten, lesen und schreiben zu lernen. Unter den Negern gilt ein Schriftkundiger als Gelehrter und steht in grossem Ansehen. Auf dem platten Lande werden häufig Schriftzeichen oder Schriftstücke als Fetisch betrachtet. Dagegen findet die Lehre des Christentums infolge des Verbots der Polygamie weniger Eingang. Ausser der Missionsschule ist noch eine sogenannte Haussaschule vorhanden, welche die Kinder der mohamedanischen Haussa-Kolonisten besuchen und in welcher ein mohamedanischer Priester die Schüler den Koran lesen lehrt und in der arabischen Schrift unterrichtet. Ueberall wo Haussas sich niederlassen, bringen sie einen Priester mit und ernennen auch einen eignen Häuptling, der ihre Streitigkeiten zu schlichten, sowie die Kolonie bei dem eingeborenen König zu vertreten hat. Lange Zeit herrschte hier der alte Profoyetu, den wir schon auf unserer Reise an der Küste bei Bagidá angetroffen haben. Infolge von Zwistigkeiten, welche unter

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Marktplatz in Kpando.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den reichen Haussa-Familien entstanden sind, musste der alte Profoyetu einem andern Chief weichen.

Die ganze Stadt Kpando hat das Gepräge einer Handelsstadt. Ueberall sieht man englische Händler in Gruppen über dieses oder jenes Geschäft beratschlagen, überall bieten Haussa-Händler ihre bunten Kattunwaren oder Perlen oder auch die beliebten Messingstangen, aus denen die Eingeboren die glänzenden Armbänder herstellen, zum Kauf an. Lange, mit einem Grasdach versehene Lehmhütten dienen in Kpando

Die Zollstation Kpando.

den Fremden als Gasthaus; der innere Raum ist in mehrere Abteile eingeteilt, zu welchen je ein besonderer Eingang führt.

Rings um Kpando herum liegen die Farmen der Ackerbauer. Im Nordosten der Stadt zieht sich ein kleiner Höhenzug mit grossen erratischen Steinblöcken von etwa 20 m Höhe entlang, auf dem die Regierungsstation angelegt ist. Dieselbe ist in viereckiger Form von dem Techniker Stöhr erbaut. Bei meinem letzten Aufenthalt im Jahre 1897 bestanden die Gebäude aus grossen Lehmhütten nach Art der Eingeborenen. Ein schöner grosser Hofraum, zugleich der Exerzierplatz der Station, war von den Hütten, die als Wohnungen für die Soldaten und Arbeiter und als Aufbewahrungsorte dienten, begrenzt. Auf der Ostseite der Station war auf den Felsen, welche hier steil abfielen, eine kleine Bastion

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

errichtet und auf diesem Felsplateau sollte das Wohnhaus für die Europäer erbaut werden. Von hier aus hat man einen schönen Blick auf die Stadt Kpando selbst, welche sich mit ihren 1000 Hütten nach Osten erstreckt. Weiterhin überblickt man die grosse Ebene des Danyi-Flusses und die Berge und Ketten des Agome-Gebirges, welche das Thal abschliessen. Auf dem kleinen Bergzuge an der Station entspringt in unmittelbarer Nähe ein klarer Quell, der die Station mit dem nötigen Trinkwasser versorgt. Nicht weit von der Stationsanlage zieht sich die Strasse über die Felsblöcke nach dem schon erwähnten Hafenplatz Dogbadja am Volta hin. Dieser Weg, der die eigentliche Strasse der Händler bildet, die ihre Waren auf dem Volta aus dem englischen Gebiet einschmuggeln, wird von dieser ausserordentlich wichtigen Zollstation vollkommen beherrscht.

Ausser Handel und Ackerbau wird in Kpando in kleinem Maassstabe die Weberei, sowie in grösserem Umfange die Töpferei betrieben. Der grosse Markt in Kpando, der die Bewohner der umliegenden Ortschaften und weiterher anzieht, bietet für die fast in jeder Wirtschaft unentbehrlichen Töpferwaren einen guten Absatz.

Kpando ist im Norden die letzte Landschaft des Evhestammes, wo die Evhesprache gesprochen wird, aber auch die Tshisprache, welche von den meisten aus dem Aschantie-Gebiete kommenden Händlern gesprochen wird, hat Eingang gefunden. Neben dieser ist die Haussa-Sprache und vereinzelt die Guan-Sprache, welche in der im Norden angrenzenden Landschaft Kunya gesprochen wird, im Gebrauch.

König Dakadu und seine Herrschaft.

Als ich das erste Mal mit Dr. Gruner in Kpando war, handelte es sich darum, die Landschaft unter deutsche Flagge zu stellen. Durch den englischen Vertrag gehörte sie ja thatsächlich schon lange zu deutschem Gebiet, aber König Dakadu betrachtete sich als vollkommen selbständig und unabhängig, obwohl er dem Einfluss, den die englischen Händler von der Goldküste auf ihn ausübten, nicht widerstand. Dakadu zog natürlich von diesen den grössten Gewinn, da er bei Palavern und sonstigen Gelegenheiten einen ansehnlichen Tribut forderte; so unterstützte er z. B. den englischen Schmuggel auf jede Weise, so dass infolgedessen nur wenig Waren oder Produkte zur deutschen Küste gelangten. Die englischen Händler dominierten in Kpando vollkommen, während die aus deutschem Gebiet erst in zweiter Linie kamen. Die Mittel gestatteten es in der ersten Zeit unserer neuen Kolonie nicht, ohne weiteres gegen einen so mächtigen Häuptling wie Dakadu vorzugehen. So war es erst nach der Befestigung der Station Misahöhe Dr. Gruner vorbehalten, Kpando die deutsche Flagge zu geben. Lange Palaver fanden zwischen Dakadu und uns statt, wobei Dakadu häufig eine sehr herausfordernde Sprache führte. Wie stark damals noch sein Selbstgefühl war, zeigte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich bei folgendem Vorfall. Ein Soldat hatte einem Verwandten von Dakadu zufällig eine kleine Thonpfeife zerbrochen, worauf Dakadu dem Soldaten sagen liess, dass er ihm den Kopf abschlagen würde. Der Soldat gab dem Boten zur Antwort, er habe keine Furcht, Dakadu solle es nur versuchen. Damit die Leute bei dem mehrtägigen Aufenthalt nicht müssig blieben, hielt ich mit meinen 15 Mann ein strammes Exerzieren auf dem grossen Platze vor der Königshalle ab. Bei dieser Gelegenheit liess ich den schuldigen Soldaten vor die Front treten, rügte seine Handlungsweise, lobte ihn aber zugleich öffentlich, dass er dem König auf seine anmaassende Herausforderung eine beherzte Antwort erteilt hätte und gab meiner Freude darüber Ausdruck, dass er Vertrauen zu seinem Führer habe. Auch der König mit seinem ganzen Stabe hatte sich vor seinem Palaste eingefunden und musterte die Exerzitien unserer Soldaten. Es wurde Gefechtsexerzieren und das sogenannte Buschgefecht geübt und zum Schluss wurde mit aufgepflanztem Seitengewehr unter lautem Hurra ein Sturm auf das königliche Schloss ausgeführt. Bei diesem Anblick erschrak die ganze königliche Umgebung und der gefürchtete König zog sich schleunigst in seine Halle zurück. Als jedoch noch vor dem Palaste Halt geblasen und das Kommando „Gewehr ab" gegeben wurde, erhellten sich die Gesichter wieder und Dakadu erklärte mir erfreut, dass die deutschen Soldaten gut exerzieren könnten. Nach Austausch der Geschenke, die einen ganz besonderen Einfluss auf den habgierigen Dakadu ausübten, versprach dieser den deutschen Handel zu schützen und nachdem ihm noch eine Jahresrente garantiert worden war, nahm er feierlichst die deutsche Flagge an. Hiermit war unsere Mission beendet und wir kehrten wieder nach unserer Station Misahöhe zurück.

MILITÄREXPEDITION ÜBER KPANDO NACH KRATYI.

Ende des Jahres 1895 kam ich mit der grossen Militärexpedition, die unter Leitung des Oberleutnants v. Döring zwecks Anlegung der Station Kratyi über Kpando ihren Weg nahm, wieder an diesen Ort. Die Marschordnung einer derartigen Expedition in sicheren und friedlichen Gegenden ist die folgende. Meistens marschiert die Truppe voran, an der Spitze sechs Spielleute, die beim Passieren eines Ortes trommeln und pfeifen. Dahinter kommt die grosse Trägerkolonne und den Schluss

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bilden wieder einige Soldaten mit einem gewandten Unteroffizier, der am Queu die Ordnung aufrecht erhält. Falls mehrere Weisse bei der Expedition sind, schliesst öfters ein solcher den Zug. Bei der Expedition nach Kratyi waren drei Weisse, Oberleutnant v. Döring, ich selbst und der seitdem verstorbene Botaniker Baumann, welcher damals auf der Station Misahöhe stationiert war. Der Landeshauptmann v. Puttkamer wollte diese Expedition persönlich leiten, wurde jedoch durch die Versetzung nach Kamerun an der Ausführung seines Planes verhindert; an seiner Stelle wurde v. Döring mit den Funktionen eines Landeshauptmanns ausgestattet und mit der Expedition nach Kratyi gesandt. Lange Zeit vorher war der Besuch des obersten Beamten der Kolonie den Häuptlingen angekündigt, welche sich darauf freuten, insbesondere wegen der Geschenke, die sie zu erhalten hofften. Der Expedition war auch eine ansehnliche Geldsumme und ausserdem Geschenke für die Häuptlinge zur Verfügung gestellt, in der richtigen Erkenntnis, dass die Freundschaft des Negers, sowie Macht und Ansehen der Europäer von diesen Mitteln abhängen. Wir waren sämtlich beritten, aber die Pferde waren unser Eigentum, da die Regierung damals kein Geld zum Ankauf von Pferden bewilligt hatte.

Empfang der Expedition.

Unter Trommeln und Pfeifen, voran die schwarz-weiss-rote Flagge, marschierten wir in Kpando ein und machten auf dem Königsplatze Halt. Von der Königshalle wehte auf einem hohen Mast eine grosse deutsche Flagge. Ganz Kpando war natürlich auf den Beinen und sammelte sich auf dem Platze. Die grossen Trommeln wurden gerührt und wir wurden feierlich von Dakadu empfangen. Ein grosses Zelt wurde unter den hohen Bäumen auf dem Markte aufgestellt, davor stand die Flagge und in langen Reihen die Gewehrpyramiden der 120 Mann starken Truppe. Ein Unteroffizier zog täglich auf Wache und ein Posten vor Gewehr hatte die Fremden von dem Platze fernzuhalten und Aufsicht über die Waffen zu führen. Ueber den Gewehrpyramiden hingen die Patronentaschen und Seitengewehre eines jeden Soldaten. Diese Maassnahme ist getroffen, um etwaigen Ausschreitungen der Soldaten gegen die wehrlosen Eingeborenen vorzubeugen. Ein Spielmann, der ebenfalls stets auf Wache ist, ist verpflichtet, bei einem Alarm sofort die Truppen zu den Gewehren zu rufen.

Am nächsten Tage kam Dakadu und brachte seine Geschenke, die aus einer ungeheuren Menge von Yams, Bananen, Papaya, Mais und anderen Lebensmitteln bestanden. Auch Ziegen und Schafe wurden von den Farmen herbeigeholt und uns von Dakadu zum Geschenk gemacht. Der Neger zeigt in dieser Beziehung ein gewisses Feingefühl, denn er überreicht die Geschenke, selbst wenn die Gabe noch so gross ist, immer mit der Entschuldigung, dass er leider nicht mehr hätte und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bäte, die kleine Gabe zur Beköstigung der Leute anzunehmen. Alle Geschenke werden aber in der Hoffnung gegeben, dass der Weisse dieselben drei- und vierfach vergelten wird. Dem König Dakadu wurde vielmals für die Spenden gedankt und durch v. Döring gleichzeitig energisch klar gemacht, dass alle bisherigen Anmaassungen und Uebergriffe, deren er sich schuldig gemacht hätte, vergessen sein sollten, dass er aber fortan den Anweisungen der Regierung bei Vermeidung harter Strafen Folge zu leisten hätte. Angesichts der vielen Gewehre und Soldaten, die bei dem prahlerischen Dakadu ihren Eindruck nicht verfehlten, war er ziemlich kleinmütig geworden. Sein polterndes Wesen und seine Drohungen mit Krieg und Kopfabschneiden hörten ganz auf. Er gelobte, in Zukunft die Befehle der deutschen Regierung zu befolgen und in jeder Lage treu zu ihr zu stehen. Ihre Macht, welche er zum ersten Mal in dieser Weise entfaltet sah, hatte sowohl auf Dakadu, wie auf die Bevölkerung eine heilsame Wirkung ausgeübt. Die falsche Vorstellung, welche die englischen Händler von derselben verbreitet hatten, war damit hinfällig geworden. Der Neger lässt sich leicht durch äussere Machtentfaltung imponieren und unterwirft sich ihr ohne weiteres, da er im allgemeinen ängstlich und um sein Leben besorgt ist.

Grosser Aufzug Dakadus.

Am nächsten Tage war grosser Empfang der sämtlichen Häuptlinge der Kpando-Landschaft und schon am frühen Morgen sassen die einzelnen Sendboten vor dem Palais des Königs, um diesem die Ankunft ihrer Herren und Gebieter anzuzeigen. Dakadu kam mit einigen Würdenträgern, bald nachdem wir aufgestanden waren, zu uns, wünschte uns guten Morgen und erkundigte sich, wie wir die Nacht in seiner Residenz geschlafen hätten. Eine grosse Kalabasse mit Palmwein wurde herbeigebracht und nach Negersitte trank uns der König aus einer kleinen Kürbisschale zuerst zu. Er hatte an dem Tische vor dem Zelte Platz genommen und nun machte die Palmweinschale zuerst bei uns Weissen und dann bei den Würdenträgern des Königs die Runde. Der König hatte inzwischen seine Pfeife mit dem von uns geschenkten Tabak in Brand gesteckt; eine Sklave stand zu ihrer Bedienung hinter ihm; auch führte der König eine kleine aus einer Kokosnuss gearbeitete Schnupftabaksdose mit sich und sprach derselben sehr stark zu, so dass sein stattlicher Bart, sowie seine Nase Spuren des Schnupftabaks trugen. Auch uns bot der König, freundlich grinsend, eine Priese an, wir dankten jedoch höflichst für diese Aufmerksamkeit. Der König, sowie die übrigen Würdenträger, welche sich auf kleinen Schemeln oder auf der Erde hockend, um unseren Tisch gruppiert hatten, waren in ein grosses Tuch eingewickelt, welches sie vor der für afrikanische Verhältnisse kühlen Morgentemperatur schützte. Nachdem der alte Dakadu seine Kehle angefeuchtet hatte, war der drückende Alp, der Tags zuvor auf ihm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gelastet hatte, geschwunden. Er versicherte uns nochmals seine, Freundschaft und kam dann bald wieder auf die alten Palaver zurückr erzählte uns alle Schlechtigkeiten der benachbarten Häuptlinge und bat uns, energisch gegen dieselben einzuschreiten, in der Hoffnung, durch die Freundschaft mit den Weissen zu grösserem Ansehen gegenüber den mächtigen Häuptlingen zu gelangen. Nachdem wir ihm einige Cognacs kredenzt hatten, auf die er offenbar schon lange gewartet hatte, zog er sich in seine Gemächer zurück, um die weiteren Regierungsgeschäfte und Vorbereitungen für den offiziellen Aufzug zu erledigen. Die Sonne war schon zur halben Höhe gestiegen, als allmählich unter unaufhörlichem Trommeln die Häuptlinge teils in einer Hängematte getragen, teils zu Fuss unter einem riesengrossen roten oder gelben Schirm vor dem Palais des Königs Dakadu anlangten. Eine Menge Volk war herbeigeeilt, fast der ganze Platz war besetzt und nur mit Mühe konnte unsere Wache die Menge in gebührender Entfernung halten. Plötzlich trat Ruhe ein, Trommeln fielen ein und der König trat auf die Stufen der Halle, um die Häuptlinge zu begrüssen und in feierlichem Zuge zu den Weissen zu begleiten. Unter unaufhörlichem Trommeln bewegte sich der Zug über den Platz, voran Dakadu unter einem rotseidenen Schirm, mit einer Art phrygischen Mütze und mit einem grossen gelbseidenen Tuche bekleidet, welches er einst von einem Weissen zum Geschenk erhalten hatte. Ihm folgte sein ganzer Stab, der Sprecher mit dem Königsstock, sowie der Rat der Alten, der Haussa-Häuptling Profoyetu, in langem weissen Haussa-Gewand und mit einem Turban von weiss-rotem Musselin auf dem Kopf. Hieran schlossen sich die einzelnen Abordnungen, nach der Grösse der Dörfer und Städte geordnet, voran die Häuptlinge unter Baldachinen mit Stabträgern an der Spitze. Hinter dem Zuge endlich wurden die Geschenke gebracht, grosse Kalabassen mit Mais, Yams, Reis, Bananen und Ananas; daneben wurden an kleinen Seilen Schafe und Ziegen nachgeschleppt.

Als der Zug hielt, teilte uns Dakadu mit, dass die Häuptlinge gekommen wären, um uns zu sehen und zu begrüssen. Die meisten hatten sich auf kleinen Schemeln, welche von Sklaven herbeigeschafft wurden, häuslich niedergelassen. Wir drückten jedem einzelnen die Hand und sprachen unseren Dank für die schönen Geschenke aus. Bei der Begrüssung entblösst der Neger vor einem Höhergestellten die rechte Schulter. Bei dem Handreichen wird mit den beiden Mittelfingern ein knallender Ton hervorgebracht. Untergebene fallen vor dem Häuptling auf die Kniee, das Gesicht zur Erde gebeugt, so dass sie mit dem Kopfe den Erdboden berühren, klatschen dann einige Mal in die Hände und stammeln: „Donna, Donnalo“ (Ich danke, ich danke sehr). Als Gruss zwischen Gleichgestellten auf dem Marsche, namentlich wenn sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Leute häufiger sehen, ruft einer dem andern zu: „Wie geht es zu Hause, ich danke sehr, wie geht es bei Dir zu Hause?" „Wie geht es Deinen Kindern?", worunter nicht nur diese, sondern auch Weiber und Sklaven gemeint werden. „Home-tolle? Ole-do? Dewi-ole? Elle?" Haben sich die Leute längere Zeit nicht gesehen, so findet natürlich noch ein Austausch von Fragen nnd Antworten statt: „Woher kommst Du, wohin gehst Du?" etc. Nachdem die Häuptlinge ermahnt worden waren, ihrem Oberhäuptling Dakadu stets Folge zu leisten und ihnen nochmals der Dank für ihr Erscheinen ausgesprochen war, wurde die Versammlung entlassen.

Die ansehnlichsten Häuptlinge wurden bei Dakadu selbst einquartiert. Die grossen Baldachine fanden neben den Trommeln vor der Königshalle ihren Platz; sie gaben infolge ihrer bunten Farben ein malerisches Bild ab. So verschieden die Häuptlinge in grüner, gelber oder roter Seide gekleidet waren, so verschiedene Farben hatten auch die Baldachine. Ein solcher Baldachin ist ein grosser Schirm, der bei feierlichen Aufzügen nur von den Häuptlingen benutzt werden darf. Er wird meistens aus roter oder gelber Seide oder auch aus Tuch hergestellt und ist eine besondere Eigentümlichkeit der Evhe-Neger. Ein weiteres Abzeichen der Häuptlinge ist der Stab des Königs, der aus Ebenholz oder anderem harten Holz schön geschnitzt ist. Oefter ist der $1^1/_2$ m lange Stab an der Spitze mit einer schönen Schnitzerei in Form einer Schlange oder einer sonstigen Figur verziert.

Austausch von Geschenken.

Nachmittags wurden mit den Dolmetschern die Geschenke für die einzelnen Häuptlinge ausgesucht und je nach dem Grade und dem Rang des zu Beschenkenden bemessen. Für die grossen Häuptlinge besteht das Haugtgeschenk aus einem Stück Seide. Perlenschnüre, kleine Spiegel und Messingstäbe werden für die Frauen beigelegt. Der Weisse ist gezwungen, Geschenke zu geben, da er sonst für geizig gilt und Schwierigkeiten hinsichtlich der Verpflegung seiner Leute haben würde. Die Vernachlässigung dieser Sitte hat schon oft zu Unzuträglichkeiten, sogar zu kleinen Gefechten geführt und viele Kosten verursacht. Aus diesem Grunde wählt man von zwei Uebeln das kleinere. Namentlich ist diese Regel in dem weiteren Hinterlande zu befolgen, wo einmal die Macht des Weissen weniger bekannt, ausserdem aber auch die Verpflegung bei weitem schwieriger ist.

Festliche Tanzaufführungen in Kpando.

Des Abends bei hellem Mondschein riefen die Trommeln die tanzlustige Menge auf den grossen Platz und bei Gesang, dem taktmässigen Schlage der Trommel und Händeklatschen traten die Tänzer und Tänzerinnen hervor, darunter auch Frauen mit Kindern auf dem Rücken. Unsere Leute, Träger sowohl wie Soldaten, beteiligten sich an dem Tanze und waren unter den Damen besonders beliebt. Jeder wetteiferte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Herz einer schönen Schwarzen zu gewinnen, indem er ihr beim Tanz ein schönes Tuch und ein Paar Perlenschnüre zuwarf. Nach Landessitte dürfen eigentlich nur die wirklichen Bürger und Freien des Ortes den Tanz mitmachen. Bei dem zweierlei Tuch wurde jedoch auch hier zu Lande eine Ausnahme gemacht und so war die Harmonie zwischen unseren Leuten und dem Kpando-Volk vollkommen hergestellt. Auch König Dakadu, welcher bis zum Abend das nötige Quantum Alkohol vertilgt hatte, führte mit einem seiner Weiber einen Tanz auf. Er hatte zu dieser feierlichen Gelegenheit seinen ganzen Maskenstaat herausgeholt, so zierte ausser den grossen seidenen Tüchern auch ein alter Admiralshut sein Haupt. Die Trommelschläger boten ihre ganze Kunst auf, um den König bei dem seltenen Tanze rythmisch zu begleiten und die Menge wetteiferte im Händeklatschen und im Gesange. Der Tanz und das Fest währten die ganze Nacht hindurch unter unaufhörlichem Trommelschlag. Das Geschrei und der Lärm raubten uns gänzlich die Nachtruhe. Auch nötigten uns einige Excesse mehrmals unser Lager zu verlassen und nach dem Rechten zu sehen. Meistens handelte es sich um eine kleine Familienszene, weil die Träger oder Soldaten sich zu weit mit den Töchtern des Landes eingelassen hatten und nun von deren Verwandten durchgeprügelt oder zum Hause hinausgeworfen wurden. Natürlich standen ihnen einige animierte Kameraden hilfreich bei und so entspann sich ganz wie bei uns in der Heimat eine grosse Prügelei. Die Wache wurde herbeigerufen und die Störenfriede bis zum andern Morgen in Sicherheit gebracht, wo ihrer die gerechte Strafe wartete. Alle Ausschreitungen müssen selbstverständlich hart bestraft werden, insbesondere Raub und Erpressung, um ein abschreckendes Beispiel zu geben, denn nur durch feste Disziplin ist die Truppe einer solchen Expedition zusammen zu halten. Am Morgen nach einem solchen Feste fällt natürlich der Marsch bezw. Dienst den an den Folgen ihrer Ausschweifungen leidenden Leuten ebenso schwer wie unseren Soldaten in der Heimat und die meisten bitten um einen Ruhetag, der eigentlich nie gewährt werden sollte, da er gewöhnlich nur zu einem neuen Trinkgelage benutzt wird.

Maassnahmen gegen Dogbadja und Anfoë.

Während der Festlichkeiten waren wir nicht unthätig geblieben und hatten Boten nach Dogbadja, sowie nach Anfoë gesandt, um die Häuptlinge zu einer Rücksprache über einige wichtige Punkte zu bestellen. Beide liessen uns sagen, sie dächten gar nicht daran, uns aufzusuchen; wenn wir etwas haben wollten, sollten wir nur zu ihnen kommen, im übrigen gingen die Deutschen sie gar nichts an. Noch am selben Tage wurde beschlossen, des Nachts vor Morgengrauen die Truppe zu alarmieren, nach Dogbadja sowie nach Anfoë zu marschieren und eventuell die Schuldigen zu bestrafen. Oberleutnant von Döring, sowie Botaniker

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Baumann zogen am frühen Morgen zum grossen Staunen des geängstigten Kpando-Volkes mit der Hälfte der Truppe nach Dogbadja, während ich zur selben Zeit mit 60 Mann nach Anfoë aufbrach. Als v. Döring und Baumann in Dogbadja ankamen, waren trotz der Geheimhaltung aller Pläne die Eingebornen bereits nach Gabé auf dem gegenüberliegenden Volta-Ufer geflüchtet. Eine Menge eingeschmuggelter Pulvervorräte wurde in den Hütten vorgefunden. Da der Häuptling, welchen v. Döring rufen liess, sich weigerte, aus seinem Schlupfwinkel hervorzukommen, auch die zurückgebliebenen Händler sich frech benahmen und keine Aufklärung über das eingeschmuggelte Pulver geben wollten, so machte v. Döring kurzen Prozess und liess die unrechtmässig eingeführten Waren einfach verbrennen. Soldaten wurden mit brennenden Grasbündeln an die Hütten gesandt und steckten die Dächer derselben in Brand. Nicht lange dauerte es, so gingen sämtliche Pulverfässer in die Luft und eine grosse Rauchwolke verkündete den Schmugglern die gerechte Strafe. Am andern Tage kam der Häuptling von Dogbadja und versprach, dass er von nun an nicht mehr Schmuggler in seinem Dorfe dulden werde.

Marsch nach Anfoë.

Der Marsch nach Anfoë ging ohne Schwierigkeiten von statten. Ich marschierte auf direktem Wege über Akhnavhe und Soviëvhe nach Anfoë, der Haupt- und Residenzstadt des Häuptlings der Landschaft gleichen Namens. Ueberall wurden wir von den Bewohnern von Akhnavhe und Soviëvhe empfangen und von den Häuptlingen begrüsst, mit welchen wir bei den grossen Festen in Kpando bereits Freundschaft geschlossen hatten. Der Marsch führte durch eine reiche Gegend mit vielen Yams und Maisfarmen, die auf den Lehnen der kleinen Höhenzüge angelegt waren. Es sind die südlichen Ausläufer des Lavanyo-Gebirges, welches sich in südwestlicher Richtung bis an den Volta herunterzieht. Die kleinen Bergketten setzen sich dann auf dem linken Ufer des Volta weiter nach Süden fort, bis sie sich mit den südlichen Ausläufern des Agome-Gebirges vereinigen und in den Aframamebergen bei Akwamu ihr Ende erreichen. Gleich hinter Kpando marschierten wir durch hohes Schilfgras und hinter Akhnavhe gelangten wir zu den vorerwähnten kleinen Bergketten, über welche wir unseren Weg nehmen mussten. In einer Höhe von hundert Metern begrenzten einzelne Kuppen im Westen unseren Pfad. Eine grosse Fruchtbarkeit war überall in den Thälern zu bemerken. Am Fusse dieser kleinen Berge liegt die nächstgrössere Stadt Soviëvhe. Massenhaft standen an den kleinen Wasserrinnen und Gebirgsbächen selten schön entwickelte Oelpalmen. In Soviëvhe erkundigte ich mich genau nach der Grenze der Landschaft Anfoë, sowie nach dem Weg und der Lage des Ortes. Bereitwilligst wurden uns Führer zur Verfügung gestellt und bald setzten wir uns wieder in Bewegung, damit uns keine Boten vorauseilen und die Anfoë-Leute von unserer Ankunft benachrichtigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

konnten. Zu diesem Zweck hatte ich sowohl in Aknavhe als auch in Soviëvhe bei meiner Ankunft die Wege, welche nach Anfoë führten, durch Posten gesperrt, denn in Afrika verbreitet sich die Nachricht von den Bewegungen einer Karawane oder Expedition und der Ankunft eines Weissen mit ausserordentlicher Geschwindigkeit. Durch ein plötzliches Erscheinen wird bei diesem kopflosen Negervolk viel gewonnen, denn der Neger braucht viel Zeit zur Ueberlegung, ehe er handelt. Dies machen sich auch die arabischen Sklavenräuber zum Vorteil; eine kleine Schaar überfällt noch vor Morgengrauen das Dorf und alle waffenfähigen Männer verlassen schlaftrunken unter Zurücklassung ihrer Waffen in eiligster Flucht ihre Wohnungen. So kann man durch einen Eilmarsch manchem Gefecht und Kampf vorbeugen.

Noch ehe wir die Grenze des feindlichen Gebietes überschritten hatten, kam der schwarze Sergeant Mollu zu mir und sagte in seinem Negerenglisch: „Massa, I think we send one spitze". Der vorsichtige Mollu hatte nicht Unrecht; ich liess daher die Truppe halten und sandte eine Spitze unter einem schwarzen Unteroffizier voraus, der genau den Weg zu untersuchen hatte, während drei Leute auf dem schmalen Pfade die Verbindung mit dem Haupttrupp aufrecht erhielten. Der Sergeant Mollu befehligte in Ermangelung eines Weissen das Gros, während ich mich selbst an die Spitze begab. Nachdem so die Truppe formiert war, liess ich scharf laden und marschierte weiter über den kleinen Bach Sadome, einen linken Nebenfluss des Danyi. Viele Farmen, die noch zu Soviëvhe gehörten, wurden passiert und bald überschritten wir die Grenze von Kpando. Ein dichter Busch umgab den schmalen Pfad; indessen erreichten wir unbehindert den Marktplatz von Anfoë, Adame. Die Kinder und Weiber flüchteten schleunigst und warfen ihre mit Wasser angefüllten Kalabassen auf die Erde.

Verhandlung mit dem Häuptling von Anfoë.

In Geschwindschritt drangen wir in das Dorf selbst ein, wo ich auf einem ziemlich grossen Platze vor der Königshütte die Truppen in zwei Gliedern aufmarschieren liess. Teils ängstlich, teils neugierig schaute das Volk in einiger Entfernung diesem militärischen Treiben zu und bald war die Kunde von unserem Erscheinen durch den Ort und zu den benachbarten Dörfern gedrungen. Sogleich war auch der König benachrichtigt und nahm mit seinen Grossen und Würdenträgern vor seiner Hütte auf der anderen Seite des Platzes gegenüber den Soldaten Platz. Auf der Seite meiner Soldaten liess ich mir meinen Feldtisch und Stuhl aufklappen und setzte mich ebenfalls, während ein Posten vor Gewehr die neugierige Menge abhielt. Die Soldaten waren abgetreten, hatten jedoch die strikte Weisung, sich direkt hinter den Gewehrpyramiden aufzuhalten, um jeden Augenblick an die Gewehre treten zu können. Unterdessen hatte der König einen englischen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Händler, der als Dolmetscher fungierte, zu mir mit der Nachricht gesandt, dass er bereit sei, mich zu empfangen. Um nun sofort einen Trumpf gegen das hochfahrende Wesen des Häuptlings auszuspielen, liess ich ihm erwidern, dass ich von dem weiten Marsche zu ermüdet sei, um zu ihm zu kommen und dass er gut thun würde, sich zu mir zu begeben, da ich mit ihm ein ernstes Wort zu reden habe. Angesichts der verhältnismässig vielen Soldaten wurde der grossprecherische Häuptling kleinmütiger und auch die Familienoberhäupter schienen in der Mehrzahl dafür zu stimmen, dass der König nachgeben und mir zuerst den Besuch machen sollte. Die jüngeren Leute waren jedoch anscheinend dagegen und so wurde ein ziemlich heftiges Palaver geführt, bis schliesslich doch der Rat der alten Leute die Oberhand gewann. Der König schickte wiederum seinen Dolmetscher zu mir, um mir zu sagen, dass er bald kommen würde. Ich liess ihm danken und forderte ihn auf, sich ein wenig zu beeilen, da ich nicht lange Zeit am Orte zu bleiben beabsichtige. Dieses that ich, um schon vor dem Palaver einen gewissen Einfluss auszuüben und den König gefügiger zu machen. Ich hatte hierzu allen Grund, da der Häuptling früher den Grafen Pfeil, welcher damals vertretungsweise in Togo als Reichskommissar fungierte, bei seiner Anwesenheit in Anfoë hart bedrängt hatte. Graf Pfeil hatte zu jener Zeit nur wenig Soldaten bei sich und als er dem Häuptlinge wegen der Schwierigkeiten, welche er den Händlern aus dem deutschen Gebiet in den Weg legte und wegen dem Vorschub, den er den Hetzereien der englischen Händler leistete, Vorstellungen machte, kündete er dem Grafen Pfeil an, dass derselbe sofort den Ort und die Landschaft zu verlassen hätte, anderenfalls er ihn angreifen würde. Eine Flaggenhissung wurde kategorisch von ihm abgelehnt, da er die englische Flagge gewählt habe. Die englische Flagge wurde gehisst und nur durch baldigen Abzug konnte Graf Pfeil sich aus der Affaire ziehen. Ueberall in diesem deutschen Gebiet hatte sich der englische Einfluss unrechtmässig breit gemacht, die englischen Händler verteilten selbst englische Flaggen und spielten sich als Herren des Landes auf, während sie die deutschen Händler vollkommen verdrängten.

Infolge meines energischen Auftretens besuchte mich der König mit seinen sämtlichen Würdenträgern, die sich um ihn geschart hatten. Eine grosse Menschenmenge füllte den weiten Platz und eine gewisse Aufregung und Spannung machte sich bei dem ganzen Volke bemerkbar. Der König trug ausser einem grossen Eingeborenen-Tuch viele Fetischembleme um den Hals und an den Armen. Ich fragte ihn zunächst, warum er nicht unserer Aufforderung gemäss nach Kpando gekommen wäre, worauf er sich damit entschuldigte, dass er nach der Aussage des Boten geglaubt habe, es handle sich darum, sich Dakadu unterzuordnen.

15*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Er sei aber ein freier Häuptling und wolle sich nicht unter die Herrschaft von Kpando stellen lassen. Dakadu nämlich hatte die Gelegenheit benutzen wollen, um für sich Propaganda zu machen und hatte absichtlich eine falsche Nachricht nach Anfoë gesandt, während er uns berichtete, dass der Häuptling unsere Bestellung erhalten habe, aber nichts mit den Weissen zu thun haben wolle. Damit war der Irrtum aufgeklärt und den Häuptling traf keine Schuld. Ich machte sodann den Häuptling darauf aufmerksam, dass die Landschaft deutsches Gebiet sei. Aus diesem Grunde forderte ich ihn auf, sämtliche englischen Flaggen, die sich in der Stadt befänden, innerhalb einer Stunde herauszugeben, damit sie der englischen Regierung zurückgesandt werden könnten, anderenfalls ich jeden in dem Orte streng bestrafen würde, bei dem ich eine englische Flagge fände. Der Häuptling versicherte mir hoch und teuer, dass er wohl früher englische Flaggen aufgezogen habe, dass sich aber jetzt keine mehr in dem Orte befänden. Ich liess es dabei bewenden. Da er mich nach Negerart beeinflussen wollte, wurden mir reichliche Geschenke, Schafe und Ziegen, Yams und Reis dargeboten. Ich dankte ihm und entliess ihn mit der Mitteilung, dass ich nach einer Stunde das Palaver fortsetzen würde und dass er sich bis dahin überlegen möge, was er nun, nachdem ihm die Sachlage klar wäre, zu thun gedenke. Inzwischen nahm ich das aus Kpando mitgenommene Frühstück ein und notierte mir einige Reiseskizzen über den zurückgelegten Weg. Nach Verlauf von ungefähr einer Stunde machte ich dem König einen Gegenbesuch und übergab ihm einige Geschenke als Erwiderung für die seinigen.

Flaggenhissung in Anfoë.

Mein Dolmetscher war über den ganzen Gang der Ereignisse vollkommen orientiert und meldete mir, dass der König mit den Familienoberhäuptern beratschlagt habe, ob sie die deutsche Flagge annehmen sollten oder nicht. Es war ihnen mittlerweile doch klar geworden, dass die deutsche Regierung eine grössere Macht besässe, als die englischen Händler behaupteten; schliesslich entschied sich der König dahin, um die deutsche Flagge zu bitten. Ich hielt ihm zunächst alle seine früheren Vergehen vor und sagte ihm, er verdiene zwar unsere Flagge nicht, der deutsche Kaiser sei aber so mächtig, dass er gegenüber einem so kleinen Häuptling Gnade für Recht ergehen lassen würde. Nachdem dann der Häuptling noch eine Urkunde unterschrieben hatte, in welcher er gelobte, stets treu zur deutschen Flagge zu stehen, die deutschen Interessen zu wahren und den Handel zu fördern, willigte ich in die Uebergabe der Flagge. Zaghaft unterzeichneten noch einige Würdenträger zur Bekräftigung das Protokoll. Von dem Dolmetscher unterrichtet, berührten sie ängstlich mit der Hand den Federhalter, worauf der Dolmetscher unter das Protokoll drei Kreuze als Namenszeichen setzte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Am Nachmittage wurden nun die Vorbereitungen zu der feierlichen Flaggenhissung getroffen. Ein mächtiger Stamm wurde vor dem Gehöft des Königs eingegraben und daran eine Schnur befestigt, die die Flagge halten sollte. Die Trommeln des Königs hatten das Volk schnell herbeigerufen und der Platz hatte sich mit einer grossen Menschenmenge gefüllt. Die Soldaten waren unter Gewehr getreten und hatten gegenüber dem Flaggenstock Aufstellung genommen. Auf der anderen Seite stand der König mit seinen Würdenträgern und nun begann der feierliche Akt. Es wurde „Stillgestanden" kommandiert, das Gewehr übergenommen, ich bestieg als echter Kavallerist meinen Gaul und unter präsentiertem Gewehr und Trommelwirbel der Spielleute wurde die Flagge gehisst. Ein dreimaliges Hoch auf Seine Majestät wurde von mir ausgebracht, das die Menge mit Jubelgeschrei beantwortete. Ich schüttelte nun nochmals dem Häuptling zur Bekräftigung der Freundschaft unter wiederholter Ermahnung, treu zur deutschen Flagge zu stehen, die Hand; dann erfolgte das Kommando: „Hoch legt an!" - „Feuer!" — und eine dreimalige Salve dröhnte in dem von Bergen umgebenen Thale. Bei dieser Gelegenheit war mein sonst zahmer Gaul unruhig geworden und da den kleinen Pferden unsere Sattelgurte nicht ordentlich passen, rutschte ich bei dem Steigen meines mutigen Afrikaners unvorhergesehen auf die Kruppe desselben. Schnell sprang ich aus dem Sattel und kommandierte die nächste Salve zu Fuss. Da der Unfall ziemlich glatt verlief und keine Störung verursachte, so glaubten natürlich die Eingeborenen, die eine solche Zeremonie noch nicht mit erlebt hatten, dass mein unfreiwilliger Abstieg mit zu dem ganzen Schauspiel gehöre. Nur einzelne grinsende Gesichter meiner Soldaten verrieten den wahren Sachverhalt, während der Häuptling und die übrigen Würdenträger andächtig dem ganzen Vorgang folgten. Leider hatte ich durch meinen starken Händedruck den armen Häuptling schwer geschädigt und gekränkt, was ich aber erst später, als ich zur Küste zurückgekehrt war, erfuhr. Der Häuptling von Anfoë beschwerte sich nämlich bei der Landeshauptmannschaft darüber, dass ich ihn seines Fetischnagels an dem kleinen Finger beraubt hätte. Dieser Nagel wird peinlich behütet und darf nicht abgebrochen werden weil sonst nach dem Volksglauben ein Unglück über den Besitzer hereinbricht. Der Nagel soll auch bei dem sogenannten Fetischtrinken eine bedeutende Rolle spielen, weil in demselben häufig das tötliche Gift verborgen, von dem Fetischpriester ungesehen in das Trinkgefäss hineingeworfen und alsdann dem ahnungslosen Opfer zum Trunke gereicht wird.

Inzwischen hatte sich das Gerücht von der Annäherung eines Weissen mit vielen Soldaten verbreitet und bald war auch die Flaggenhissung in Anfoë weit im Umkreis bekannt. Eine Deputation der Landschaft Tafi mit dem Häuptling erschien und bat um die deutsche Flagge.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdem auch dieser die Oberhoheit der deutschen Regierung anerkannt hatte, übergab ich ihm für die Landschaft Tafi eine Flagge, da ich des Abends wieder in Kpando sein musste und keine Zeit hatte, selbst die Flaggenhissung vorzunehmen. Ich kehrte noch an demselben Tage mit der Truppe zurück und gelangte auch glücklich nach Kpando, wo Oberleutnant v. Döring mit dem Botaniker Baumann meine Ankunft erwarteten. Noch an demselben Abend machte Dakadu seine Aufwartung, um zu fragen, wie uns die Reise bekommen wäre. Eigentlich wollte er nur Näheres über den nach afrikanischen Begriffen grossen Kriegszug erfahren; statt dessen erhielt er aber eine Rüge für seine Lügen und Intriguen.

Marsch von Kpando nach der Landschaft Kunya.

Wir beschlossen am nächsten Tage aufzubrechen und weiter über Kunya nach Kratyi zu marschieren. In aller Frühe wurde Reveille geblasen; die Koffer, Kisten und Kasten wurden schnell zusammengepackt, das Zelt abgebrochen und bald war alles zum Abmarsch bereit. Wir gingen noch früh zum König Dakadu und nahmen von ihm in förmlicher Audienz Abschied. Noch ein Mal erwiderte Dakadu mit seinen Würdenträgern unseren Besuch, wünschte uns glückliche Reise und bat uns, recht bald wiederzukommen und das nächste Mal längere Zeit bei ihm zu verweilen. Die Häuptlinge sind nämlich unter sich eifersüchtig und misstrauisch, wenn der Weisse einem von ihnen mehr Freundschaftsbezeugungen erweist als dem andern; die Macht und das Ansehen eines bevorzugten Häuptlings werden gehoben, wenn der Weisse in seiner Stadt länger und öfter verweilt. Andererseits locken ihn auch die Geschenke. Nachdem zum Aufbruch geblasen und die Truppe angetreten war, marschierten wir unter dem Spiel der Trommler und Pfeifer: „Muss i denn, muss i denn zum Städtle hinaus“ in der Kolonne zu zweien auf der verhältnismässig grossen Strasse nach dem Vorort Aloë aus der Residenz des Königs Dakadu heraus.

Im Westen des Weges ziehen sich die Vorberge des Lavanyogebirges hin, während im Nordosten dieses selbst sich erhebt. Bald hatten wir die nächste Vorstadt Abahung erreicht und gelangten durch eine hohe Grassavanne und einen dichten Busch bis zu dem Dorf Fesi, wo eine kleine Rast gemacht wurde und Träger wie Soldaten ihren Durst mit dem bereitwilligst herbeigebrachten Wasser stillten. Als wir aus dem Orte marschierten, lief ein altes ärmlich bekleidetes Weib unserer Karawane nach und bat die Soldaten um Schutz. Wir erfuhren von diesen, dass die Frau eine Sklavin sei, die von ihrem Herrn verkauft werden sollte und es vorgezogen habe, ihm zu entlaufen. Auf die flehentlichen Bitten der Alten liessen wir sie mit uns ziehen. Sie kochte von nun an für die Soldaten und machte sich im Lager durch Feuermachen, Wassertragen und andere Arbeiten nützlich. Solche Vorfälle

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sehen die Träger und Soldaten recht gern, geben aber gewöhnlich dem Weissen erst nach einigen Tagen davon Kunde, wenn die Reise bereits so weit fortgesetzt ist, dass man die Hilfe suchende Person mitführen muss, um sie nicht völlig preiszugeben. Unser Weg führt nun durch üppigen Busch und über die Quellflüsse des kleinen Flüsschens Ekpenne weiter; wiederum berühren wir in dieser bevölkerten Gegend ein kleines Dorf Agbonohué. Die Quellflüsse kommen alle von dem Lavanyogebirge, welches sich jetzt im Osten steil erhebt, während im Westen die kleinen Berge und Hügel mehr an die Strasse herantreten. Wir wandern über kleine Erhebungen durch einen schönen Oelpalmenhain, der die kleinen Bäche einrahmt und sich fast bis zu dem Orte Dafo erstreckt. Dafo ist der letzte Ort, welcher im Norden der Landschaft Kpando an dieser Strasse liegt. Mit ihm verlassen wir die Landschaft Kpando und das von uns durchreiste Evhegebiet.

Nach kurzer Zeit haben wir die Grenze erreicht, in einer grossen hohen Grassavanne marschieren wir in die Landschaft Kunya ein und schon der Gruss der Eingeborenen zeigt uns an, dass wir das neue Sprachgebiet der Kyerepong- oder Guansprache betreten haben. Noch des Abends gelangen wir in die Hauptstadt von Kunya, um sodann in die Residenz des Königs der Landschaft Kunya, Ntshumuru, einzurücken. An einem mächtigen Flaggenstock wehte uns schon von weitem die deutsche Flagge entgegen, was uns hier in der Wildnis des schwarzen Erdteils eigentümlich berührte und in freudige Stimmung versetzte. Der alte Häuptling empfing uns vor seinem Gehöft und brachte uns eine grosse Anzahl von Geschenken, darunter die üblichen Ziegen und Schafe und einen sehr guten Palmwein, denn er war weit und breit als Feinschmecker bekannt. Sein Sprecher war ein grosser schöner Mann mit einem mächtigen Henri-quatre, der nicht echt, sondern künstlich verlängert und mit Fett elegant und spitz gedreht war. Wir schlugen auf dem kleinen Platz vor dem Gehöft des Häuptlings unser Lager auf und ausserdem stand uns ein kleines aber sauberes Gehöft des Königs zur Verfügung. Bald nach unserer Ankunft bestiegen wir wieder unsere Pferde, um dem schwarzen Missionar Mr. Hall einen Besuch abzustatten. Mr. Hall ist ein intelligenter Mann, der in der Baseler Mission ausgebildet und gleich den weissen Missionaren Pfarrer der Baseler Missionsstation ist, die in Kunya ihren Sitz hat. Er spielt bei vorkommenden Gelegenheiten liebenswürdig den Dolmetscher zwischen dem Häuptling und den durchziehenden Weissen.

Der Abend war herangebrochen und wir sassen friedlich vor dem Zelte an unserem Feldtisch. Der Koch hatte uns mit einer gebratenen Hammelkeule überrascht, welche uns sehr gut mundete. Wir waren in bester Laune und unterhielten uns über die auf unserem weiteren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Marsche zu treffenden Maassnahmen, als ein Bote mit einem Briefe ankam. Derselbe wurde sofort geöffnet. In schlechter englischer Schrift wurde uns von einem Händler im Namen des Häuptlings von Tafi mitgeteilt, dass die Ortschaften Biakpa und Vhane der Land-Avatime an Tafi den Krieg erklärt hätten, weil Tafi die deutsche Flagge genommen und Peki, das auf englischem Gebiet liegt, verraten habe. Der Häuptling von Peki hatte früher die Herrschaft über die nördlich liegenden Landschaften, wie Tafi und Avatime und über die Häuptlinge dieser Landschaften. Da die Handelsinteressen derselben, wie wir gesehen haben, sich früher ausschliesslich nach dem Süden hin in das englische Gebiet erstreckten und die englischen Händler sowie der mächtige Häuptling von Peki die englischen Interessen unterstützten, so betrachteten sich die Häuptlinge von Tafi und Avatime als englische Unterthanen. Man wollte deshalb die Landschaft Tafi, welche die deutsche Flagge genommen hatte, bestrafen. Im Grunde jedoch beabsichtigten die Häuptlinge von Biakpa und Vhane ihre alte Fehde gegen den benachbarten Tafi-Häuptling auszufechten und glaubten, gestützt auf die englische Macht, gegen denselben einen vorteilhaften Raubzug ausführen zu können.

Zug gegen Biakpa und Vhane zur Unterstützung des Häuptlings von Tafi.

Wir beschlossen natürlich sofort, unserem jüngsten Bundesgenossen in Tafi jegliche Hilfe angedeihen zu lassen, ganz früh am Morgen aufzubrechen und in einem Dauermarsch über Kpando nach dem bedrängten Tafi zu eilen. Wir hatten uns geeinigt, den Marsch ohne weiteres Gepäck zu machen und ausser den erforderlichen Küchenvorräten und den nötigen Patronen alles Entbehrliche in Kunya unter Aufsicht des Mr. Hall, der uns darin liebenswürdig unterstützte, zurückzulassen. Die Bevölkerung von Kunya, die als leichtsinnig bekannt ist, feierte unsere Ankunft bei Trommelschlag, Tanz und Gesang. Bald wiegten sich unsere Soldaten und Träger in frölichem Tanz mit den schwarzen Schönen und manches Herz wurde gebrochen, denn auch der schwarze Soldat denkt: „And're Städtchen, and're Mädchen." Aber am frühen Morgen störte das wohlbekannte Alarmzeichen die Freude und der unvermeidliche Dienst forderte seine Rechte; mancher junge schwarze Krieger musste sich erbarmungslos von der Seite seiner schnell eroberten Angebeteten losreissen. Bald standen die Soldaten in Reih und Glied, Gewehr bei Fuss, während die Träger, nichts Gutes ahnend, grosse Lust verspürten sich zu drücken. Mit Mühe und Not wurden 12 Träger, welche die Patronenkisten tragen sollten, herangeholt und von Soldaten bewacht, damit sie nicht bei irgend einer Gelegenheit das Weite suchten.

Ganz Kunya war in grosser Aufregung und der König fragte, was wir vorhätten und ob wir etwas gegen ihn unternehmen wollten. Wir versicherten ihm, dass wir dazu keine Ursache hätten, unsere sämtlichen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lasten bei ihm lassen und bald wieder zurückkehren würden. Die Neugier und Angst des Volkes war gross. Ueberall guckten die aus dem Schlafe geschreckten Eingeborenen hinter ihren Zäunen und Mauern hervor und umdrängten unsern Zug. Bei trübem Mondschein zog sich im sogenannten Gänsemarsch die grosse Karavane hin, lautlos und schweigend rückten wir durch das friedliche Terrain; wir drei Europäer hinter der Karawane, um etwaige Ausreisser und Nachzügler sofort festhalten zu können. Bald wurde das Schweigen und das bedrückende Gefühl, das sich der ganzen Truppe bemächtigt zu haben schien, durch den Gesang des auch unseren Schwarzen wohlbekannten Liedes: „Ich hat einen Kameraden" — unterbrochen und als auch die Spielleute und die alten Unteroffiziere, die das Lied oft an der Küste gehört hatten, einfielen, trat eine fröhliche und gehobene Stimmung in der ganzen Kolonne ein. Die Leute, welche das Lied nicht auf deutsch nachplappern konnten, sangen auf ihre Weise in Evhe oder auch in Haussa, gerade wie ihnen der Schnabel gewachsen war, ihre heimatlichen Kriegslieder. Sie ahnten allmählich, um was es sich handelte; die gefüllten Patronentaschen, sowie die Massenmunition liessen auf einen Kriegszug schliessen. Die Truppe, welche bis dahin noch keine eigentliche Feuertaufe erhalten hatte, brannte in dem Bewusstsein ihrer Ueberlegenheit darauf, sich auszuzeichnen und auch die Hoffnung auf Beute erhöhte ihre Kampfbegier. Beschwerlich war der Marsch über die kleinen Rinnen und Bäche, welche den Busch durchzogen und alle Augenblicke stolperten einige Leute über Baumwurzeln oder Steine. Obwohl wir den Soldaten den Befehl erteilt hatten, in den Dörfern sich ruhig zu verhalten, so waren doch durch das unvermeidliche Geräusch, das eine grosse Karawane verursacht, die Leute zum grossen Teil aus ihrem Schlaf aufgeschreckt; sie flohen unter Zurücklassung ihrer ganzen Habe in den Busch und nur einige beherzte Männer sowie alte Weiber, die nicht so rasch fortkommen konnten, blieben in den Dörfern zurück. Die Zurückgebliebenen wurden jedoch bald beruhigt und sogar mit Geschenken zum Häuptling gesandt, um unsere friedliche Absicht kund zu thun. Alsbald erschien der Häuptling, um sich zu bedanken und auch das Volk kehrte in die Hütten zurück.

Die Wege an unseren Rastplätzen waren vorher durch Wachen gesperrt worden, damit sich die Nachricht von unserem Zuge nicht weiter verbreitete. Der Tag fing an zu grauen, als wir wieder Fesi erreichten. Zu meiner Ueberraschung bemerkte ich beim Tageslicht, dass das Pferd des Herrn von Döring seine Farbe verändert hatte; der alte Fliegenschimmel hatte bei näherer Betrachtung eine gelbbraune Jacke bekommen. Der Pferdejunge wurde ins Verhör genommen und es ergab sich, dass er das Pferd nach Haussaart mit Tabakslauge ein-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geschmiert hatte, um die lästigen Zecken abzuhalten. Diese Schmarotzer, welche in Afrika besonders zahlreich auftreten, entziehen dem Pferde die Lebenskraft; man hat daher sehr darauf zu achten, dass es beim Putzen von dem Ungeziefer befreit und namentlich die Mähne, die Schwanzwurzel und das Innere der Ohren genau besichtigt werden. Da sich die Blutsauger besonders an diesen Stellen festsetzen, ist es praktisch, die Mähne nach englischer Manier kurz zu schneiden. Der gute Haussajunge hatte uns durch seine Manipulation auf lange Zeit grosses Vergnügen bereitet.

Mit Tagesanbruch zogen wir wieder in die Hauptstadt von Kpando ein. Eine grosse Menschenmenge begleitete unseren Zug und die alten Bekannten gaben ihrer Freude Ausdruck, uns nach so kurzer Zeit schon wieder zu sehen. Der gütigen Einladung des schwarzen Missionars entsprachen wir gern, da wir noch nichts Warmes genossen hatten. Auf dem Königsplatze wurde das Lager aufgeschlagen und auch den Soldaten und Trägern eine kurze Zeit zum Abkochen gegeben. Auch hier hatte sich sofort, da im Süden der Stadt die Ausgänge gesperrt wurden, die Nachricht von einem Kriegszuge verbreitet. Das Gerücht von der kriegerischen Haltung der Avatime-Ortschaften Biakpa und Vhame gegen Tafi und der Hilferuf des Tafihäuptlings an uns war schon bis Kpando gedrungen. Dakadu empfing uns, liess die Trommel rühren und bald waren sämtliche Würdenträger um ihn versammelt, die nun unter sich über die Ereignisse berieten. Dakadu bat uns, wieder zu einem Palaver zu erscheinen, da er uns etwas Wichtiges mitzuteilen hätte. Wir folgten der Einladung und vor der Königshalle wurde nun in üblicher Weise das Palaver abgehalten. Dakadu teilte uns mit, er habe gehört, dass wir dem Häuptling von Tafi zu Hilfe zögen und denselben in dem Kriege gegen Biakpa und Vhame unterstützen wollten. Er drückte sein Bedauern aus, dass wir ihm, als Bundesgenossen, nicht Mitteilung davon gemacht hätten, da er doch als unser Freund verpflichtet wäre, mit uns zu ziehen. Er wolle dies noch jetzt thun und ebenfalls gegen unsern Feind kämpfen. Der ganze Rat stimmte der Rede des Königs bei und bestätigte dies durch ein lang gedehntes „Ähä, Ähä", d. h. „Ja, so ist es gut". Da uns nicht genau bekannt war, wie weit die Peki-Leute bei dieser Sache engagiert waren, so nahmen wir Dakadus Anerbieten an und gestatteten ihm uns zu folgen. Der schlaue Dakadu sagte sich ohne Zweifel, dass der Weisse der Stärkere sei und deshalb eine gute Beute für ihn und seine Leute abfallen würde. Andererseits aber wollte er den Weissen auch unterstützen, um seinem mächtigen Nachbarrival von Paki eine Niederlage zu bereiten.

Nachdem unsere Soldaten abgekocht hatten, marschierten wir weiter über Kudjora und den Danyifluss nach Tafi. Letzterer wurde auf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einem grossen Baumstamm passiert, wobei manche drollige Scene sich ereignete. Der glatte Baumstamm war nur für sehr geschickte Leute eine sichere Passage. Viele Träger und Soldaten zogen es deshalb vor, den Fluss, der zur Zeit ziemlich seicht war, zu durchwaten. Zu diesem Zwecke entledigten sie sich ihrer Uniformen, banden sie mit dem Seitengewehr und den Patrontaschen in ein Bündel zusammen und trugen das Ganze auf dem Kopfe durch den Fluss. Es war ein Freudenfest für unsere Leute, wieder einmal ein schönes Bad nehmen zu können, denn der Küstenneger ist bekanntlich sehr reinlich und tummelt sich, sobald es seine Zeit erlaubt, entweder im Meere oder in der anstossenden Lagune. Einige Leute versuchten auf dem Stamm reitend den Fluss zu passieren und purzelten dabei häufig unter allgemeinem Gelächter kopfüber ins Wasser. Auch die Haussa, die aus dem Innern kommen und sich im Wasser weniger zu Hause fühlen, nahmen in ihren grossen Pumphosen und der langen Haussatobe auf dem Baumstamme reitend das Hindernis. So bot dieser Uebergang eine aufheiternde Abwechselung auf dem langen Marsche. Es ging dann auf einem engen Pfade in gewundener Linie durch einen grossen, fast undurchdringlichen Busch über kleine Nebenflüsse und Bäche, welche der Danyifluss von Osten her aufnimmt. Die Sonne neigte sich schon bedenklich zum Untergange, als wir endlich die Farmen erreichten; menschliche Stimmen, sowie das Gebell der Hunde kündigten die Nähe von Tafi an.

Feldlager in Tafi.

Ohne weiteren Aufenthalt marschierten wir in die Stadt ein und machten auf dem Marktplatze Halt, wo uns jubelnd eine grosse Menge Volks erwartete. Viele Leute hatten Kriegsschmuck angelegt, sie waren mit Messern, Patronentaschen sowie mit den uns wohlbekannten Daneguns, den alten dänischen Steinschlossflinten, ausgerüstet. Viele Krieger trugen auch sogenannte Kriegskappen, welche mit Kauris geschmückt waren und wie runde, aus Flechtwerk hergestellte Körbchen aussahen. Der Häuptling des Ortes, welcher wenig Intelligenz besass, hielt es nicht für nötig, uns zu begrüssen oder ein Quartier durch seinen Sprecher anweisen zu lassen. Wir gingen daher mit unserm Dolmetscher zu seinem Gehöft, wo er vor einer Hütte unter einem alten Grasdach stumpfsinnig und teilnahmslos dasass. Einige Händler, die als Dolmetscher fungierten, schienen die Regierung zu führen und den König vollkommen zu beherrschen. Nach langem Hin- und Herreden wurde uns schliesslich ein Gehöft zum Quartier angewiesen und eine so geringe Menge Yams als Geschenk gegeben, dass sie kaum für uns drei Europäer hinreichte. Ich liess den Häuptling bitten, dass er die Leute anweisen solle, Yams Reis und andere Lebensmittel von den Farmen zu holen und sie zu den üblichen Landespreisen an die Soldaten und mitgebrachten Kpandoleute

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu verkaufen. Leider wurde dieser Aufforderung von dem Könige und dem Volke nicht entsprochen, da es fürchtete, die Lebensmittel umsonst hergeben zu müssen. Mittlerweile war ein frugales Abendbrot, das wir unter einem grossen Feigenbaum auf dem Marktplatze einnahmen, in der Gestalt einiger gekochter Hühner ohne irgend welche Beigabe, hergerichtet. Sogar das Salz fehlte. Zu unserem nicht geringen Verdruss hatte nämlich der Träger, welchem die Kochlast anvertraut war, aus Angst vor den kommenden Ereignissen dieselbe in den Busch geworfen und war heimlich verschwunden. Etwas Fufu ergänzte unseren Speisezettel. Ein weiterer Disput über die zu ergreifenden Maassregeln liess uns übrigens wenig Zeit an lukullische Genüsse zu denken.

Bald nach dem Einmarsch wurde durch Unteroffizierposten, sowie durch eine Vorpostenkette und Patrouillen die Sicherung von Tafi hergestellt. Im allgemeinen ist die Sperrung eines solchen Ortes ziemlich einfach, da nur wenige Wege zu den umliegenden Ortschaften führen und diese meistens nur kleine, 2 Fuss breite Pfade sind, welche sich durch den undurchdringlichen Busch hinwinden. An diese Strassen werden nun die Unteroffizierposten gelegt, welche ihrerseits wieder durch eine Vorpostenkette vor einem Ueberfall gesichert sind. Die Hauptstrassen, welche wir zu sperren hatten, waren die Strassen nach Yogbe, welches schon in Avatime liegt, und nach Tafi-Mando, welches weniger gefährdet schien, da Mando noch zur Landschaft Tafi gehört. Während wir noch bei Tische unter dem grossen Baume sassen und von den Strapazen des Marsches ausruhten, hörten wir von weitem Trommelschlag und bald wurde uns gemeldet, dass der König Dakadu mit vielen Kriegern im Anmarsche auf Tafi sei. Das Trommeln kam immer näher und bald marschierte die Truppe der Krieger in die Stadt ein. Dakadu hatte nach unserer Schätzung 300 bis 400 Krieger gesammelt und war uns so schnell wie möglich auf dem Kriegspfade gefolgt. Einen eigentümlichen Anblick gewährten die einzelnen Gruppen, die alle im Kriegsschmuck mit Gewehren und Speeren, sowie mit ihren Fetischemblemen auf dem Marktplatz an uns vorüberzogen. Voran marschierten die Leute von Kpando selbst in stattlicher Menge; vorweg die Trommelschläger des Königs mit grossen Kriegstrommeln, an denen die Köpfe von besiegten Feinden als Trophäen angebracht waren. Grausig sah es aus, wenn die Schädel beim Trommeln nickten. Dahinter kam in würdiger Haltung unser alter Freund Dakadu, angethan mit dem Kriegsschmuck, dem früher erwähnten Fetischhelm und einem alten Kriegswams der Haussaleute. An dem Haussahemd waren ausser den Amuletten der Haussa viele Fetischembleme in Gestalt von Kauris, Leopardenzähnen und Klauen angenäht. Auf den Schultern hatte der gute Dakadu gleich unseren Achselstücken als königliches Abzeichen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weisse Straussenfedern befestigt. In kleinen Trupps folgten die einzelnen Kpando-Ortschaften mit ihren Häuptlingen an der Spitze. Gruppen zu vier und fünf Mann marschierten würdig und siegesbewusst im Kriegsschmuck an uns vorüber, als wollten sie salutieren, meistens nur mit einem kleinen Schamtuch bekleidet, welches um die Hüften geschlungen und zwischen den Beinen durchgezogen war. Viele hatten Patronengürtel und die uns wohlbekannte, aus Binsen geflochtene Kriegskappe angelegt; fast jeder trug ein Messer im Gürtel, die meisten waren mit der Steinschlossflinte bewaffnet, deren Kolben mit vielen Fetischemblemen über die Schulter in die Luft ragte. Einzelne waren nur mit Haumessern versehen, während andere einen Kriegsspeer in der Hand trugen. Die Nacht war hereingebrochen und überall loderten auf dem Marktplatz in dem Dunkel der Nacht die kleinen Lagerfeuer empor. Bald jedoch stellte sich infolge der Unklugheit und des Starrsinns des Häuptlings von Tafi, der einen Krieg ohne jedes Opfer führen zu können glaubte, der Mangel an jeglichen Nahrungsmitteln für die grosse Anzahl der Krieger heraus, was zu Tumulten und schliesslich zu kleinen Schlägereien zwischen den Eingeborenen und Kpandoleuten führte. Wir wollten uns gerade in einem armseligen Gehöft zur Ruhe begeben, als Dakadu mit den übrigen Häuptlingen zu uns kam und uns um eine Rücksprache betreffs der Verpflegung bat. Dakadu erklärte uns, dass, wenn der Häuptling von Tafi die Herausgabe von Nahrungsmitteln verweigere und wir nicht einschritten, er seine Leute von Plünderung, sowie von Mord und Totschlag nicht zurückhalten könne. Wir versammelten darauf sämtliche Krieger und unsere Leute auf dem grossen Marktplatze und liessen ihnen verkünden, dass niemand das Recht hätte, sich gewaltsam Nahrungsmittel zu verschaffen, sie sollten sich gedulden, bis wir Rat geschafft hätten. Wir versprachen dafür zu sorgen, dass jeder das Nötige erhalten würde. Hierauf begaben wir uns sofort zu dem Häuptling von Tafi und machten ihm klar, dass, da er uns zu Hilfe gerufen habe, er auch verpflichtet sei, für den nötigen Proviant der Leute zu sorgen. Als er dennoch hartnäckig die Verabfolgung von Nahrungsmitteln verweigerte, liessen wir ihm sagen, dass wir den Kriegern, sowie unseren Leuten seine Yams- und Maisfarmen preisgeben müssten, dass wir ihn jedoch später entschädigen würden. Dieser Beschluss wurde mit lauter Stimme von dem Dolmetscher auf dem Markte verkündet und mit unglaublicher Freude von den Kriegern und unseren Leuten aufgenommen. Alles strömte hinaus auf die Farmen, um ansehnlichen Vorrat an Yams und Mais herbeizuschaffen. Wir glaubten nun Ordnung geschaffen und das Notwendigste gethan zu haben, um einem Unfrieden vorzubeugen. Die Kriegsfurie war aber einmal entfesselt und mit ihr die Habgier der Negergesellschaft; Raub und Plünderung kannten nun keine Schranken mehr.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wir Europäer hatten uns vorgenommen, uns in zweistündiger Wache abzulösen, um die Posten zu revidieren und einen Ueberfall, sowie etwaige Ausschreitungen zu verhindern. Aber sobald die Leute mit dem Proviant von den Farmen zurückgekehrt waren, hatte die Ruhe ein Ende. Schnell hatten sich einige Ringe auf dem Markte gebildet, die das Feuer von neuem anfachten und nun ihren Yams und sonstige Früchte zu kochen begannen. Alsbald entstand Lärm und Geschrei im Ort; Weiber und Mädchen kreischten, Schlägereien fanden zwischen den Eingeborenen statt und die raubgierig gewordene Bande begann Schafe, Hühner und alles, was sie sonst noch auftreiben konnten, zu plündern und aus den Hütten der Eingeborenen wegzuschleppen. Hier liefen etliche brutale Burschen einem vor Angst schreienden und sich sträubenden Mädchen nach, dort stritten sich die Leute um die Töpfe und Kalabassen zum Kochen, andere suchten die davonlaufenden Hühner zu erhaschen, wieder andere machten sich eiligst mit einem halben, eben getöteten und noch dampfenden Schaf davon, um es über dem Feuer zu braten und mit den Genossen zu verzehren; an anderer Stelle machten sich die Leute eine kleine Ziege streitig, so dass sie das Tier auseinander zu reissen drohten, da jeder es für sich beanspruchte. Gegen diese Uebergriffe mussten wir einschreiten. Wir durchstreiften mit Patrouillen die Stadt, um die Ordnung herzustellen und die Eingeborenen vor der Habgier der Kpandoleute zu schützen. Einige kräftige Fusstritte und Kolbenstösse unserer mitgeführten Patrouille thaten gute Dienste, aber erst als wir verkündeten, dass jeder, den wir beim Plündern anträfen, erschossen werden würde, und einige Ruhestörer wirklich festnahmen, trat Ruhe ein. Wir hatten die ganze Nacht gewacht und erwarteten sehnlichst den Tagesanbruch.

Gefechtsbereiter Marsch in den feindlichen Gebieten der Landschaft Avatime.

Um 5 Uhr ertönte die Reveille und bald entfaltete sich in dem Orte eine rege Thätigkeit. Die Wachen wurden eingezogen und das Signal rief die Soldaten an die Gewehre, welchem Beispiele auch die Getreuen Dakadus folgten, der würdig wie ein Feldherr, Heerschau über seine Krieger auf dem Marktplatze hielt. Oberleutnant von Döring übernahm die Führung des Ganzen, ich die Avantgarde und der Botaniker Baumann befehligte die Nachhut und die irregulären Truppen des Königs von Dakadu. Ich rückte nun mit der 40 Mann starken Avantgarde auf der Strasse nach Yogbe ab, während von Döring mit dem Gros von 60 Mann und dahinter Baumann mit den übrigen Kriegern folgte. Der Unteroffizierposten, der immer noch die Strasse nach Yogbe deckte, bildete die Spitze. Unser schneidiger Unteroffizier Issar mit vier ausgesuchten Leuten hatte diesen Auftrag erhalten. Drei Verbindungsleute hielten die Fühlung auf dem schmalen Buschpfade mit meiner Avantgarde aufrecht, während fünf weitere

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Leute die Verbindung mit Premierleutnant von Döring bewerkstelligten. Ich selbst ritt an der Spitze, um sofort bei einem Ueberfall die Avantgarde zusammenziehen und mit einem energischen Feuer dem Feinde entgegentreten zu können. In dem undurchdringlichen Busch und den weitabliegenden vereinsamten Pfaden war es unmöglich, den Marsch durch Seitenpatrouillen zu decken, was irrtümlicherweise in Europa häufig als Fehler bezeichnet wird. Die schmalen Pfade lassen den Marsch nur in der Kolonne zu einem zu und bei dem dichten Busch ist ein Abweichen vom Wege oder ein Absenden von Seitenpatrouillen gar nicht denkbar. Dadurch gestaltet sich die afrikanische Kriegsführung wesentlich anders als in Europa. Dort können die auf den grossen Strassen marschierenden Truppen bei jedem Angriff ihre Fronten entwickeln und aufmarschieren, während alle diese Maassnahmen und Vorteile in Afrika fortfallen und man gezwungen ist, sich auf engem Pfade so gut wie möglich in der Kolonne einzeln zu verteidigen. Eine kleine Schar beherzter Neger könnte in einem solchen Defilé durch einen plötzlichen Ueberfall eine noch so gut bewaffnete Truppe vollkommen vernichten, denn der undurchdringliche Busch lässt kaum die Handhabung des Gewehres zu; ausserdem kann man auf gewundenen Negerpfaden öfters nur zehn Schritt weit sehen. Auf solchen Strassen ist dann die einzige Verteidigungsweise die, dass man, falls noch Zeit ist, rechts und links Salven in den Busch abgiebt. Bei dieser Gelegenheit macht auf das Kommando: „zum chargieren halt“ die Truppe halt und die Leute abwechselnd rechts und links um, indem sie das Gewehr zum Anschlag bereit halten.

Das nahe gelegene kleine Dorf Yogbe gehört schon zu Tafi; es wurden deshalb alle Vorbereitungen getroffen, um einem etwaigen Angriff begegnen zu können. Man hörte bereits das Summen menschlicher Stimmen, so dass ich vorzog, einen Augenblick halt zu machen, um von Döring zu benachrichtigen. Ich meldete, dass ich meine Avantgarde zusammenziehen würde, um im Marsch-Marsch einen freien Platz im Dorfe zu gewinnen, auf dem sich die Truppe entwickeln und Aufstellung nehmen könnte. Mit aufgepflanztem Seitengewehr ging es lautlos im Laufschritt vorwärts, bis wir glücklich in dem kleinen Dorfe einen freien Platz erreichten, auf dem ich sofort die Truppe aufmarschieren liess. Währenddessen hatten sich die Bewohner mit grossem Geschrei in die dahinter liegenden Strassen geflüchtet. Viele Leute waren mit Flinten bewaffnet und ich war gerade im Begriff anlegen und eine Salve abgeben zu lassen, als plötzlich ein Mann in einer alten Husaren-Attila hervorsprang, seine Mütze in die Höhe schwenkte und mit lauter Stimme herüberschrie: „Massa we beg pardon, we beg pardon“. Sogleich gab ich das Kommando: „Setzt ab“ und liess den Mann zu mir

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kommen, um mit ihm zu reden. Es war ein alter Zimmermann, ehemaliger Missionsschüler und Arbeiter von der Station Misahöhe, der hier lebte und durch seinen weisen Rat im letzten Augenblick seinen Heimatsort vor dem Kriegsunglück bewahrt hatte. Ich sandte ihn zu von Döring, um diesen als Führer der Expedition zu benachrichtigen und besetzte selbst schnell die Ausgänge des Ortes, um zu verhüten, dass sich die Nachricht von unserer Ankunft weiter verbreitete. Bald marschierte von Döring mit der Truppe in das kleine Dorf ein und liess den Häuptling kommen, der demütig um Verzeihung bat.

Nach einer kurzen Rast setzten wir unseren Marsch in einer weiten Baumsavanne fort; vor uns erstreckte sich von Südwesten nach Nordosten die grosse Kette der Gebirgszüge von Avatime. Das Gebirge bildet hier die Wasserscheide der kleinen Nebenflüsse des Danyiflusses im Norden, während sich nach Süden zu von den Kämmen des Gebirges die kleinen Zuflüsse und Bäche des Todjië ergiessen. Die Marschordnung wurde wie vorher innegehalten und im munteren Tempo bewegte sich die ganze Truppe nach dem nächsten Ort, Fume, vorwärts. Da ich mich von der Beschaffenheit des Terrains überzeugen wollte und damals noch ein schönes Reitpferd besass, sprengte ich weit voraus, um gleichzeitig die Stellung des Feindes, der uns nach den Angaben der Yogbeleute vor den Dörfern erwarten sollte, auszukundschaften. Ich hatte schon, ohne etwas zu bemerken, eine ganze Strecke im Galopp zurückgelegt, als ich zu meinem Erstaunen hinter mir den braven Unteroffizier Issa mit seinen Leuten gewahrte. Auf meine Frage, warum er so gerannt und nicht auf seinem Posten geblieben wäre, antwortete er mir in seinem Negerenglisch: „Massa, wohin Du gehst, gehen wir auch, wir wollen Dich nicht allein lassen". Inzwischen war auch Leutnant von Döring an die Spitze gekommen und im Marsch-Marsch ging es nach Fume, wo uns die Leute schon mit einer grossen schwarz-weiss-roten Flagge entgegenwinkten und ebenfalls um Frieden baten. Auch hier wurde der Häuptling verwarnt und nachdem die Flagge, welche die Leute sich noch in der letzten Stunde von der Mission geborgt hatten, unter Präsentieren und Trommelwirbel an einem grossen Flaggenstock gehisst war, ging es weiter nach Biakpa und Vhame, dem eigentlichen Herd des Aufstandes.

Mit dem Eintritt in das Gebirge begannen erst die Schwierigkeiten des Marsches. Wir hatten einige Bäche, die einem linken Nebenfluss des Danyi angehörten, zu überschreiten. Zwischen diesen kleinen Bächen lagen die Kämme des Avatimegebirges. Auf einem schmalen, mit Geröll und Steinen bedecktem Pfade ging es bergan; häufig mussten grosse erratische Blöcke genommen werden, so dass wir von den Pferden steigen und zu Fuss unseren Marsch fortsetzen mussten. Besonders

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

für unsere unbeschuhten Mannschaften war der Marsch auf den mit spitzen Steinen besäten Pfaden, über die Felsen und Klippen des Gebirges sehr beschwerlich. Die Sonne stand schon ziemlich hoch, als wir mit Mühe endlich den Höhepunkt des Kammes erreicht hatten; aber die vorgelagerten Züge und einzelnen Ketten, sowie der Busch liessen leider keine weite Fernsicht zu. Nach Angabe des Botanikers Baumann sollte man von der Höhe aus das Dorf Biakpa vollkommen übersehen können. Es wurde für den Fall, dass eine grosse Kriegermenge dort sichtbar würde, beschlossen, ihr unseren ersten Gruss durch eine wohlgezielte Salve herunterzusenden. Wir marschierten nun bergan, doch konnten wir kein Dorf entdecken; dann ging es wieder bergauf, um einen kleinen Querkamm zu überschreiten und nochmals bergab in das Thal.

Einrücken in Biakpa.

Vergebens spähten wir nach irgend einer Ortschaft aus, bis wir plötzlich auf Farmen stiessen, die uns die Nähe von Biakpa verrieten. Ab und zu sah man schon von weitem Krieger, mit Flinten bewaffnet, scheu in den die Farmen umgebenden Busch huschen und alles deutete darauf hin, dass hier der Zusammenstoss stattfinden würde. Ich zog die Avantgarde eng zusammen, nur eine kleine Spitze blieb vor der Kolonne, bei der wir uns mit gezogenem Säbel befanden, um beim Angriff sofort die gebotenen Maassregeln treffen und durch ein energisches Feuer der Avantgarde dem Feinde die Spitze bieten zu können, oder diesen wenigstens so lange aufzuhalten, bis das Gros der Truppe herangekommen wäre. Wir passierten einen Dornenbusch, der vorzüglich zur Verteidigung geeignet war und wo wir deshalb einen Ueberfall erwarteten. Doch blieb alles still und wir befanden uns plötzlich mitten in dem Dorfe, welches wie ausgestorben erschien. Das Kommando: „Marsch Marsch, Aufmarschieren" ertönte und alles kam im Sturmschritt an, um seinen Platz einzunehmen und den Aufmarsch zu bewerkstelligen. Ausser einigen alten Männern und Weibern, die in der Eile nicht weiter gekonnt hatten, war in dem Dorfe Biakpa kein lebendes Wesen mehr zu entdecken. Flehentlich baten die Zurückgebliebenen um Schonung und erzählten uns, dass der Häuptling von Vhane allein an dem Unglück Schuld habe und durch den Häuptling von Peki immer wieder gegen die Deutschen aufgehetzt werde. Der ganze Ort wurde abgesucht, doch nichts Verdächtiges weiter bemerkt. Inzwischen war der Haupttrupp herangekommen. Von den irregulären Truppen war jedoch noch nichts zu sehen. Sie liessen sich Zeit, da ihnen weniger daran gelegen war, in einen Kampf verwickelt zu werden, als sich nach demselben der Beute zu bemächtigen. Das Plündern spielt bei afrikanischen Kriegern eine wichtige Rolle und geschieht zum Teil deshalb, weil durch das Abbrennen der armseligen Grasdächer die Leute so gut wie garnicht,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

jedenfalls nicht nachdrücklich genug geschädigt werden. Wenn die Aufständischen dem Feinde nicht Stand halten können und sich ihm durch die Flucht entziehen, so betrachten sie sich nicht als besiegt. Sie bauen dann bald wieder ihre Hütten auf und da sie ihr Vieh schon vorher in Sicherheit gebracht haben, so erleiden sie durch den Krieg keinen wesentlichen Schaden. Sie beginnen, durch die Fetischpriester oder sonstige der Regierung feindlich gesinnte Organe aufgehetzt, den Aufruhr einfach von neuem. Aus diesem Grunde ist das Plündern durch irreguläre Truppen von afrikanischen Negerstämmen in den Fällen, wo die gänzliche Niederwerfung des Feindes notwendig ist, entschuldbar. Bald wurde uns von den alten Leuten ein vorzüglicher Palmwein verabreicht und wir stillten guten Mutes den brennenden Durst mit dem kühlen Trunke. Die alten Leute wurden zum Teil als Geiseln und Führer mitgenommen und bald waren wir wieder auf dem Marsche gegen den Hauptort Vhane, wo sich nun sämtliche Krieger der Umgegend um den Häuptling von Vhane geschart haben sollten.

Besetzung von Vhane.

Nach einem ermüdenden Marsche in dem bergigen Terrain kamen wir schliesslich an die Farmen von Vhane, wo wir den Truppen vor dem voraussichtlich bevorstehenden Kampfe eine kleine Ruhepause gönnten. Dann wurde unter Vorsichtsmaassregeln im Eilmarsch der Weg fortgesetzt. Sobald wir die ersten Häuser erreicht hatten, wurde aufmarschiert und in breiter Front auf das Dorf vorgegangen; doch bevor wir noch zum Angriff auf eine grosse Menschenmasse, die teils bewaffnet, teils unbewaffnet alle Strassen und Plätze des Dorfes besetzt hielt, übergehen konnten, erschien am Eingange des Dorfes eine grosse schwarz-weiss-rote Flagge, als Zeichen des Friedens und der Unterwerfung. Bis an den Marktplatz wurde vormarschiert und derselbe von zwei Seiten von unseren 120 Mann umstellt. Ehe wir noch mit jemandem verhandeln konnten, hatten uns schon die Missionare von Amedjovhe, an der Spitze Herr Seeger, von weitem begrüsst und boten uns zum Beweise der Freundschaft und des Friedens zwischen den Avatime-Leuten und uns die Hand.

Noch am Morgen des letzten Tages war es den Bestrebungen der Missionare gelungen, die Leute von einem feindlichen Vorgehen abzuhalten. Sie waren, wie uns die Missionare erzählten, anfangs sehr kriegerisch gesinnt gewesen, da ein Bote, welcher den Leutnant v. Döring und mich mit vier Mann gesehen haben muss, dem Häuptling die Nachricht überbracht hatte, dass nur zwei Weisse und vier Soldaten ankämen. Die Missionare waren natürlich besser unterrichtet und lachten den Häuptling aus, dass er an ein solches Märchen glauben könne. Das Volk war denn auch nicht wenig erstaunt, als die Kette der Soldaten kein Ende nehmen wollte und schliesslich noch 400 bewaffnete Krieger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dakadus mit ihren grausigen Kriegstrommeln folgten. Die Soldaten standen mit Gewehr bei Fuss und konnten jeden Augenblick mit der Waffe eingreifen. Währenddessen hatte das Palaver mit dem Häuptling begonnen. Derselbe sass in einer grossen offenen Halle, die aus Palmblättern und Gras hergestellt war, umgeben von seinem Hofstaat. Die Missionare waren so gütig die Dolmetscher zu spielen, so dass wir bald mit den Leuten fertig wurden. Dem Häuptling wurde ordentlich ins Gewissen geredet und eröffnet, dass er und seine Leute eine exemplarische Strafe verdient hätten. Da er wohl einsah, dass er bei einem Kampfe den kürzeren gezogen hätte, unterwarf er sich völlig unter der Bedingung, dass wir ihn und sein Volk schonen wollten. Insbesondere versprach er, von nun an treu zur deutschen Regierung zu halten, so wie er bis jetzt zu seinem Oberhäuptling, dem Häuptling von Peki und dessen Herrn, der englischen Regierung, gehalten hätte. Er wies darauf hin, dass er bis jetzt geglaubt habe, England anzugehören, da er dem Häuptling von Peki verpflichtet und dieser englischer Unterthan sei. Die Flagge wurde auf einem grossen Maste vor der Königshalle gehisst. Dem Häuptling wurde als Sühne ein Tribut von Yams, Ziegen, Schafen und anderen Lebensmitteln für unsere Soldaten und Dakadus Krieger auferlegt; es war dies eine gerechte Strafe für die vielen Unzuträglichkeiten, welche er der deutschen Regierung sowie den deutschen Kaufleuten bereitet hatte.

Während des Palavers hatten unsere Soldaten im Uebermut die Geiseln aus Biakpa, welche in kleinen Zöpfchen Fetischamulette trugen, ihrer Locken beraubt und ihnen die Bärte verschnitten. Diese Scene erregte bei den übermütigen Kameraden viel Heiterkeit; innerlich mussten auch wir über das veränderte Aussehen unserer Geiseln lachen, aber die Schuldigen bekamen eine Rüge und militärische Strafen. Die Geiseln wurden dann entlassen und zogen freudig, wenn auch ihres Haarschmuckes beraubt, wieder ihren heimischen Penaten zu. Durch das verdienstvolle Eingreifen der Bremer Missionare von Amedjovhe nahm somit unser Kriegszug ein friedliches Ende. Derselbe war aber, obwohl er unblutig verlief, doch von grosser Bedeutung für unsere Machtstellung in den westlichen, an der Grenze gelegenen Gebieten und für den Handel der deutschen Kaufleute.

Ruhetag auf der Missionsstation Amedjovhe.

Nach allen diesen Vorgängen folgten wir gern der liebenswürdigen Aufforderung der Missionare, hoch oben in Amedjovhe auf ihrer Station mit unseren Soldaten und Leuten unser Quartier aufzuschlagen. Dakadu blieb mit seinen Leuten in Vhane und that sich dort gütlich an dem als Tribut herbeigeschafften Vieh und den Produkten des Landes. Nachdem sich unsere Soldaten vollauf verproviantiert hatten, marschierten wir unter Hörnerklang und Trommelschlag in Reih und Glied aus Vhane

16*

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

heraus. Dakadu liess es sich jedoch nicht nehmen, uns mit seinen Würdenträgern noch bis hinter die Farmen der Stadt zu begleiten. Nachdem wir uns vielmals für seine Hilfe bedankt hatten, verabschiedeten wir uns von dem alten Rauhbein mit einem freundlichen Händedruck. Unter Vorantritt der Missionare ging es nun in dem Thale des Kala entlang. Ein bequemer Weg, der von den Missionaren angelegt war, führte von dem fast 500 m über dem Meeresspiegel gelegenen Dorfe Vhane noch etwa 270 m höher auf die Missionsstation herauf. Einen schönen Rückblick gewährten die Thäler; zu unsern Füssen lagen Biakpa und Vhane, im Norden erhob sich der Gemmi mit seinen 800 m hohen Kegeln. Bald war das Dorf Amedjovhe erreicht und mit klingendem Spiele ging es durch dasselbe hindurch, wo uns die Bewohner freudig begrüssten und die ganze Dorfjugend das Geleite gab. Die grösste Anziehungskraft üben wie in der Heimat auch bei dieser schwarzen Gesellschaft die Trommler und Spielleute, denn taktmässig marschieren die Jungens stramm neben den Soldaten. Ihre kleinen schlanken Glieder ohne jegliche Bekleidung zeigen oft ein wunderschönes Ebenmaass. Die Schulkinder werden sämtlich von der Mission europäisch bekleidet und machen einen guten Eindruck. Fast die Mehrzahl der Bewohner von Amedjovhe sind Christen und Angehörige der Bremer Missionsstation. Viele von ihnen sind Handwerker und leisten bei den Missionsbauten Hilfe.

Wir verlassen das Dorf Amedjovhe und erreichen in wenigen Minuten die auf dem Gipfel thronende Station. Auf dem grossen Hofe derselben wird halt gemacht; zunächst werden die Wachen und Posten eingeteilt und die Leute mit der nötigen Instruktion versehen. Dann betreten wir das geräumige grosse Wohnhaus und Schulgebäude der Mission und begrüssen hier in der Wildnis europäische Damen und ein trauliches deutsches Familienheim. Angenehm ist es, inmitten des weiten Busches die so lang entbehrten Bequemlichkeiten eines europäischen Hauses vorzufinden. An einem langen Tisch wird gemeinschaftlich das Mahl eingenommen. Die fleissigen Hände der Hausfrau haben aus den afrikanischen Erzeugnissen sowie aus selbst gezogenen Früchten und Gemüsen ein Menu hergestellt, das uns zur Freude unserer gastfreien Wirte vorzüglich mundet. Das traute Familienleben, das belebende Element der Damen wirkte erfrischend auf unser Gemüt und gab uns neuen Mut für die Zukunft.

Entwicklung und Thätigkeit der Norddeutschen oder Bremer Mission.

Das grosse geräumige Gebäude ist ein Beweis von dem Fleiss, mit welchem die Missionare die ganze Anlage geschaffen haben. Alles ist an Ort und Stelle angefertigt, nichts von Europa eingeführt. In der unteren Etage befinden sich die Schule und die Kirche, während in der oberen die verheirateten Missionare wohnen; ausserdem stehen einige Gastzimmer für die Aufnahme durchreisender Missionare oder anderer

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Weisser zur Verfügung. Da Amedjovhe hoch liegt und infolgedessen ein gutes Klima hat, wird es auch häufig von den in weniger günstig gelegenen Orten stationierten Missionaren zur Erholung aufgesucht. Das schöne Haus ziert eine rings um dasselbe laufende geräumige Veranda, auf welche sich grosse Fenster und die Ausgänge der einzelnen Zimmer und Wohnungen öffnen. Von dieser Veranda hat man einen wunderschönen Ausblick auf das sich weithin erstreckende Thal des Todjië, auf die vorgelagerten Höhenzüge des Dodome-Gebirges im Südosten, die Berge von Vhane im Süden, sowie im Norden und Osten auf den Hauptgebirgsstock der Landschaft, den abgerundeten Kegel des Gemmi und die sich anschliessenden Gebirgsketten und Thäler von Logba und Kpedse. In dem Thal des kleinen Ahavobaches, zwischen der Station und dem Gemmi, liegt vor uns in dem Busch, in Bananen und Oelpalmen eingebettet, das etwa 100 Hütten umfassende Dorf Amedjovhe. Neben dem Missionsgebäude befinden sich auf dem verhältnismässig kleinen Plateau noch einige Wirtschaftsgebäude. Unter der Leitung handwerkskundiger Missionare hat es gerade die Bremer Mission verstanden, sich mit unermüdlichem Fleiss einen Stamm von Arbeitern, wie Tischlern, Zimmerleuten, Glasern, ja auch Drechslern, Maurern heranzubilden und hat damit zum Segen der schwarzen Bevölkerung den Grund für die Weiterverbreitung des Handwerks in unserer Togokolonie gelegt. Ausser diesen Handwerkern werden in den Missionsschulen Dolmetscher und Lehrer herangebildet, welche meistens der englischen Schrift und Sprache kundig und dadurch bei weitem ihren übrigen Landsleuten und Genossen überlegen sind. Ferner ist es ein Verdienst der Missionare, dass sie durch Anlegung von Plantagen und Versuche mit Sämereien und Früchten den Ackerbau und die Produktionsfähigkeit des Landes heben. So haben sie in Avatime ausgiebige Versuche mit liberianischem und arabischem Kaffeë gemacht, auch Kakao angepflanzt und in ihren Gärten die verschiedensten Arten europäischer Früchte und Gemüse mit Erfolg gezogen. Auch die Eingeborenen haben, von der Mission unterstützt, kleine Kaffeeplantagen angelegt, so dass bereits Kaffee von Avatime auf den Bremer Markt gebracht worden ist. Die Bremer Mission wirkt hauptsächlich auf dem Sprachgebiet des Evhestammes, in dessen Sprache sie lehrt und predigt, während die Baseler Mission in den Sprachen des Tshi und Guan und den damit verwandten Sprachen unterrichtet. Die Norddeutsche Mission hat drei Hauptstationen in Ho, in Amedjovhe und in Lome. Der Hauptstation Ho unterstehen die Aussenstationen Nyogbo, Akovievhe, Matse, Abutia, Abuadi und Waya. Die Station Amedjovhe hat ihre Aussenstationen in Gbasémme, Leglebi, Anfoë und Woadse. Die Aussenstation der neu gegründeten Hauptstation Lome befindet sich in Tove. Alle diese Aussenstationen haben Schulen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

welche mit schwarzen Lehrern besetzt sind, während die Hauptstationen Europäer und ausserdem noch schwarze Lehrer und Lehrerinnen als Gehilfen haben. In Amedjovhe ist ferner in der letzten Zeit noch ein Seminar sowie eine Mittelschule zur Ausbildung der schwarzen Lehrer errichtet worden. Ausserdem werden begabte junge Schwarze, welche die vorerwähnten Schulen durchgemacht haben, zu ihrer weiteren Verwendung in der Mission in dem Seminar in Hall in Württemberg als Lehrer ausgebildet. So haben im Jahre 1897 drei junge schwarze Leute dort ihren Kursus beendigt und sind in ihrer afrikanischen Heimat als Lehrer angestellt worden.

Mit unseren Truppen hielt ein militärisches Leben und Treiben in die Missionsstation Amedjovhe seinen Einzug. In langen Reihen standen auf dem Missionshofe die Gewehrpyramiden, eine Wache sorgte für die Ruhe und Ordnung, des Abends zum Zapfenstreiche ertönte weithin in die Thäler und Berge das Hornsignal und der Wirbel der Trommeln und bei ihrem Klange erinnerten sich auch die Missionare mit Freuden ihrer Soldatenzeit. Nachdem wir uns gestärkt hatten, wurde noch ein Aufstieg auf den Gemmi gemacht, von dessen höchster Spitze wir einen wunderschönen Ausblick auf die tiefer liegenden Vorberge und die einschneidenden kleinen Gebirgsthäler sowie auf die Missionsstation genossen. Auf dem Gipfel des Gemmi, der wie ein Kegel über die anderen Berge hinausragt und die Form eines alten Vulkans besitzt, fanden wir unzählige Eisenschlacken, die angeblich von den Schmieden der Bayas herrühren, welche sich dort vor vielen Jahren auf der Flucht niedergelassen und das Schmiedehandwerk betrieben haben sollen. Nachdem wir den Abend in fröhlichem Zusammensein auf der gastfreien Station zugebracht und uns durch eine ungestörte Nachtruhe erquickt hatten, ertönte des Morgens die Reveille: „Du hast ja schon genug geschlafen". Das Signal mahnte zum Aufbruch; mit vielem Dank verabschiedeten wir uns von unseren freundlichen Wirten und verliessen unter klingendem Spiel, voran die schwarz-weiss-rote Flagge, die Station, um über Fume, Jogbe, Kpando unsern Rückmarsch nach Kunya anzutreten.

Ackerbau in den Gebirgsgegenden von Avatime.

Auf unserem Marsche fielen mir die vielen grossen Reisfarmen auf, die sich an den Berglehnen und in den Gründen hinzogen. Ein wunderschönes, saftiges Hellgrün bedeckte die weiten Fluren und emsig sah man die Leute in den Farmen mit dem Jäten von Unkraut oder mit der Einsaat neuer Früchte beschäftigt. In Avatime finden wir wieder den eigentümlichen Gebrauch, die Grenzen durch bestimmte Gewächse zu kennzeichnen, welche um die Gemarkungen herumgepflanzt werden; ganze Ortschaften kennzeichnen die Grenzen ihrer Gebiete durch solche perennierenden Pflanzen, welche in dem ganzen Avatimegebiet als wirk-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

liche Grenzzeichen anerkannt werden. Infolge der guten Bodenbeschaffenheit hat der Landbau hier eine ganz hervorragende Bedeutung erhalten. In Avatime wird nach der ersten Maisernte der Acker wieder von neuem umgebrochen und mit einem sichelartigen Instrument für den Anbau von Bergreis vorbereitet. Im Monat Juli und August wird dann mit der Reiseinsaat begonnen; der Reis wird mit der Hand ausgesät und darauf mit dem vorher erwähnten Instrument etwa 5 cm tief in den Boden gebracht. Die Reisaussaat wird nur mit der besonderen Erlaubnis der Fetischpriester vorgenommen. Der Bergreis hat in diesen Gebirgsgegenden eine ganz besondere Verbreitung erfahren, so dass die Ernte nicht nur den eigenen Bedarf deckt, sondern auch schon Reis nach der Küste exportiert worden ist, wo er in Lome und anderen grossen Handelsplätzen billiger als der importierte Reis verkauft werden soll. In Avatime soll es nach den Aussagen des Missionars Spieth nicht weniger als 16 Yamsarten geben. Für den Yams sind hier zwei Saatzeiten vorhanden, die eine, wie in der Ebene, im Frühjahr, von April bis Anfang Mai, die andere von Mai bis Juni. Bei der Einsaat von Yams ist vorher nicht, wie bei der Einsaat von Reis, die Erlaubnis des Fetischpriesters einzuholen. Beim Pflanzen bedienen sich die Leute einer zugespitzten Stange, mit welcher sie den Boden, in welchen der Pflänzling eingelegt werden soll, umbrechen und dann sorgfältig von Wurzeln und Steinen reinigen. In die offene Stelle werden die einzelnen Yamsstücke eingelegt, mit dem sichelartigen Instrument verscharrt und um die Pflänzlinge herum der Boden gelockert. Es wird also für jeden Pflänzling ein kleines, tiefes Saatbett besonders hergestellt. Jeder dieser Pflänzlinge wird darauf noch behäufelt und die kleinen Haufen werden zum Schutze gegen Vögel und Wild mit Gras, Reisig oder Dornen bedeckt. Für die emporschiessenden Triebe und Ranken werden auf jedem Haufen kleine Stäbchen errichtet. Werden die Ranken zu hoch, so werden die kleinen Stäbchen durch grössere Stangen ersetzt. Von weitem gleicht ein solches Feld ganz unseren heimatlichen Weinbergen.

Neben dem Ackerbau wird in diesen Gebirgsdörfern die Weberei sowie das Schmiedehandwerk eifrig betrieben. Auch wird die Jagd auf Leoparden und Antilopen gepflegt. Ferner ist die Seifensiederei in Avatime in hohem Schwunge. Aus den Früchten eines hohen Baumes, der zur Gattung der Sapindaceen gehört, kochen die Eingeborenen die Seife, welche in kleinen, schwarzen, faustgrossen Ballen zu nicht unerheblichen Preisen auf den Markt gebracht wird. In allen diesen Gebirgslanden wächst in den Gründen und an den Bächen die Oelpalme, die an diesen abgelegen Orten leider weniger ausgenutzt wird, weil der geringe Preis die Unkosten und der Transport auf dem beschwerlichen Wege nicht deckt. Durch die Anlage von Strassen und Plantagen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

könnte die Produktion des Landes noch bedeutend gesteigert und der Ertrag erhöht werden. Namentlich würde es sich lohnen, in diesen Gegenden bei dem fruchtbaren Boden und dem verhältnismässig grossen Verständnis der Bewohner für den Ackerbau, grössere Plantagen anzulegen, da hier mit Leichtigkeit schon mit den Bodenverhältnissen vertraute und geschulte Arbeiter zu finden wären. Ausser den erwähnten Kulturpflanzen soll noch in diesen Gebieten eine minderwertige Kolanuss vorkommen, die jedoch wegen ihrer geringen Qualität weder zum Verkaut noch zur Ausfuhr gelangt.

Wiedereintreffen in Kpando und Weitermarsch nach Kratyi.

Auf unserem Rückmarsch bekamen wir allerlei Klagen über die Kpandoleute zu hören. Dieselben hatten alle Orte, welche keine deutsche Flagge führten, heimgesucht und ausgeplündert. Namentlich hatte die Ortschaft Fume darunter sehr zu leiden gehabt und ihr Häuptling bat uns, den König Dakadu zu bestrafen. Dieser Vorfall war den Leuten jedoch eine gute Lehre, wie wichtig es sei, bei Streitigkeiten auch äusserlich durch die Flagge ihre deutsche Angehörigkeit zu zeigen. Die anfangs wenig beachtete Flagge kam nun plötzlich zu Ehren und die Mission in Amedjovhe wurde um deutsche Flaggen bestürmt. Bald hatten wir wieder Kpando erreicht, wo uns Dakadu schon freudig begrüsste. Wir beschlossen hier einen Rasttag einzulegen und am nächstfolgenden Tage weiter nach Kunya zu marschieren. Am Abend war wiederum grosser Tanz auf dem Königsplatze. Am nächsten Morgen verabschiedeten wir uns von Dakadu und erreichten Kunya, wo wir alles in guter Ordnung vorfanden und von unseren Trägern, die hier so lange geschwelgt hatten, jubelnd empfangen wurden. Dem Missionar Mr. Hall, dem Häuptling von Kunya, spendeten wir unseren Dank für die geleistete Hilfe und für die Unterstützung, welche er unseren Leuten in unserer Abwesenheit hatte zu teil werden lassen. Sodann marschierten wir weiter nach Kete-Kratyi, wo wir später die Station errichtet haben. Ich habe diese Militärexpedition vorweg beschrieben, da ich nachher nicht mehr auf diese südlichen Gegenden zurückkomme. Wir kehren nun zurück nach der Station Misahöhe, dem Ausgangspunkt meiner nächsten Reise.

CHARAKTERISTIK DES EVHESTAMMES.

Anthropologische Eigenschaften.

Während meines Aufenthaltes an der Küste sowie in Misahöhe hatte ich Gelegenheit, einigermaassen die Eigentümlichkeiten des Evhevolkes kennen zu lernen. Der Stamm der Evhe erstreckt sich von der Sklavenküste aus zwischen dem Volta und dem Monofluss ungefähr bis

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zum 7. Grad nördlicher Breite. Die Körperformen dieses Volksstammes kann man im allgemeinen als wohlgebildet bezeichnen. Die Männer sind hübsche, schlanke Gestalten mittlerer Grösse, während die Frauen durchweg etwas kleiner und schwächlicher gebaut sind. Das Gesicht ist verhältnismässig schön, da die Leute an der Küste im grossen und ganzen nicht die plattgedrückte Nase und die aufgeworfenen Lippen haben, welche dem Negertypus eigentümlich sind. Diese Erscheinung erklärt sich wahrscheinlich dadurch, dass die Sklavenküste, wie ihr Name andeutet, schon vor mehreren Jahrhunderten, zuerst durch die Portugiesen und Holländer wegen ihrer beliebten schwarzen Ware heimgesucht worden ist. Die Küstenbewohner kamen dadurch in Berührung mit europäischen Rassen; später waren es die Engländer und schliesslich die Deutschen, welche sich an der Küste ebenfalls ansiedelten und einen gewissen Einfluss auf die Bevölkerung ausübten. Durch die Ansiedelungen hat sich europäisches Blut mit demjenigen der Bewohner dieser Küstenstriche vermischt und derselben den Stempel und Ausdruck europäischer Gesichter aufgedrückt. Im Innern finden wir diese wohlgeformten Gesichter weniger und der eigentümliche Negertypus tritt deutlicher hervor. Die Hautfarbe ist im allgemeinen tiefschwarz, obwohl auch braune und hellere Schattierungen nicht selten sind. Durch das Einreiben der Haut mit Fett und Oel erhält sie meistens einen eigentümlichen speckigen Glanz. Beide Geschlechter haben gewöhnlich als Kennzeichen aus den oberen mittleren Schneidezähnen ein kleines Dreieck ausgefeilt; häufig, namentlich bei den Küstenbewohnern, ist dieses Dreieck sehr klein und kaum zu bemerken.

Bei den Frauen haben anscheinend einzelne Gebräuche und Sitten eine gewisse Entstellung der Körperformen herbeigeführt. Da sie es für eine besondere Schönheit halten, wenn die Brüste schlaff herunterhängen, so tragen nicht selten schon die jungen Mädchen ein Tuch über dieselben gebunden, welches die Brüste herunterpresst und ihnen bald die gewünschte Form verleiht. Durch Zerren sowie durch das lange Säugen der Kinder werden die Brüste unverhältnismässig lang und reichen häufig bis zum Nabel herab. Auch habe ich bei sämtlichen Negerfrauen, welche ich gesehen, ein auffallend eingebogenes Kreuz bemerkt, so dass der Hinterteil bedeutend hervortritt. Unwillkürlich wird man bei dem Anblick an die Stratopygie der Hottentottenweiber erinnert. Entweder ist diese Deformation durch das Tragen der Kinder auf dem Rücken herbeigeführt oder die Natur hat schon von altersher diesen natürlichen Sattel als Sitz für die Säuglinge vorgesehen. Ausser diesen Deformationen werden die Körperformen durch Einschneiden von Stammeszeichen oder Schutzzeichen oder besonderen Schönheitsmalen entstellt. So tragen fast alle Frauen des Evhestammes drei kleine senkrechte Narben auf der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stirn zwischen den Augenbrauen und je drei auf jeder Backe, die ebenfalls senkrecht stehen und sich auf der Vorderwange befinden. Die Narben sind meistens nur 1 cm lang und mit Indigo bläulich gefärbt. Im allgemeinen sind sie wenig auffällig und heben sich nur durch ihre bläuliche Farbe von der schwarzen oder braunen Haut ab.

Die Männer des Evhestammes haben meistens gar keine Stammesabzeichen oder sonstige Tätowierungen. Nur wenn sie als einziger Knabe den Eltern zurückgeblieben sind, wird ihnen gewissermaassen eine Schutzmarke auf der rechten Wange unterhalb des Jochbogens eingeschnitten. Sie besteht aus einem kleinen, ungefähr 2 cm langen Querschnitt, der aber nicht, wie die Marken bei dem weiblichen Geschlecht, gefärbt ist. Die Marken sollen bei dem Mädchen von der Mutter eingeschnitten und gefärbt werden. Bei dem Knaben macht diese Schutzmarken der Vater in dem Glauben, dass der Knabe dadurch vor einem frühen Tode oder sonstigem Unheil geschützt ist.

Geburt.

Die Frauen sollen, wie bei allen Naturvölkern, sehr leicht gebären und nur selten wird eine alte Frau zugezogen, die bei der Entbindung behilflich ist. Die Nabelschnur wird bei dem kleinen Weltbürger häufig sehr lang abgeschnitten oder trocknet auch nicht selten von selbst ein. Es entstehen dadurch häufig grosse Nabelbrüche, welche allerdings seltener bei den Evhenegern, öfter jedoch bei den Stämmen im Hinterlande von Togo vorkommen. Die neugeborenen Kinder sind, wie bei allen Negerstämmen, weiss und erhalten erst nach einigen Tagen die schwarze Hautfarbe. Sie werden sorgfältig gepflegt, täglich in warmem Wasser gebadet und mit zärtlicher Liebe von den Angehörigen und der Mutter gehütet. Auch werden dem kleinen Kinde später aus Fürsorge von der Mutter ein paar geweihte Kaurimuscheln in den Haarwirbel eingeflochten, welche es vor Unheil schützen sollen. Das Kind erhält von dem Vater die Namen und nach einigen Wochen findet, falls es ein

Evhe-Neger von der Küste mit Ruder.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Knabe ist, die Beschneidung desselben statt. Schwangere Frauen gehen öfters vor dem Gebären zum Fetischpriester, dem sie den nötigen Tribut zahlen, damit er den grossen Gott Mawu um Segen und eine glückliche Entbindung anflehe. Auch wird zuweilen vor der Niederkunft ein kleiner Thonfetisch als Symbol des zu erwartenden Kindes vor der Hütte aufgestellt. Schon vor der Geburt wird häufig das Kind, falls es ein Mädchen sein sollte, mit Zustimmung des Fetisch dem Sohn eines nahen Bekannten oder Verwandten zugesprochen, so dass es gewissermaassen schon verlobt ist, ehe es das Licht der Welt erblickt hat. Ist es nun wirklich ein Mädchen, so arbeitet der Jüngling für seine spätere Frau und legt den Verdienst bei seinen zukünftigen Schwiegereltern nieder. In Betanase soll ein Fetisch Nana Kombi existieren, welchem die Macht zugeschrieben wird, die glückliche Geburt eines Kindes herbeizuführen. Die besorgten Frauen gehen zu diesem Fetisch und bitten ihn unter Ueberreichung von Opfern, das Leben des neugeborenen Kindes zu schützen, das sie gewissermaassen dem Fetisch weihen. Ein solches Kind ist äusserlich kenntlich, weil demselben bis zum sechsten Lebensjahr das Haupthaar nicht geschnitten werden darf; auch verpflichtet sich die Mutter des Kindes, sich bis zum sechsten Jahre nach der Geburt des Kindes nicht berühren zu lassen. Hat das Kind das sechste Lebensjahr vollendet, so bringt es die Mutter zum Zeichen der Dankbarkeit zu dem Fetischpriester. Der Priester schneidet nun dem Kinde das Haar ab, während die Mutter dem Fetisch in Gestalt von Ziegen oder Schafen ein Opfer bringt und damit ihr Gelübde und das Kind einlöst. Einige eigentümliche Gebräuche sollen bei der Geburt eines Knaben in Avatime vorkommen. Der Vater des neugeborenen Kindes darf nach der Sitte in diesen Gebirgsgegenden am Tage der Geburt seine Hütte nicht verlassen. So wie die Mutter das Wochenbett hüten muss, so muss auch der Vater dadurch, dass er die Hütte nicht verlässt, seine Vaterschaft anerkennen. In Avatime und in den nördlichen Gegenden von Kunya ist die Beschneidung nicht üblich; auch wird dem Kinde erst nach einigen Wochen der Name gegeben; während dieser Zeit wird das Kind beobachtet und erhält nach den mutmaasslichen Charaktereigenschaften seinen Namen. Im allgemeinen werden den Kindern die Namen des Tages ihrer Geburt gegeben; häufig bezieht sich der Name auch auf zufällige am Tage der Geburt eingetretene Ereignisse.

Kindererziehung.

Die kleinen Kinder machen mit ihren grossen schwarzen Augen und der wohlgebildeten Nase und Lippen meistens einen hübschen Eindruck. Erst später entwickeln sich die letzteren Organe in der dem Negertypus charakteristischen Weise und verunzieren durch ihre übergrossen Formen das Gesicht. Die Kinder werden häufig drei Jahre lang von der Mutter genährt, und es überrascht anfangs, wenn man die grossen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

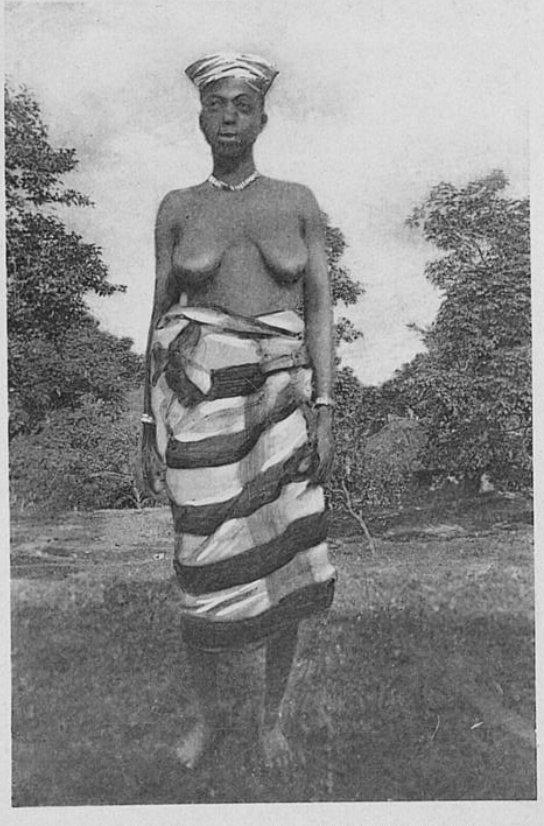
Kinder noch immer an der Mutterbrust säugen sieht. Bei allen Gelegenheiten, bei der Arbeit wie auf der Reise, werden die kleinen Kinder von der Mutter auf dem Rücken getragen; sie nehmen auf dem Hinterteil der Frau den Reitsitz ein und werden durch ein Tuch, das vorn zusammengebunden ist, festgehalten. Wenn das Kind ungeduldig erwacht oder zu schreien anfängt, wird es einfach nach vorn geschoben und stillt dann nach Herzenslust seinen Durst. Wird das Mädchen grösser, so muss es sich durch kleine Dienste im Haushalt nützlich machen. Es holt das nötige Wasser und Feuerholz herbei, muss zuweilen das Kochen beaufsichtigen und der Mutter beim Waschen der Tücher und der Kalabassen helfen. Der Knabe folgt, wenn er grösser geworden ist, mehr dem Vater und wird von diesem in dem Anbau der Früchte unterrichtet; auch wird er auf die Jagd und den Fischfang mitgenommen und so allmählich in die Beschäftigung des Mannes eingeführt.

Brautwerbung.

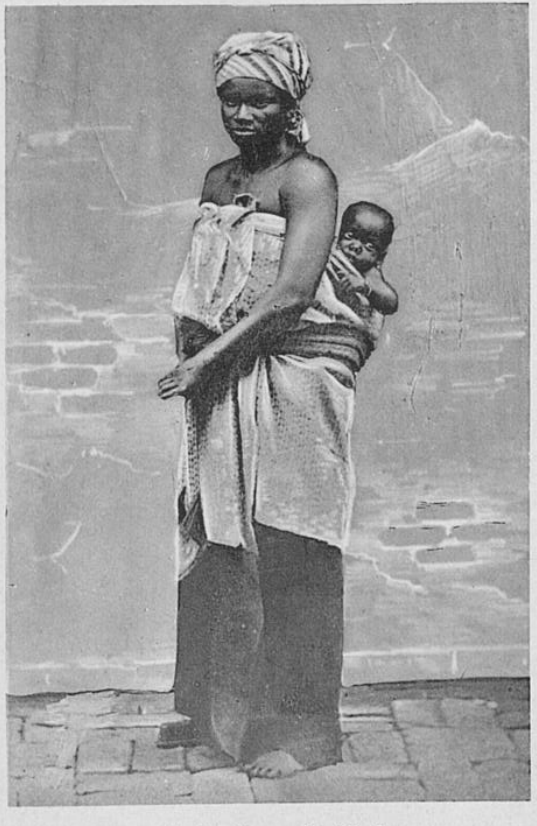
Bei reifem Alter beider Geschlechter werden die Ehen eingegangen. Die Wahl der Gattin ist je nach den Gegenden und Verhältnissen verschieden. An der Küste in den grossen Städten und häufig in einzelnen Landschaften im Innern wählt der junge Mann frei seine zukünftige Gattin im Einverständnis mit den Eltern derselben, welchen er je nach den Vorzügen oder der Schönheit seiner Erkorenen einen gewissen Tribut zahlt. Mit dem Eingehen der Ehe verlässt der Mann das Haus seiner Eltern, baut sich eine Hütte und gründet einen eigenen Hausstand. Wenn er seine Wahl getroffen hat, schickt er einen Freund zu dem Vater des Mädchens, der diesem die Angelegenheit vorträgt und gewissermaassen über das Geschäft verhandelt. Ist dasselbe abgeschlossen, so macht auch der junge Freier seine Aufwartung und der Hochzeitstag wird festgesetzt; vorher hat jedoch der Bräutigam den Tribut für das Mädchen bei dem Vater zu entrichten, wogegen dieser das Hochzeitsfest veranstaltet und die Gäste zu bewirten hat. Der Bräutigam hat ferner noch für die Ausstattung seiner Braut zu sorgen und schenkt ihr zu diesem Zweck Tücher, Perlenschnüre und andere Kostbarkeiten, welche sie am Tage der Hochzeit anlegen muss. Weiter im Innern, wo, wie wir gesehen haben, die jungen Mädchen von Kindesbeinen an einem jungen Mann versprochen sind, ist das Zugeständnis zur Heirat seitens der Eltern des jungen Mädchens einfacher und ein besonderer Kaufpreis wird dann nicht mehr gefordert, da der Bräutigam schon die ganze Zeit hindurch für seine Braut gearbeitet hat. Tritt die Reife des jungen Mädchens ein, so wirbt der Bräutigam um dasselbe, indem er den Eltern eine Kalabasse mit Fufu und Palmöl und ein kleines Geschenk an Kauris überbringt und diese bittet, das Mädchen nun als Frau heimführen zu dürfen. Mitunter ereignet es sich jedoch, dass das junge Mädchen ihrem Verlobten abgeneigt ist. Kommt an dem bestimmten Tage der hoffnungs-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



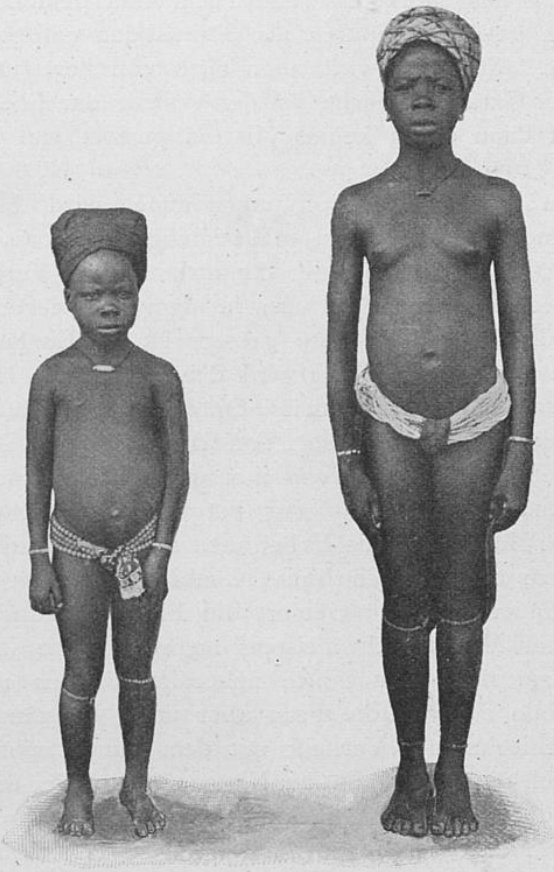
Evhe-Frau aus dem Hinterlande mit einheimischem Tuch bekleidet.



Evhe-Frau mit Kind.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

volle Bräutigam in das Haus der Eltern, um seine Braut heimzuführen, so verlässt diese heimlich das Dorf, läuft in den Busch, oder hält sich für einige Zeit bei Bekannten oder Verwandten verborgen. Oft hat ein solches Familiendrama einen traurigen Ausgang für den Bräutigam, welcher die Schande nicht überleben zu können glaubt und seinem Leben durch Selbstmord ein Ende bereitet. Bisweilen jedoch hat der Bräutigam zu einem solchen Schritt keine Lust und entschädigt sich für



Evhe-Mädchen im Putz.

die viele Mühe und Arbeit, der er sich seiner undankbaren Braut wegen unterzogen hat, indem er die Sache mehr von der praktischen Seite ansieht und das ihm verpflichtete Mädchen einfach als Sklavin verkauft. Der Erlös sowie ein Pauschquantum, welches die Eltern als Sühne für die Geschenke und die geleistete Arbeit an den verlassenen Bräutigam

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu zahlen haben, tröstet denselben über den Verlust der Braut und giebt ihm gleichzeitig Gelegenheit, ein anderes Mädchen zu freien.

Hochzeitsgebräuche.

Die Hochzeitsfeste werden unter Trommelschlag und Gesang mehrere Tage hindurch bei Tanz und Schmaus und einem ordentlichen Zechgelage gefeiert. Die Braut ist bei der Hochzeit fast überladen mit Schmucksachen, welche sie aber als junge Frau bis zur ersten Niederkunft ablegen muss. Das junge Ehepaar zieht sich des Abends in seine Hütte zurück und eine alte Frau untersucht gewissermaassen als Zeugin Tags darauf das ausgebreitete weisse Tuch unter dem Lager und zeigt dieses mit den gefärbten Spuren als Beweis der vollzogenen Ehe den Bekannten vor. Zuweilen wird aber auch von der gutmütigen Alten einem Hahn der Garaus gemacht, um den Vollzug der Ehe nachzuweisen; das Fest wird dann durch keinen Misston gestört und fröhlich weiter gefeiert.

Die Ehe.

Die Frau ist nicht, wie oft angenommen wird, bei den Negern nur eine dienende Magd, sondern spielt häufig eine grosse Rolle in dem Familienleben. Es giebt also unter den afrikanischen Verhältnissen eben so viel Pantoffelhelden wie bei uns in dem zivilisierten Europa. Je mehr Kinder die Frau hat, desto grösser ist ihr Einfluss und ihr Ansehen. Ist die Ehe kinderlos, so wird der Fetisch um Hilfe angerufen. Der Priester schreibt der Frau gewisse Opfer und Verhaltungsmaassregeln vor, welche sie befolgen muss. Von dem grossen Gotte Mawu ist dem Untergotte Kewu die Macht verliehen worden, der Frau Fruchtbarkeit zu verleihen und sie vor Fehl- oder Totgeburten zu schützen, während andererseits die Mutterliebe die Evhefrauen selbst bis in das benachbarte Kunya-Gebiet zu dem Fetisch Nana Kombi treibt, dem die Erhaltung der kleinen Kinder obliegt. Gebiert die Frau ein Kind, so nährt sie dasselbe mit der Muttermilch meistens mehrere Jahre lang, innerhalb welcher Zeit sie nach Landessitte unberührt bleiben muss. Gewisse religiöse Gelübde zwingen die Frau aber unter Umständen sogar fünf Jahre den geschlechtlichen Verkehr mit dem Manne zu meiden. Daher erklärt sich auch die Polygamie der Negerstämme. Bei den Evhenegern hat ein Mann, der imstande ist, mehrere Frauen zu ernähren, gewöhnlich zwei bis drei. Meistens ist dann die Lieblingsfrau die jüngere, welche sich putzt, nur zum Vergnügen des Mannes dient und das Kommando über die übrigen Frauen hat. Während die begünstigte Frau ihrem Vergnügen nachgeht, müssen die übrigen Frauen des Mannes, schon ihrer Kinder wegen, den Haushalt besorgen und das Essen bereiten.

Ehebruch.

Trotz der im allgemeinen guten Sitten, ist die Treue der Frau, namentlich in den Küstengegenden, eine recht laue. Häufig kommt es vor, dass die Frau auf einem Fehltritt von dem Manne ertappt wird, was zu Zerwürfnissen und Unzuträglichkeiten zwischen den Ehehälften

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und schliesslich zur Anklage gegen den Thäter führt. Derselbe muss sich in Gegenwart des Häuptlings vor der versammelten Menge verantworten und, falls er für schuldig befunden wird, das Vergehen mit einer Geldstrafe sühnen. Ist die Frau verstockt, so führt sie der Mann zu dem Häuptling, der sie dann verurteilt, von einem Priester des Giftgottes Nanyo, der seinen Hauptsitz in Aneho hat, den sogenannten Fetischtrank zu nehmen, wodurch ihre Schuld oder Unschuld festgestellt wird. Die Frau ist somit der Gnade oder Ungnade des Priesters verfallen, der ihr je nach Gunst oder Ungunst der Verhältnisse entweder den Giftbecher oder einen Becher mit unschädlichem Wasser überreicht. Aber auch der Giftbecher hat bei diesen Gottesurteilen eine verschiedene Wirkung, da das Gift meistens ein Pflanzen- und Herzgift ist, welches eine brecherregende Wirkung besitzt. Tritt die Wirkung des Giftes sofort ein und wird es wieder ausgebrochen, so ist die Angeklagte gerettet und gilt für unschuldig.

Rechtsbegriffe in der Ehe.

Die Ehe ist bei den Negern im allgemeinen für das ganze Leben verbindlich und gewährt dem Manne wie der Frau gewisse Rechte, die sich, wie alle Rechte dieser Naturvölker, durch mündliche Ueberlieferung erhalten und vererben. So hat der junge Ehemann an der Küste das Recht, seine Frau sofort in das elterliche Haus zurückzusenden und von den Schwiegereltern die Geschenke und den Kaufpreis zurückzufordern, wenn sich bei der Hochzeit herausstellt, dass sie nicht mehr Jungfrau war. Im Innern weicht man von dieser Auffassung häufig ab, in der Annahme, dass ein Mädchen, das vorher keinen geschlechtlichen Umgang mit Männern hatte, keine Anziehung für die Männerwelt besitze. Kommt das Vergehen eines Mädchens in die Oeffentlichkeit, so ist es für dieses und die Familie eine grosse Schande. Der Mann hat ferner das Recht, wenn er seiner Frau abgeneigt ist und diese nicht mehr bei sich behalten will, sie in das elterliche Haus zurückzusenden. In diesem Falle werden dem Manne weder die Geschenke noch sonstige Andenken zurückerstattet; indessen ereignet sich der Fall selten, da er dem Manne keinen Vorteil bringt. Die Frau ist nach dem Begriff der Eingeborenen gewissermaassen Eigentum des Mannes und deshalb hat er das Recht, dieselbe zu verschenken oder auch für eine bestimmte Summe einem anderen zu überlassen. Der Mann begiebt sich in diesem Falle sämtlicher Anrechte auf die Frau und auf die Kinder, welche dieselbe später mit einem anderen Manne haben sollte. Besitzt die Frau eine Abneigung gegen ihren Mann, so gestattet er ihr wohl gewöhnlich in das elterliche Haus zurückzukehren, giebt jedoch dadurch nicht seine Rechte auf und betrachtet sie, wenn er dabei einen materiellen Nutzen hat, immer noch als sein rechtmässiges Weib. Bekommt z. B. die Frau ein uneheliches Kind, so meldet sich häufig der rechtmässige Gatte und erhebt Anspruch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf dasselbe. Ihm steht nach dem Begriff der Eingeborenen das rechtmässige Eigentum des Kindes zu und deshalb lässt der Mann diese günstige Gelegenheit selten vorüber gehen, seine Familie zu vermehren und sich dadurch zu bereichern. Bei den weiten Strecken brachen Landes besteht nämlich der Hauptreichtum des Negers in einer grossen Anzahl von Familienmitgliedern. Er hat dann ausreichende Arbeitskräfte im Hause und auf dem Felde und braucht keine Sklaven zu erwerben. Ein kinderreicher Familienvater kann daher grössere Strecken Landes urbar machen, Farmen anlegen, seine Kinder mit Produkten auf die Märkte senden, Handel treiben und sein Vermögen bedeutend vergrössern. Man kann deshalb in Afrika im wahren Sinne des Wortes noch von einem Kindersegen reden. Stirbt eine Frau, die ihren Mann mit dessen Zustimmung verlassen hat, während der Schwangerschaft, so hat der rechtmässige Mann das Recht von dem Liebhaber seiner Frau nicht nur für diese, sondern auch für das noch nicht geborene Kind eine entsprechende Entschädigung zu fordern. Stirbt der Mann, so kehrt die Frau meistens sofort in das Trauerhaus zurück und macht wie die übrigen Frauen die üblichen Zeremonieen mit, weil sie den Geist des verstorbenen Mannes fürchtet. Die Trauer dauert aus diesem Grunde nur so lange, bis der Geist des Mannes in das Reich Mawus aufgenommen ist und nicht mehr umherirrt. So frei im allgemeinen der Verkehr der jungen Mädchen mit Männern ist, so achtet doch der Mann, so lange die Frau nicht von ihm geschieden ist, darauf, dass dieselbe ihm die eheliche Treue bewahrt. Wenn er die Frau bei einem Fehltritt ertappt, so hat er, wie ich erwähnt habe, das Recht, dieselbe von sich zu weisen und den Kaufpreis von den Schwiegereltern zurückzufordern, dagegen kein Anrecht auf eine Entschädigung, wenn nur Abneigung und nicht eheliche Untreue vorliegt. In den meisten Fällen macht der Mann weniger die Frau als den Verführer verantwortlich und sucht von diesem eine Sühne in Gestalt von Geld oder sonstigen Wertobjekten zu erhalten. Geht der Betreffende nicht gutwillig darauf ein, so wird er durch den Häuptling und die Aeltesten im öffentlichen Palaver zu der Sühne verurteilt.

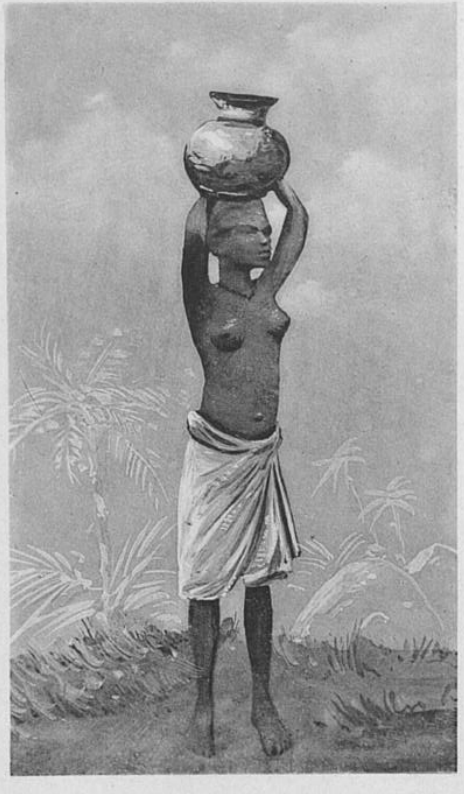
Reinlichkeit.

Was im allgemeinen die Reinlichkeit der Evheneger anbetrifft, so kann man sie in dieser Beziehung auf eine hohe Stufe stellen. Der Trieb zur Reinlichkeit ist allerdings in denjenigen Landstrichen, die an Wassermangel leiden, namentlich zur Trockenzeit, weniger vorhanden, desto grösser aber an der Küste und in den wasserreichen Gegenden. Die Evheneger baden, wenn es irgend möglich ist, häufig mehrere Male am Tage und seifen dabei ihren Körper tüchtig ab. Auch das kurz geschnittene Haar erhöht noch die Sauberkeit. Stundenlang baden die kleinen Jungen und Mädchen an den Küstenplätzen in der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein Evhe-Vater mit seinen Kindern.



Junge Evhe-Frau einen grossen
Wassertopf tragend.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

See und in der Lagune. Es ist eine Freude, dem muntren Treiben des kleinen schwarzen Volkes im Wasser zuzusehen, namentlich wenn die Knaben, auf einem Brett sitzend, die hohe Brandung passieren. Ueberall sieht man in der Lagune die Frauen mit ihren Kindern im Wasser stehen und sie trotz Sträubens und Schreiens tüchtig mit Seife und Wasser bearbeiten. In den von Gewässern entfernter gelegenen Gegenden hat jedes Gehöft seinen kleinen Waschplatz, der sich in einem Winkel des Hofes befindet und mit Matten abgegrenzt ist. Des Abends, wenn der Mann bestaubt von der Feldarbeit zurückkehrt, stellt die Frau einen Topf mit warmem Wasser bereit, damit der Mann in dem Waschraum ein erquickendes Bad nehmen kann. Dann erst legt er reine Tücher an und begiebt sich zu dem fertig gestellten Mahle. Die Frauen ölen, namentlich bei feierlichen Gelegenheiten, ihren Körper nach dem Bade mit Fett ein, damit die Haut glänzend erscheint. Die Haare werden mit allerhand Pomaden und Fetten eingerieben, die allerdings nach unseren Begriffen wenig zur Reinlichkeit beitragen. Lavendelwasser und andere wohlriechende Parfümerieen, sowie Seifen gehören zu den Lieblingstoilettegegenständen.

Kleidung.

Die Kleidung der Neger ist an der Küste sehr verschieden; neben dem schwarzen Gigerl im Chapeau bas, gelben Nanking-Hosen, hohen Vatermördern und schwarzem Frack sieht man den verachteten Buschmann, welcher nur mit einem kleinen Tuch seine Scham bedeckt hat. Auch bei den schwarzen Damen fehlt es nicht an europäischen Kleidungsstücken. Selbstverständlich machen sie in dem europäischen Anzug keinen vorteilhaften Eindruck, da die starken Hüften, der watschelnde Gang und die langen schlenkernden Arme wenig zu dieser Kleidung passen; bei weitem besser steht ihnen die heimische Tracht. Europäische Kleidung sieht man allerdings nur in den grossen Küstenstädten, während im allgemeinen die Tracht der Leute aus einem grossen Umschlagetuch besteht, unter welchem die Frauen den sogenannten Schlips, d. h. ein kleines Schamtuch tragen. Dieser Zeugstreifen, der die Scham deckt, ist hinten und vorn an einer Hüftschnur, auf der Perlen oder weiter im Innern auch geschnitzte Plättchen aus Kokosnussschalen aufgereiht sind, hergestellt. Die Männer dagegen tragen unter dem Tuch einen kleinen Lappen, der zwischen den Beinen durchgezogen und um die Hüften gebunden ist. Bei den jungen unverheirateten Frauen fehlt das grosse Tuch und auch die jungen Burschen gehen nur mit dem Schamtuch bekleidet aufs Feld zur Arbeit. Frauen und Mädchen tragen bei feierlichen Gelegenheiten farbige Tücher um den Kopf gewunden. Die Kinder laufen nackt umher; mitunter wird ihnen von der Mutter ein kleines Liebeszeichen, bestehend aus einem Armband oder einer Halskette oder auch einer kleinen Perlenschnur als Schmuck

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

angelegt. Während die Männer bei der Arbeit nur das Schamtuch tragen, haben die Frauen ausser demselben noch ein kleines Tuch, welches um den Leib gebunden bis zu den Knieen herunterhängt. Wenn ein Weisser oder eine höher gestellte Persönlichkeit des Weges

Reiche Evhe-Frauen von der Küste.

kommt oder ein Festzug vorbeizieht, wird das Tuch aufgerollt und damit die Brust bedeckt. Ausser den erwähnten Kleidungsstücken pflegen sich die schwarzen Frauen, wie wir gesehen haben, noch mit Armbändern und sonstigem Putz zu schmücken.

Ackerbau und Handel

Im Verlaufe der Reise habe ich wahrgenommen, auf welcher hohen Stufe im allgemeinen der Ackerbau bei dem Stamme der Evhe steht.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Obwohl noch andere Erwerbszweige in Frage kommen, liegt doch das Hauptgewicht auf dem Ackerbau, welcher zum Teil in grossem Stil betrieben wird. Die reichen Yams-, Mais- und Reisfarmen, welche wir auf unseren Märschen gesehen haben, lassen auf die Fruchtbarkeit des Bodens, die intensive Kultur desselben, sowie auf den Fleiss dieser Bevölkerung gegenüber anderen Negerstämmen schliessen. Ausser dem Ackerbau ist der Handel erwähnenswert. Fast alle Evheneger sind ausgesprochene Händler, welche auf Märkten und an Wegen ihre Waren feilhalten, mit Beharrlichkeit anpreisen und um jeden Pfennig unermüdlich feilschen. Bemerkenswert ist, dass auch die Frauen neben ihren häuslichen Arbeiten dem Handel obliegen, um sich durch diesen Nebenverdienst oftmals selbständig zu machen und ihre persönlichen Bedürfnisse zu bestreiten.

Viehzucht.

Die Viehzucht hat mit der hohen Kultur des Ackers in keiner Weise Schritt gehalten. Allerdings ist in dieser Beziehung den Evhenegern keine Schuld beizumessen, weil einer reellen Viehzucht in dem Küstengebiet elementare Hindernisse entgegenstehen. So ist die Pferde- und Rindviehzucht in den Gebieten, die wir durchstreift haben, teils wegen der Wasserverhältnisse, teils wegen des Mangels an geeigneten Weideplätzen und vor allem wegen der Tsetsefliegen bis jetzt fast ausgeschlossen. Es giebt in diesem Gebiete, wie in Adjido, nur sehr wenige Oasen, welche diesen schädlichen Einflüssen nicht unterliegen. Nächst der Küste ist Atakpame die einzige Landschaft, in welcher eine ergiebige Rindviehzucht mit Erfolg betrieben wird und welche in dieser Hinsicht für die Zukunft einen nicht zu unterschätzenden wirtschaftlichen Faktor bilden kann. Hoffentlich werden diese misslichen Verhältnisse, besonders was die Weideplätze anbelangt, mit den Jahren durch die fortschreitende Kultur beseitigt und durch Anpflanzung von süssen Gräsern geeignete Weideplätze geschaffen werden. Dass dieselben gedeihen können, beweist die Anlage der Weiden an den Abhängen der Station Misahöhe, wo mit süssen kurzhalmigen Gräsern recht gute Resultate erzielt worden sind. Die Wasserverhältnisse können sich durch die Anlage von Brunnen und Cisternen bessern. Eine geeignete Zuchtwahl, sowie eine passende Körnerfütterung könnten auch die Tiere in Bezug auf schädliche Einflüsse widerstandsfähiger machen, so dass wir nicht ganz die Hoffnung aufzugeben brauchen, dass in dieser Beziehung die Hindernisse mit der Zeit beseitigt werden können.

Was das Kleinvieh anbetrifft, welches sich bedeutend genügsamer in der Nahrung und widerstandsfähiger erweist, so haben wir auf unseren Reisen durch die Gebiete fast überall Schafe und Ziegen, auch häufig Schweine angetroffen. In einigen Orten werden zahme Tauben gehalten, während Hühner selbst in den ärmsten Orten zu finden sind. Die Schafe

17*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Ziegen sind durch mangelhafte Ernährung und Inzucht vollkommen degeneriert und mit unseren europäischen Vertretern dieser Rasse garnicht zu vergleichen. Die Tiere laufen im allgemeinen frei herum und suchen sich ihre Nahrung so gut es geht in den umliegenden Grassavannen oder halten sich auch manchmal an irgend einer der nahegelegenen Farmen schadlos. Natürlich ist unter diesen Umständen eine Zuchtwahl vollkommen ausgeschlossen und, da die Tiere alle zusammenleben und wenig frisches Blut in die Heerden kommt, von einer Auffrischung des letzteren nicht die Rede. Diese Inzucht hat zur Folge, dass die kleineren schwarzen, glatthaarigen Ziegen, welche wir so häufig angetroffen haben, im Durchschnitt nicht höher als 40 cm sind.

Die Ziegen werden gewöhnlich nur bei feierlichen Gelegenheiten als Schlachtvieh benutzt. Die Schafe finden häuptsächlich bei den Opfern für die Fetische Verwertung und werden seltener wie die Ziegen als Schlachttiere verwendet, da sie teurer sind. Eine Wollproduktion existiert meines Wissens nicht, da Wollschafe im eigentlichen Sinne überhaupt nicht vorhanden sind. Die Wolle der afrikanischen Schafe kann nur als Haar bezeichnet werden. Mit der Einführung anderer Arten und Veredlung derselben liesse sich wohl die Schafzucht heben. Die Schafe, im allgemeinen genügsam und auch mit geringerem Futter zufrieden, könnten mit der Zeit in unserem deutschen Togogebiet vielleicht noch ein bedeutendes Wollquantum liefern. Die einheimischen Schafe sind durchschnittlich nicht höher als $^1/_2$ m und machen wie die übrigen Tiere meistens einen dürftigen Eindruck. Ausser den Wollschafen, wenn man sich so ausdrücken darf, giebt es aber noch eine Rasse, welche vollkommen glatthaarig ist und zum grössten Teil eine weisse Grundfarbe besitzt, während der Kopf und der Hals schwarz sind. Sie gleichen fast den bekannten Somalischafen, nur dass sie bedeutend kleiner sind.

Die hier vorkommenden Schweine sind, was ihre körperliche Entwickelung anbelangt, nicht die schlechtesten Haustiere. Auch sie müssen meistens ihr Futter selbst suchen; jedoch finden sie viel Nahrungsstoff in dem massenhaften Unrat der Dörfer und sind deshalb mit Recht an der Küste bei den Europäern verpönt; auch im Innern gelten sie allen Mohamedanern als Haram.

Was das Geflügel anbetrifft, so ist das gewöhnliche Haushuhn überall verbreitet; aber auch dieses ist zu einer winzig kleinen Art verkümmert und bietet dem Europäer, der auf manchen Strecken fast das ganze Jahr hindurch nur Huhn auf dem Tisch sieht, einen zweifelhaften Genuss. Die Eier werden von den Eingeborenen garnicht gegessen, sondern nur zur Brut benutzt, so dass man häufig unter einer Mandel Eier 10 bis 12 angebrütete findet. In einigen Ortschaften giebt es Perlhühner. Sie stammen direkt von dem wilden afrikanischen Perlhuhn ab,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das in diesen Gegenden weit verbreitet ist. Diese zahmen Perlhühner sind im grossen und ganzen nicht so degeneriert wie die Haushühner. Durch ihre Beweglichkeit scheinen sie sich leichter aus den anliegenden Feldern Nahrung verschaffen zu können, vielleicht ist auch eine Auffrischung durch das Blut der wilden Vertreter ihrer Rasse nicht ausgeschlossen.

Wie in allen Weltteilen der Hund ein treuer Freund und Begleiter der Menschen ist, so finden wir ihn auch hier in Afrika bei den Negern wieder. Diese betrachten ihn allerdings nicht bloss als Hausfreund, als Wächter und Hüter der Hütten, sondern geniessen auch sein Fleisch. Die Hunderasse in diesen Gegenden ist meistens von mittlerer Grösse; der Kopf ist länglich, die Schnauze spitz. Der Körper ist schlank, sodass der ganze Rumpf einem Bastard von Spitz und Windhund ähnlich sieht. Die Ohren sind klein und herabhängend, während der Schwanz aufrecht gerollt, ziemlich lang und glatt ist. Das Fell ist glatt und gewöhnlich hellgelb, die Pfoten und die Schwanzspitze weiss. Eigentümlich ist, dass die afrikanischen Hunde durchaus nicht bellen können, sondern nur ein Geheul anschlagen. Sie sind im allgemeinen nicht hässlich, jedoch öfters durch die Räude, von welcher hier die Hunde ganzer Ortschaften befallen werden, entstellt. Der Grund für das häufige Auftreten dieser Krankheit scheint in der mangelhaften Ernährung, sowie in der schlechten Haltung der Tiere zu liegen. Natürlich wird ihrer Verbreitung durch das freie Umherlaufen der Tiere Vorschub geleistet.

Jagd und Fischerei.

Die Jagd sowie Sitten und Gebräuche der Jäger habe ich bereits geschildert und gezeigt, dass der Fetisch-Orden auch auf diesem Gebiet von Einfluss ist. Zu erwähnen ist hauptsächlich, dass nach dem Glauben der Evheneger die Seele des Tieres, gleich der des Menschen, im Jenseits weiter fortlebt. Es werden daher die Geister der erlegten Tiere gefürchtet und durch die geschilderten Gebräuche, welche denen bei der Bestattung eines Verwandten annähernd gleichkommen, gewissermaassen beschworen, damit sie dem Jäger nichts Böses zufügen.

Die Fischerei wird hauptsächlich an der Küste betrieben. Das weite Meer und die Lagune, welche wegen ihrer schmackhaften Fische gerühmt wird, bieten den Küstennegern reichliche Gelegenheit zum Fischfang, von dem sich viele Familien ernähren. Weiter im Innern findet der Fischfang nur in den grösseren Strömen und Flüssen statt. Die kleineren Flüsse und Bäche in Afrika haben natürlich so gut wie gar keine Fische, da sie in der Trockenzeit kein Wasser führen. Viel aber trägt zur Ausrottung der Fische auch die Raubfischerei der Neger bei, da sie keine Schonzeit kennen. Der Neger fischt und angelt alles, vom kleinsten bis zum grössten Fische; denn auch die kleinsten Fische

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werden geräuchert und getrocknet und sind eine beliebte Delikatesse. Durch diese unüberlegte Wirtschaft nimmt der Fischreichtum selbstverständlich mit der Zeit ab; nur geeignete Gesetze über die Ausübung der Fischerei könnten diesem Uebelstand abhelfen.

Gewerbe.

Das verbeitetste Gewerbe in ganz Afrika ist das der Schmiedekunst. Wir haben bereits gesehen, dass die Leute im Innern des Landes ihre Bedarfsgegenstände, wie Messer und Schwerter selbst schmieden, wie sie auch selbst früher verstanden haben, Eisen zu gewinnen, was noch heute in manchen Ortschaften an den zurückgebliebenen Schlacken zu bemerken ist. Auch die Instandsetzung von Gewehren liegt einheimischen Schmieden ob und einen besonderen Beweis für ihre Kunstfertigkeit liefert die Verarbeitung von Silber- und Nickelmünzen zu Armbändern und sonstigen Schmuckgegenständen. An der Küste sind die Leistungen der Schmiede um so erstaunlicher, als sich dieselben zur Arbeit primitiver Werkzeuge bedienen. Hier werden mit Geschick die in der letzten Zeit beliebt gewordenen, sogenannten Afrikaringe aus dem weit hergebrachten Gold des Hinterlandes, sowie auch vielfach aus europäischem Golde geschmiedet. Sie stellen meistens die Sternbilder des Tierkreises dar, welche mühsam einzeln gearbeitet und auf einen Goldreif aufgelötet werden. Auf dieselbe Weise werden auch Broschen und Armbänder hergestellt. Da in Togo nur wenig Goldschmiede sind und die Sachen meistens von den sogenannten Schwarzschmieden ausgeführt werden, so werden diese Arbeiten hauptsächlich von Goldschmieden in Akkra verfertigt. Hoffentlich gelingt es, auch in unseren Gebieten Goldadern aufzufinden, dadurch diesen Industriezweig zu noch grösserer Blüte zu bringen und den Wert der Kolonie bedeutend zu erhöhen. Das gewöhnliche Schmiedehandwerk ist bei den Evheleuten sehr verbreitet und fast in jedem grossen Ort befindet sich ein Dorfschmied.

Weberei und Spinnerei.

Obwohl heute die Weberei in den Küstengebieten durch die billigen europäischen Stoffe und Zeuge sehr verdrängt ist, so haben wir auf unserer Reise doch viele Dörfer angetroffen, in denen noch der Webstuhl klappert. Die Hauptproduktion der Weberei sind Tücher, welche aus schmalen Streifen zusammengenäht sind; die einzelnen Streifen werden in einer Breite von etwa 10 bis 13 cm auf den schon früher beschriebenen Webstühlen angefertigt. Die schönsten Erzeugnisse dieser Eingeborenen-Weberei bilden die überall verbreiteten und beliebten Hängematten, welche weit fester als die europäischen Hängematten sind. Sie bestehen meistens aus einem grauen, dicht gewebten, mit roten oder blauen Fäden durchschossenen Stoff. Wenn auch die Weberei bei weitem nicht so intensiv betrieben wird wie das Schmiedehandwerk, so giebt es doch noch einzelne Weberfamilien, die dieses Gewerbe für den Handel aus-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

üben; meistens aber weben die Leute für ihren eigenen Bedarf. Eng mit der Weberei verknüpft ist die Spinnerei, die dort, wo noch Baumwollkultur herrscht, die hauptsächlichste Beschäftigung der alten Frauen ist. Aber auch die Spinnerei ist durch die Einführung europäischer Garne und Zwirne sehr verdrängt worden; nicht selten verwenden daher die eingeborenen Weber europäische Garne zu ihren Geweben.

Töpferei und Schnitzerei.

Die Töpferei bildet gewissermaassen das Monopol einzelner Plätze, welche infolge ihres bündigen Bodens für dieses Handwerk besonders geeignet sind. So hat Tove, wie wir gesehen haben, in dieser Beziehung eine ganz besondere Bedeutung gehabt; ebenso soll auch Bolu an der Küste ein grosser Marktplatz für Töpferwaren sein. Bemerkenswert ist die Fingerfertigkeit der eingeborenen Töpfer, die, wie bereits geschildert, mit dem primitivsten Handwerkszeug, wie Holzstäbchen und geschliffenen Steinen, die Form und Verzierung der verschiedenen Gefässe ausführen. Die Drehscheibe, welche bei uns die Arbeit in hohem Grade erleichtert, ist bei allen diesen Negervölkern noch unbekannt.

Die Schnitzerei verdient ebenfalls erwähnt zu werden. Die schönen symbolischen Häuptlingsstöcke mit Figuren und Verzierungen, sowie die künstlich geschnitzten, durchbrochenen Königsstühle und Schemel der Eingeborenen, die sämtlich aus einem Stück gearbeitet sind, sprechen für die grosse Kunstfertigkeit der Schnitzer, welche oft nur mit einem einfachen Buschmesser arbeiten. Das Untergestell der Königsstühle ist häufig in Form von gewundenen Schlangen hergestellt oder besteht in kleinen, durchbrochenen und verzierten Säulen. Auch fertigen die Leute kleine Löffel sowie Kämme, ein Lieblingsartikel der Frauen, an. Ferner werden aus der harten Kernschale der Kokosnuss die bei den Negern häufigen Ketten gearbeitet, welche hauptsächlich als Hüftschnur um den Leib getragen werden und zur Befestigung der kleinen Schamtücher dienen. Aus der harten Schale werden geschickt kleine runde Blättchen ausgeschnitten, geschabt, durchlocht und auf einen Faden gezogen. Die auf diese Weise hergestellte Schnur wirkt wie eine Kette aus stumpfen schwarzen Glasperlen. Auch Hausgeräte aller Art werden geschnitzt. So findet man in jeder Haushaltung die unentbehrlichen Kalabassen aus Kürbissen, welchen schon während der Zeit des Wachsens künstlich eine bestimmte Form gegeben wird. Der Schnitzer entfernt dann das Mark des Kürbisses und glättet die Innenseite desselben. Diese Gegenstände sind in allen Formen vorhanden, von den grössten Vorratsschalen bis zu den kleinsten Wassernäpfen. Die Kalabassen und Schalen werden mit allerhand Mustern verziert. So sind meistens auf den Kalabassen Abbildungen von einheimischen Tieren eingeschnitzt; namentlich Schlangen, die auch in dem Fetischleben eine grosse Rolle spielen, sind in allen Formen vertreten. Vielfach werden Eidechsen auf diesen Gefässen an-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gebracht, jedoch ist die Form derselben, wenn man ihre Entstehungsgeschichte nicht kennt, kaum erkennbar. Sie sind nur noch eine Art Ornament, dessen erster Ursprung auf diese Tiere zurückzuführen ist. Endlich werden auch Vögel, wie Reiher zu der Verzierung der Kalabassen benutzt. Aus den Kürbissen werden Vorratsschalen, Wassernäpfe, Schöpflöffel, kleine Esslöffel, aus der Kokosnuss Schnupftabaksdosen und andere Gebrauchsgegenstände angefertigt. Ausser den angeführten Gegenständen werden, jedoch seltener bei den Evhes, auch noch vereinzelt an den Küstenplätzen Kanoes und andere kleine Fahrzeuge sowie Ruder aus Holz gearbeitet, obwohl der Kanoebau mehr eine Spezialität der Kunyaleute ist, da in dem Küstenbezirk die dazu notwendigen grossen Seidenwollbäume fehlen. Wir haben aber schon gesehen, wie gut sich unsere Evheneger für Zimmer- und Tischlerarbeiten eignen und in welcher Weise sich besonders die Missionen mit der Ausbildung dieser Handwerker beschäftigt haben. Dieser segensreiche Einfluss der Missionen auf das Handwerk ist bei allen Europäerbauten von nicht zu unterschätzendem Nutzen gewesen.

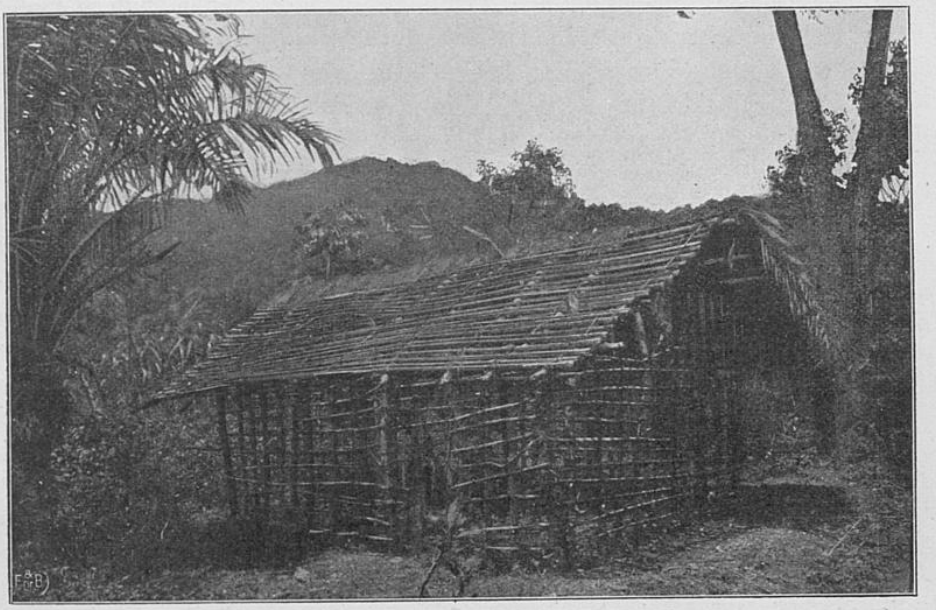
Gerberei. Einen besonderen Industriezweig bildet die Lederarbeit, welche den Evheleuten nicht unbekannt ist, wenn auch die eigentlichen Meister der Gerberei in unseren Gebieten hauptsächlich die Haussas sind. Doch werden auch von den Evheleuten Felle gegerbt, um damit ihre Trommeln zu überziehen; ausserdem stellen sie sich aus gegerbtem Leder oder Fell Patronentaschen her. Zu ihren kleinen Messern haben sie häufig schön gearbeitete und verzierte Lederscheiden. In der Sonne getrocknete Felle werden nicht selten als Thürvorsetzer oder als Teppiche, sowie zur Eindeckung von Traglasten, Pulver und sonstigen gegen Feuchtigkeit zu schützenden Gegenständen benutzt. Leider gehen bei der Zerlegung des erlegten Wildes viele Felle verloren, da die Eingeborenen es nicht der Mühe wert halten, die erlegten Tiere vorher abzuziehen. An den Küstenplätzen in Togo ist die Nachfrage nach Fellen gering, an der englischen Goldküste dagegen der Handel und die Ausfuhr der Felle recht bedeutend.

Flechterei. Die Flechterei wird überall nebenbei betrieben. Aus langen Rohrgräsern und aus Palmblättern werden schöne Schlafmatten, sowie kleine Taschen und Körbe zur Aufbewahrung von Mehl oder Körnern geflochten; ferner werden Thürvorsätzer, an der Küste auch die erwähnten grossen Regenhüte, Kriegshelme und Kappen angefertigt.

Hüttenbau. Zu der wichtigsten Beschäftigung der Evheneger gehört unstreitig der Bau ihrer Hütten. Jeder Evheneger baut sich seine Hütte und sein Gehöft selbst auf. Er lernt dies schon in der Jugend, da er wie die übrigen Familienmitglieder bei dem Bau der Hütten des Vaters fleissig mitarbeiten muss. Der Bau der Hütten ist im allgemeinen zwar ein sehr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einfacher, indessen erfüllen sie vollkommen ihren Zweck und halten gut Stand gegen die Unbilden der Witterung. Die Form ist bei den Evheleuten ausschliesslich viereckig; sie sind gewöhnlich 3 m breit, 5 bis 6 m lang und werden von einem grossen Giebeldach eingedeckt. Jede Hütte hat einen Eingang, der zugleich das Licht einlässt, da bei den wirklich typischen Eingeborenen-Hütten weder Läden noch Fensteröffnungen vorhanden sind. Meistens enthält die Hütte nur einen, selten mehrere Räume. Die Hütten werden in der Art gebaut, dass zuerst ein Gerüst von rohen Pfeilern und doppelten Querleisten aufgeführt wird,



Eine im Bau begriffene Hütte der Evhe-Neger.

dessen ungefähr 2 m hohe Seitenwände aus rohen Stangen bestehen. Die Giebelseiten sind etwas höher, bis 3 und $3^1/_2$ m aufgeführt. Die Dachsparren sind, wenn Bambus vorhanden ist, aus diesem Material angefertigt, während die Querleisten des Daches aus Blattrippen der Wein- und Oelpalme bestehen. Die Wände werden zwischen den doppelten Leisten mit Lehm ausgefüllt, wozu öfters wegen ihrer Festigkeit Termitenhaufen verwendet werden. Um den Luftzug in der Hütte zu ermöglichen, bleibt zwischen dem Dach und den Giebelseiten ein freier Raum. Das Dach wird mit Gras eingedeckt, das ziegelartig übereinander liegt und auch dem stärksten Tornado Widerstand leistet. Der Fussboden wird aus Lehm zu einer Tenne festgestampft. Bei luxuriösen Bauten werden die Wände des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hauses mit hellgelber Erdfarbe, sowie die Kanten und die Einfassung der Thür mit einer roten Thonfarbe gestrichen. In den besseren Hütten findet man eine sogenannte Schlafbank, d. h. ein Brett, welches auf vier Pfählen ruht und auf dem eine 3 bis 4 Zoll starke, aus Gras geflochtene Schlafmatte liegt. Interessant ist es, wie der Neger sich auch ohne Moskitonetz in der Hütte gegen die Ueberfälle der Moskitos zu schützen weiss. Er hüllt sich vollkommen, selbst den Kopf, die Arme und Beine in sein grosses Tuch ein und ist auf diese Weise vollständig geschützt. Ein Weisser würde in dieser Lage bei der grossen Hitze fast ersticken und mehr leiden, als durch die Stiche der Moskitos, gegen welche man mit der Zeit fast unempfindlich wird. Bei den reichen Händlern findet man roh gezimmerte Holzbettstellen mit Moskitovorhängen aus europäischem Kattun; ihre Häuser haben auch schon Fensterluken, die mit Holzläden verschlossen werden. Die Eingänge zu den Hütten werden des Nachts mit Vorsetzern verschlossen. Die Vorsetzer bestehen gewöhnlich aus zusammengefügten Palmblattrippen. Das Dach wird zuweilen über die Seitenwände herabhängend durch Stützen gehalten und auf diese Weise ein Vorraum geschaffen, welcher gegen Sonne und Regen schützt. Wie wir schon früher erwähnt haben, befinden sich die Feuerstätten entweder vor der Hütte oder unter einem kleinen Grasdach, seltener in der Hütte selbst. Ferner findet man in jedem Gehöft den bekannten hölzernen Trog zum Fufustampfen, sowie Ställe für das Kleinvieh. Die Ställe sind in der Regel nichts weiter als ein kleiner Raum, der durch Knüppelhölzer abgesperrt ist und in welchem die Tiere des Nachts gehalten werden. In einer Ecke des Gehöfts ist auch häufig noch ein kleiner Raum zum Waschen abgeteilt. In ölreichen Gegenden findet man in den Gehöften kleine runde, gepflasterte Gruben, welche zur Aufnahme und Gährung der Oelpalmenfrüchte dienen. Die Dörfer besitzen gemeinsam sogenannte Reiben, auf denen die Frauen Korn, Maiskörner, Pfeffer sowie andere Früchte zerreiben. Diese Reiben bestehen aus einem viereckigen Lehmblock von ungefähr 1 m Höhe, der oben mit einem grossen Stein versehen ist, auf welchem die Früchte mittelst kleiner Steine zerrieben werden.

Religion. Die Religion der Evheveger ist nicht bloss reiner Götzendienst und Fetischverehrung. Sie verehren vielmehr, wie wir schon gesehen haben, in ihrem Gotte Mawu, wie auch selbst in dem Yewe, ein höheres Wesen, das über dem Menschen steht und die Welt erschaffen hat. Interessant ist es, wie die Evheneger sich die Erschaffung des Menschen vorstellen. Der grosse Gott Mawu hat bei der Schöpfung auch den Menschen erschaffen und zwar ein weisses und schwarzes Paar. Darauf stellte Mawu den beiden Paaren zwei Körbe zur Verfügung, einen kleineren und einen grösseren. Das schwarze Paar stürzte sich sofort auf den grossen Korb,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

während der kleine Korb für das weisse Paar übrig blieb. In dem grossen Korbe waren Hacke, Axt und Buschmesser, Geräte für den Ackerbau, enthalten, während sich in dem kleinen Korbe nur ein Buch befand. Das schwarze Paar ging nun bald seiner Arbeit, dem Ackerbau, nach; das weisse Paar dagegen fing in dem Buche an zu lesen und war bald den schwarzen Brüdern an Schlauheit überlegen. Aus Rache bedrückte das schwarze Paar das andere, bis sich Mawu erbarmte und ein grosses Seil vom Himmel liess, mit welchem er das weisse Paar über das grosse Wasser setzte. — Auch glauben die Anhänger dieser Religion an eine Seelenwanderung und ein Wiedersehen im Jenseits. Diese Grundgedanken sind allerdings von vielen Nebenerscheinungen und Zeremonieen, welche die selbstsüchtigen Fetischpriester vorschreiben, durchkreuzt, welche das ganze Leben dieser Schwarzen beeinflussen und die Entwickelung der Kultur hemmen.

Ausser dem Yewe-Kultus, der fast die ganze Küstengegend beherrscht, finden wir weiter im Innern und besonders in den Gebirgsgegenden die alte Religion mit ihren Göttern und Gottheiten vor. Dieselbe ist noch immer sehr verbreitet, scheint aber im allgemeinen, obgleich einzelne Züge daraus bei dem Yewe-Kultus wiederkehren, mit weniger verbrecherischen Mitteln zu arbeiten wie der Yewe-Kultus. Dieser lässt kein Mittel unbenutzt und schreckt selbst vor Mord und Totschlag nicht zurück, um sein Ansehen zu vergrössern. Es ist ihm daher auch gelungen, die alten Götter verhältnismässig schnell zu verdrängen. Ueber den Yewe-Orden, seine Sitten und Religionsgebräuche habe ich bereits gesprochen; ich glaube nun noch über die alten Götter und Religionsgebräuche etwas mitteilen zu müssen. Mawu wird als der grosse Gott gedacht, der die Erde und die Menschen erschaffen hat und der nun als König über den anderen Göttern steht. Nach den Begriffen der Neger braucht er nicht mehr zu arbeiten, sondern hat seine Funktionen den einzelnen Gottheiten übertragen. Mawu selbst kann hiernach den Menschen nichts Böses zufügen. Er ist gewissermaassen in seinen Handlungen beschränkt und von den Untergottheiten abhängig. Nur diese, oder die Geister der Verstorbenen können den Menschen schädigen. Deshalb werden auch nur den Untergöttern Opfer gebracht, was aber nur dann geschieht, wenn man von dem betreffenden Fetischgott irgend etwas fordert, z. B., dass derselbe Regen machen oder irgend eine Krankheit verscheuchen soll. Ein allgemeines Dankgefühl gegen Mawu als den höchsten Gott, kennt der Neger nicht. Da er von ihm nichts fordern und dieser ihm Nichts Böses zufügen kann, so werden ihm auch keine Opfer dargebracht. Die vielen Fetische und Thonfiguren, welche wir in den Dörfern, an den Wegen und Pfaden bemerkt haben, sind nur Opfer, welche für den betreffenden Fetisch bestimmt sind. Sie selbst

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werden keineswegs verehrt, sie sind nur ein symbolisches Zeichen. Es ist gewissermaassen die Stätte, an welcher der Fetisch durch den Priester gerufen werden kann. Der Priester hat das Amt, mit den Untergottheiten oder Fetischen in Verbindung zu treten und näher mit ihnen zu verkehren; er ist also der Vermittler zwischen den Menschen und den Fetischen. Ist ein Fetisch beleidigt, so muss er durch ein Opfer, welches der Fetischpriester vorschreibt, wieder versöhnt werden.

Die Opfer bestehen hauptsächlich in Hühnern oder Schafen. Der Fetischpriester verteilt die geopferten Tiere unter gewissen Zeremonieen, wobei der Löwenanteil für ihn abfällt, während dem Fetisch nur die Gedärme oder einige innere Teile des Tieres dargebracht werden, welche der Priester vor die Fetischfiguren oder an geweihten Plätzen niederlegt. Bisweilen werden diesem Opfer noch einige Flaschen Gin oder Feldfrüchte beigefügt. Die Opfer bestehen nicht immer in Tieren und Abgaben, sondern sehr häufig in Thonfetischen, die wir überall in den Ortschaften angetroffen haben. Letzteres Opfer wird in der Regel dargebracht, wenn die Geister der Verstorbenen oder böse Krankheiten von dem Dorf oder der Hütte ferngehalten werden sollen. Der Fetisch lässt dann durch den Priester verkünden, dass die bösen Geister durch ein solches Opfer versöhnt werden können. Der Priester des Fetisch vergräbt an der betreffenden Opferstelle ein kleines Fetischzeichen, das aus Leopardenzähnen, Knochen oder dergleichen besteht. Ueber diesen Fetischgegenstand wird dann die Thonfigur errichtet. Lange ausbleibender Regen soll von Zauberern oder bösen Geistern zurückgehalten werden, welche dann ebenfalls durch bestimmte Opfer versöhnt werden müssen. Die bekanntesten der symbolischen Fetischfiguren sind, wie bereits erwähnt, die grossen menschenähnlichen Thonfiguren, welche vor den Dörfern aufgestellt sind. Mit dem ihnen beigegebenen Knüppel halten sie die Feinde, sowie die bösen Geister der Verstorbenen fern, welche noch nicht in der Welt der Toten Eingang gefunden haben und unstet umherirren.

Die Untergötter als dienstbare Geister des Mavu.

Was den Aufenthaltsort der Fetische anbelangt, so wohnen sie angeblich hauptsächlich in den Wolken; bisweilen sollen sie aber auch ihren Wohnsitz in der Erde haben. Die Funktion der einzelnen Fetische ist sehr begrenzt und es kommt daher öfters vor, dass ein Hilfesuchender von einem Fetisch an einen anderen gewiesen wird. So schickt z. B. der allwissende Fetisch Afa den Bittenden zu dem Fetisch Bagba auf dem Aguberge, um von diesem Regen zu erflehen, weil Bagba den Harmattan, den Regen und die Winde beherrscht, welche er in verschlossenen Töpfen bereit halten soll. Auch ist ein Fetisch mächtiger als der andere, sie unterstützen sich gegenseitig und holen von einander

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Rat ein.*) Afa ist der Fetisch der Allwissenheit, er verkündet, wer oder was an dem einen oder anderen Uebel schuld ist; doch kann er selbst häufig das Uebel nicht abstellen. Die betreffende Gemeinde muss dann zu einem andern Fetisch gehen und diesen bitten. Der Fetisch Alenka besitzt die Macht Städte und Dörfer vor ansteckenden Krankheiten zu schützen; eine ähnliche Macht besitzt der Fetisch Ananasi; den Fetisch Hewioso haben wir bereits gewissermaassen im Yewe-Kultus als den Blitzgott Xebieso kennen gelernt, der die Blitze in die menschlichen Wohnungen schleudert. Ihm wird geopfert, wenn ein Tornado losbricht. Wir haben ferner gesehen, wie der Fetisch Kewu von schwangeren Frauen besucht wird. Der Fetisch Avsekete hat die Gewalt, verirrte Menschen auf den richtigen Weg zurückzuführen, sowie flüchtige Diebe in dem Busch aufzufinden. Diesem gleich kommt der Fetisch Buboyabo in Adjido, dem man ein Schaf und ein paar Hühner opfert, damit er die Diebe bestrafe.*) Der Priester giebt alsdann dem Bestohlenen etwas Maismehl, welches derselbe im Dorfe umherstreut. Wenn der Dieb auf dieses ausgestreute Mehl tritt, schwellen ihm die Gliedmaassen an und er verfällt schliesslich dem Tode. Der Priester zeigt nach einiger Zeit dem Bestohlenen an, dass der grosse Fetisch Buboyabo den Dieb bestraft und getötet habe und dass ihm ein neues Opfer dafür gebracht werden müsse. Der zugleich Geprellte und Bestohlene leistet auch pflichtschuldigst das Opfer in Gestalt von Hühnern und Schafen, die gewöhnlich von weisser Farbe sein müssen. Der Priester schert darauf dem Bestohlenen das Haupthaar und dieser dankt dem Fetisch, indem er sich vor ihm auf die Erde wirft, in die Hände klatscht und den Erdboden mit dem Kopf berührt. Aehnlich wie die alten Griechen Terpsichore als Muse des Tanzes verehrten, ebenso feiern auch die Togoneger den Fetisch Agboë als Beschützer der Tänze und Spiele. In Aneho soll Agboë auch als der Urheber des Donners gedacht werden.

Gottesurteile des Fetisch.

Einer der gefürchtetsten Fetische ist in Ancho an der Küste der schon vorher erwähnte Fetisch Nanyo, der treulose Frauen durch den Priester mit dem Giftbecher bestraft. Derselbe wird, namentlich bei Mördern, wenn die Gerichte die Schuld oder Unschuld des Betreffenden nicht zu entscheiden vermögen, angerufen, um gewissermaassen ein Gottesurteil zu fällen. Der Priester des Nanyo fragt den Angeschuldigten, ob er den Mord begangen habe oder nicht; gesteht dieser die That nicht ein oder verweigert er die Aussage, so wird er dazu durch den Trank des Fetisch gezwungen. Bei dieser feierlichen Zeremonie werden dem Angeschuldigten die Haare sowie die Nägel an den Fingern und Füssen beschnitten. Der Fetischpriester holt alsdann

*) Nach Heroldt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

einen Fetisch aus seiner Hütte und vergräbt ihn, sowie die Haare und Nägel, vor der Fetischhütte. Er beschwört darauf nochmals den Angeschuldigten, die Wahrheit zu gestehen, widrigenfalls er von dem grossen Fetisch getötet werden würde. Der Priester ruft den Fetisch herbei und bittet um seine Unterstützung. Darauf wird dem Angeklagten eine Kalabasse mit dem Fetischtrank gereicht, welche dieser leeren muss. Stirbt er von dem Gift, welches der Priester bereitet hat, innerhalb acht Tagen, so hat Nanyo durch den Tod die Schuld des Angeklagten gesühnt. Ein Totenfest wird nicht gefeiert, weil der Geist des Toten zur Sühne noch umherirrt. Die Leiche wird auf einem Gestell von vier Pfählen in den Busch oder an einen abgelegenen Ort getragen und den wilden Tieren und Geiern preisgegeben. So sieht man in den sumpfigen Gegenden bei Degbenu öfter die gebleichten Totengerippe solcher Opfer. Ferner wird häufig freiwillig von zwei Leuten oder Parteien, die sich streiten und den Beweis der Wahrheit antreten wollen, der Giftbecher getrunken. Auch auf andere Weise kann die Schuld von Dieben oder kleineren Missethätern durch den Fetisch bewiesen werden. Der Priester stellt eine Schüssel mit siedendem Oel auf, in diese wird ein Ring geworfen und der Verdächtigte gezwungen, den Ring aus der Schüssel herauszunehmen. Bevor er jedoch dieses Experiment ausführt, taucht er die Hände in eine andere Schüssel, die eine Abkochung von verschiedenen Pflanzengiften enthalten soll. Wahrscheinlich schützen diese vor der Verbrühung; doch glauben die Leute fest daran, dass der Schuldige sich trotz dieses Präservativs verbrüht. Der Beschädigte wird als schuldig befunden und verurteilt. Wird jemand einer Lüge beschuldigt, so wird er ebenfalls vor den Fetischpriester geführt und dieser beweist zuweilen durch ein Wunder die Schuld oder Unschuld des Betreffenden und gleichzeitig die Macht des Fetischgottes. Im öffentlichen Palaver wird der Angeklagte von dem Fetischpriester beschworen, die Wahrheit zu gestehen; sagt er nach Ansicht der Leute nicht die Wahrheit, so werden ihm von dem Priester die Augen mit einem ätzenden Gift eingerieben. Das Gift beginnt alsbald zu wirken; in diesem Zustande wird dann der Gepeinigte nochmals verhört und ihm von dem Priester angekündigt, dass ihn, falls er die gewünschte Aussage macht, der grosse Fetisch von den Schmerzen erlösen würde. In dieser Hoffnung sagt der Betreffende alles aus, was von ihm verlangt wird und so fällt er schuldig oder unschuldig seinem Ankläger und dem Fetisch zum Opfer. Der Priester befreit ihn nun von den Schmerzen, indem er ihm die Augen mit einer Flüssigkeit auswäscht, welche die Wirkung des Giftes wieder aufhebt. Ist der Unglückliche jedoch nicht willig, gegen seine Ueberzeugung zu sprechen, so wird er seinem Schicksal überlassen und verliert oftmals für

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

immer sein Augenlicht. Wenn andererseits der Fetischpriester durch Geschenke und Opfer bestochen ist, so führt er durch ein Wunder des Fetisch die Freisprechung des Angeklagten herbei. Unter Vornahme der uns bereits bekannten Zeremonieen und Anrufung des Fetisch wird der Angeklagte zur Aussage der Wahrheit ermahnt. Der Priester bestreicht nun auch seine Augen, aber nicht mit Gift, sondern mit einem unschädlichen Wasser, und zieht schliesslich zur grossen Verwunderung der umstehenden Menge Kaurimuscheln aus den Augen des Angeschuldigten, wodurch seine Nichtschuld erwiesen wird. Dieses Taschenspielerstückchen wird auf folgende Weise ausgeführt: Der Fetischpriester, welcher, nachdem er den Angeklagten ermahnt hat, nichts mehr spricht, bläst ihm mit einer Fertigkeit, welche die Umstehenden verblüfft, aus seinem Munde eine Kaurimuschel ins Gesicht und zeigt diese dann dem betrogenen Volke. Ein solcher Vorgang ist bei einem Palaver von einem Missionar beobachtet und so der Betrug aufgedeckt worden. Ausser den eigentlichen Fetischpriestern giebt es noch, namentlich an der Küste, wie in dem Dorfe Akoda an der Lagune, Zauberer, die ebenfalls durch ihre Künste Gottesurteile herbeiführen. Namentlich sollen sie bei Mord den Thäter feststellen können. Zu diesem Zwecke nehmen sie ein mit Kaurimuscheln besetztes Blaserohr (Yakatu), streuen in dasselbe ein aus Pflanzen hergestelltes Gift (Eti) in Pulverform und blasen dasselbe in die Luft, wobei sie das Rohr gegen die Sonne richten und die Namen des mutmaasslichen Mörders rufen. Bei dem Namen des wirklichen Mörders soll sich nach Ansicht der Leute das Pulver in Blut verwandeln und als solches niederfallen.

Der Teufel der Evheneger.

Ausser den bereits erwähnten Göttern und Nebengöttern spielt namentlich an der Küste der Fetisch Legba eine ganz bedeutende Rolle. Derselbe wird als Teufel gedacht, der den Menschen nur Böses zufügt. Nach Missionar Prietze soll Legba der oberste Fetisch sein, dem auch die Erschaffung des Menschen zugeschrieben wird. Bei meinen Erkundigungen, sowie auch bei Hauptmann Heroldt, dem wir eingehende Mitteilungen über Religion und Rechtsgebräuche der Evheneger verdanken, welche mir hauptsächlich als Grundlage gedient haben, bin ich letzterer Auffassung nie begegnet, sondern stets nur der, dass Mawu der Schöpfer der Erde und des Menschen sei. Legba wird hingegen überall als Teufel bezeichnet und mit dessen Attributen ausgerüstet dargestellt. Dem Fetisch Legba wird meistens auf freien Plätzen ein Opfer in Gestalt einer grossen menschenähnlichen Thonfigur gebracht beziehungsweise errichtet und unter dieselbe nach der Angabe von Prietze ein Hunde-, ein Tiger-, ein Löwen- und ein Schlangenkopf vergraben. Auch werden ihm Opfer in Speisen gebracht und öfters sieht man bei dem Fetisch allerhand Scherben und alte Tücher als Opfergaben herumliegen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aus den vorangegangenen Schilderungen geht hervor, wie schändlich die Priester ihre Macht missbrauchen, um bei dem abergläubischen Volke zu Ansehen zu gelangen; sie haben sehr oft eine grössere Macht wie die Häuptlinge selbst und zwingen diese, sich ihrem Willen zu fügen. Das ganze Leben der Leute ist von der Furcht vor den Fetischen und Geistern durchdrungen und abhängig. Wir wollen jedoch hoffen und wünschen, dass durch die unermüdliche Thätigkeit der Missionare sowie durch das Fortschreiten der Kultur die Macht der Priester und Götter gebrochen und das Volk dem Christentum zugeführt werden wird.

Die Priester und Priesterinnen des Fetisch.

Was die Fetischpriester anbetrifft, so sind es gewöhnlich Männer, bisweilen aber auch Frauen, welche diese einträgliche Stellung einnehmen. Ihre Abzeichen bestehen aus mit Kaurimuscheln besetzten Schmuckgegenständen. Oft sind die Priester gleichzeitig Medizinmänner und haben nicht nur eine grosse Kenntnis von den Medizinkräutern, sondern auch von der Bereitung von Giften aus giftigen Kräutern. Um Fetischpriester zu werden, müssen die Mädchen oder Knaben einen dreijährigen Kursus durchmachen, in welchem sie im Tanz und in der Fetischsprache unterrichtet werden.

Begräbnisfeierlichkeiten.

Eng im Zusammenhange mit der Religion stehen natürlich auch die Zeremonieen bei den Begräbnissen und Totenfeiern Verstorbener. Sobald der Tod eingetreten ist, laufen alle Verwandten und Frauen des Verstorbenen zusammen und stimmen die Totenklage an. Die Frauen eilen durch den Ort und verkünden durch ihre Klagen den Tod ihres Mannes den Bewohnern des Dorfes. Der Tote wird alsdann von den Verwandten gewaschen, in schöne neue Tücher eingehüllt und, wie im Schlafe liegend, in seiner Hütte, den Kopf mit der Hand gestützt, aufgebahrt. Bisweilen wird ihm noch die Pfeife als Zeichen des Friedens in den Mund gesteckt. Die Verwandten kommen von nah und fern herbei, nehmen Abschied von ihm, lassen ihre Angehörigen im Jenseits grüssen und häufig die verstorbenen Geister für das ihnen etwa zugefügte Leid um Verzeihung bitten. Falls der Verstorbene durch einen Zauberer oder bösen Geist abberufen ist, versprechen sie ihm, seinen Tod zu sühnen, oder, wenn ein Mord vorliegt, an dem Mörder zu rächen. Bei einzelnen Stämmen glaubt man überhaupt nicht an einen natürlichen Tod und so hat sich bei allen Evhenegern die Sitte herausgebildet, dass ein Fetischpriester oder ein Totenbeschwörer vor der Bestattung erst die Ursache des Todes feststellen muss. Der Priester oder die Priesterin beschwören den Geist des Verstorbenen und nennen dann öfters die Landschaft oder das Dorf, wo der mutmaassliche Mörder wohnt, deuten also nur die Persönlichkeit desselben ohne Angabe des Namens an. Oft verkünden sie auch, dass der Tote vor Altersschwäche gestorben und in das Reich des Mavu abberufen worden sei. In Angome hat die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Priesterin einen grossen Haarwedel, mit welchem sie die Leiche schlägt und hierauf wird mit demselben Instrument ein grosses Fetischarmband aus Kaurimuscheln berührt.*) Durch diese Zeremonie beschwört sie den Geist des Toten, ihr den Mörder anzugeben. In einigen anderen Landschaften und Dörfern der Evheneger wird der Leichnam unter Vorantritt des Totenbeschwörers auf einem Brette durch die Strassen und Plätze des Dorfes getragen. Der Geist des Toten soll dann durch den Priester die Hütte oder das Gehöft seines Mörders angeben können. Der Priester bleibt mit dem Leichnam vor der Hütte oder dem Gehöft des angeblichen Mörders stehen und bezeichnet ihn auf diese Weise dem Volke und der Familie. In den nächsten Tagen wird der Tote mit seinen Kleidern in Matten gehüllt und in schlafender Stellung in ein ungefähr zwei Fuss tiefes Grab in seiner Hütte, mit dem Gesicht nach dem Ausgang derselben, beerdigt. Jeder der Leidtragenden wirft wie bei uns ein paar Hände voll Erde in das Grab. Dem Toten werden Haumesser und Dolche beigelegt, damit er auf seiner Reise nach dem Reiche der Toten die bösen Geister, die sich ihm in den Weg stellen, töten kann. Ferner werden ihm häufig noch Zeuge oder Schmuckgegenstände mitgegeben, damit er sich bei dem Eintritt in das Totenreich würdig und festlich schmücken kann; mitunter auch eine Flasche Gin oder Palmenwein zur Stärkung auf die Reise. Ausserdem legen die Verwandten eine Anzahl Kaurimuscheln in das Grab, damit der Tote den alten Fährmann Akotia, welcher die Verstorbenen in seinem Kanoe über den breiten Fluss Assisa zum Reich der Toten übersetzt, für die Mühe belohnen kann. Die Sage von dem Fährmann erinnert an die Mythologie der alten Griechen, bei denen Charon auch die abgeschiedenen Seelen über den Styx übersetzt. In dem Reiche der Toten leben die Geister der Verstorbenen nach der Ansicht des Volkes ganz wie auf Erden, nur dass sie keine Arbeit mehr zu verrichten brauchen und ihnen weder ein Fetisch noch ein böser Geist irgend ein Leid zufügen kann. In dem Jenseits begrüsst der Verstorbene die Geister der vor ihm Verstorbenen und feiert das Wiedersehen mit seinen Verwandten und Bekannten. Nach der Bestattung findet das eigentliche Totenfest statt. Es wird von den Anwesenden der Totentanz ausgeführt, der in den üblichen Gliederverrenkungen besteht, während die bewaffneten Männer Böllerschüsse abgeben. Das Fest dauert bis in die Nacht hinein und unter Tanz, Gesang und fortwährendem Schiessen werden ungeheure Quantitäten Gin und Palmwein vertilgt. Es ist Pflicht der Verwandten, diese Festlichkeiten herzurichten und es gilt als grosse Schande für die ganze Familie, wenn ein solches Totenfest nicht den Verhältnissen des Ver-

*) Nach Heroldt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

storbenen angemessen gefeiert wird. Schuldner und Verbrecher werden, wie wir gesehen haben, ohne jede Feierlichkeit in dem Busch ausgesetzt. Nach dem Glauben der Leute gehen die Geister der Verstorbenen nur in das Reich der Toten ein, wenn sie unter den betreffenden Zeremonieen feierlich bestattet worden sind; die Geister Nichtbeerdigter dagegen können nicht zur Ruhe kommen und müssen in der Nacht als weisse Gestalten auf der Erde umherirren. In einzelnen Gegenden werden die Toten nicht in der Hütte, sondern im Busch begraben und ihnen mitunter Schüsseln und Näpfe mit Speisen und Trank zur Nahrung für den herumirrenden Geist mitgegeben Man findet deshalb bei den im Busch liegenden Gräbern oft Schüsseln und Näpfe, ferner alte Gebrauchsgegenstände, wie Stühle und ein Brett, worauf der Geist des Verstorbenen sich ausruhen kann.

Stirbt der Mann, so muss die Frau sechs Wochen in der Hütte am Grabe desselben trauern. Sie darf während dieser sechs Wochen die Hütte am Tage nicht verlassen und höchstens des Nachts herausgehen, um die nötigsten Obliegenheiten zu besorgen. Von dem Fetischpriester wird der trauernden Frau das Haupthaar abgeschnitten, auch werden ihr sämtliche Tücher und Schmucksächen während der Trauerzeit genommen, weil sie zum Zeichen der Trauer vollkommen entblösst gehen muss. Des Nachts liegt sie in der Hütte mit einem Knüppel bewaffnet, damit sie den Geist ihres verstorbenen Mannes verscheuchen kann, da sie nach dem Aberglauben der Leute bei einem etwaigen ehelichen Verkehr mit demselben ebenfalls dem Tode verfällt. Ferner wird in der Hütte ein Feuer unterhalten, in welchem stark riechende Kräuter verbrannt werden, deren Geruch ebenfalls den Geist von der Hütte fern halten soll.*) Verlässt die Frau des Nachts für einige Augenblicke die Hütte, so geht sie mit einem Stock bewaffnet und muss nach der Sitte die linke Hand auf die rechte Schulter legen. Während der sechswöchentlichen Trauer darf die Frau nur gewisse Speisen geniessen; sie streut auf dieselben stets etwas Asche, damit der Verstorbene nicht an dem Mahl teilnimmt, weil eine gemeinsame Mahlzeit, sowie jede andere Gemeinschaft mit dem Toten ihren Tod herbeiführen würde. Nach Ablauf der ersten sechs Wochen darf die Frau wieder die Hütte verlassen, muss jedoch noch stets den Knüppel bei sich führen und darf sich nur mit einem kleinen Schamtuch bedecken. Die Fastengebote, sowie auch die Vorsichtsmaassregeln gegen jegliche Gemeinschaft dauern noch sechs Monate fort, jedoch darf die Frau während dieser Zeit ihrer früheren Beschäftigung nachgehen. Zum Schluss muss die Frau ein Reinigungsbad nehmen und damit legt sie die Trauer ab. Die Verwandten und

*) Nach Heroldt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bekannten beschenken die Witwe mit Tüchern und Schmuckgegenständen; sie macht alsdann im festlichen Gewande ihre Dankbesuche, wobei ihr meistens Kauris oder sonstige Gegenstände verehrt werden.

Die Trauer eines Mannes um seine Frau geht unter denselben Zeremonieen vor sich, jedoch kann derselbe schon nach sieben Tagen die Hütte verlassen. Die Trauer dauert für beide Geschlechter etwa sechs Monate, weil der Geist des Verstorbenen diese Zeit gebraucht um in das Reich der Toten und damit zur ewigen Ruhe zu gelangen. Nach Ablauf der Trauerzeit dürfen die Witwe und der Witwer wieder heiraten.

Gesetze und Rechtsgewohnheiten.

Alle Gesetze und Rechtsgewohnheiten haben sich durch mündliche Ueberlieferung vererbt und bei dem Volke erhalten. Der oberste Richter und Hüter des Gesetzes ist gewöhnlich der Häuptling oder König des Stammes, während andererseits, wie wir schon gesehen haben, häufig die Fetischpriester eine grosse Rolle bei Rechtsstreitigkeiten, oder bei Bestrafung der Schuldigen spielen, sowie die letzte Instanz bilden und das Machtwort als Richter abgeben.

Familienverhältnisse.

Das Familienrecht ist bereits in seinen Grundzügen bei der Behandlung der Ehe im allgemeinen berührt worden. Das älteste Glied der Familie ist auch zugleich das Oberhaupt derselben. Dieses, sowie die übrigen Mitglieder haften für jedes einzelne Glied der Familie und können bei Schuldpalavern für die Schulden eines Familienmitgliedes verantwortlich gemacht werden. Es hat dann die Pflicht, für die übrigen Familienmitglieder die Schulden zu bezahlen, hat aber ebenfalls unumschränkte Gewalt über die einzelnen Mitglieder. Es kann dieselben verpfänden oder verkaufen, um die Schulden mit dem Erlös zu decken.

Heirat oder ein geschlechtlicher Verkehr zwischen rechten Geschwistern findet im allgemeinen nicht statt und wird als schimpflich erachtet. Auch wird die eigene Mutter von ihren Kindern in hohem Ansehen gehalten, während Stiefsöhne nach dem Tode des Vaters ihre Stiefmutter gewissermaassen als Nachlass erben.*) Ein Verkehr mit Stiefmüttern, sowie mit Stiefgeschwistern gilt nicht als schimpflich, sondern als vollkommen rechtmässig. Die Kinder, welche der Mann mit Sklavenfrauen erzeugt hat, gelten im allgemeinen als frei und werden wie die übrigen Kinder der Familie angesehen, nur dass dieselben später nicht das Recht besitzen, Häuptling zu werden oder an dem Rat der Familienhäupter bei Palavern teilzunehmen. Wir haben schon bei der Ehe hervorgehoben, dass der Mann gegenüber der Frau grosse Rechte besitzt und sogar die Kinder, welche die geschiedene Frau mit einem anderen Liebhaber hat, als sein rechtmässiges Eigentum in Anspruch nehmen kann.

*) Nach Heroldt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erbfolge.

Was die Erbschaft anbetrifft, so erbt der älteste Sohn meistens die Würden und Rechte des Vaters. Auch erbt er gemeinschaftlich mit den übrigen Söhnen des Verstorbenen die Aecker und Ländereien, sowie die Frauen des Vaters. Jedoch erbt nie ein Sohn seine eigene Mutter. Den ganzen beweglichen Nachlass, wie die Sklaven, Wirtschaftsgegenstände und das Vieh erhält der älteste Sohn der Schwester des Verstorbenen. Das Familienoberhaupt, der älteste Sohn des Verstorbenen, verwaltet den Barschatz, welcher zurückgeblieben ist und dessen Niessbrauch den Geschwistern des Verstorbenen zusteht. Das eigentliche Vermögen darf nicht angegriffen werden und dient nur zur Erhaltung des Gemeinwohls der Familie. Durch dieses Familienvermögen erklärt sich auch die Haftbarkeit der Familie für jedes einzelne Mitglied, da die Schuld aus dem Familienfonds bezahlt wird. Jedes Familienmitglied hat ferner Anteil an der Bewirtschaftung des Landes und steht jedem das Recht zu, ein Stück Acker zur Bestellung und zu seinem Niessbrauch zu nehmen, wogegen das Eigentum des Grund und Bodens den Söhnen zusteht. Stirbt eine Frau, so erben ihre Kinder das gesamte Vermögen; lässt sie jedoch keine Kinder zurück, so erben die Brüder und Schwestern der Verstorbenen. Die Leiche einer Frau, die nicht aus demselben Dorfe stammt, wird nach dem Ort gebracht, wo ihre Familie ansässig ist und derselben zur Bestattung übergeben. Beim Tode von Kindern, welche Vermögen besitzen, wird dieses zur Veranstaltung der Totenfeste und Begräbnisfeierlichkeiten verwendet. Stirbt ein Sklave, so bleiben seine Kinder Sklaven des ehemaligen Herrn; sowie auch das Eigentum eines verstorbenen Sklaven auf dessen Herrn übergeht. Kinder von Sklavenfrauen sind Eigentum ihres Besitzers.

An der Küste sind seinerzeit von dem stellvertretenden kaiserlichen Kommissar Grafen Pfeil nach den beschriebenen Rechtsgewohnheiten bei der Erbschaft folgende Grundsätze aufgestellt worden: Sämtliche Neffen des verstorbenen Mannes erben das bewegliche Vermögen, während die Söhne das unbewegliche Vermögen, wie den Grund und Boden und die Hütten erben. Die Frauen können thun, was sie wollen. Die Sklaven werden mit dem Tode ihres Herrn sämtlich frei, jedoch können sie in dem bisherigen Verhältnis bleiben, wenn sie wollen. Ist das Barvermögen zu gering, um die Schulden des Verstorbenen zu decken, so können mit den zurückgelassenen Sklaven die Schulden bezahlt werden. Bei dem Tode einer Frau erben ihre Eltern, Brüder und Schwestern das bewegliche Vermögen, während die Kinder die Grundstücke erben. Sind Brüder und Schwestern der Verstorbenen nicht vorhanden, so erben auch das bewegliche Gut die Kinder derselben. Sklaven der Betreffenden werden mit dem Tode ihrer Herrin frei.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die bewegliche Habe bildet im allgemeinen bei dem Neger den Hauptbesitz. Die Bevorzugung der Neffen gegenüber den Söhnen bei der Erbschaft wird durch eine kleine überlieferte Legende erklärt, welche mit der Geschichte und der Einwanderung der Evheleute verknüpft sein soll. Vor tausend Jahren sollen unsere Evheleute aus Nodshie ausgewandert sein, weil der herrschende Häuptling ein grausames Regiment führte und seine Unterthanen sehr unterdrückte. Unter dem Häuptling Folli verliessen die Evheleute ihre Heimatsstadt. Um jedoch ihr Vorhaben nicht zu erkennen zu geben, entfernten sie sich rückwärts laufend von der Stadt. Als sie nun schon eine Weile unterwegs waren, wurde Folli gewahr, dass er seinen Königsstuhl vergessen habe. Er beauftragte seinen Sohn, ihn zu holen, doch die Mutter liess es nicht zu, aus Furcht vor dem Könige von Nodshie. Der Häuptling bat daher seine Schwester, einen ihrer Söhne zurückzusenden, um den Stuhl holen zu lassen. Der Sohn der Schwester führte den Auftrag glücklich aus. Zum Danke für diese That soll nun der Häuptling Folli als der Stammvater des neuen Evhegeschlechts bei seinem Tode alle seine bewegliche Habe seinen Neffen und Nichten vermacht haben. Auf diese Weise soll sich dieser Brauch herausgebildet haben, der noch heutigen Tages bei den Evhenegern geübt wird.

Strafbestimmungen. Mord.

Den Schutz, welchen der einzelne für seine Person nach den überlieferten Rechtsanschauungen in Anspruch nimmt, ist im allgemeinen ein geringer und hängt häufig von der Willkür der Häuptlinge oder Fetische ab. Der Mord wird fast immer mit dem Tode bestraft, auch ist die Blutrache allgemein verbreitet. So hat ein Angehöriger des Ermordeten gewissermaassen die Pflicht und das Recht, den Mörder zu töten. Falls er es nicht thut, kommt er mit den religiösen Anschauungen in Konflikt und hat den Geist des Ermordeten sein ganzes Leben lang zu fürchten. In der Regel jedoch wird der Mörder ergriffen und, falls die That desselben gewiss und vor Zeugen geschehen ist, von dem Häuptling vor den Rat der Familienoberhäupter gebracht und zum Tode verurteilt. Er wird dann in den Busch geschleppt und von den Familienoberhäuptern, denen allein das Recht zusteht, getötet. Auch ist die Familie des Mörders verpflichtet, die Familie des Ermordeten zu entschädigen. Ist die Schuld des Mörders ungewiss, so wird er, wie wir schon vorher erwähnt haben, zu dem Fetischtrank verurteilt. Die Mörder haben keinen Anspruch auf ein ehrliches Begräbnis oder auf Begräbnisfeierlichkeiten und wird ihnen so der Eintritt in die Welt der Toten versagt. Sie werden meistens auf dem erwähnten Gerüst im Busche aufgebahrt. Bei fahrlässiger Tötung werden die Thäter meistens in die Sklaverei verkauft. Der Erlös für die verkauften Sklaven wird der geschädigten Familie als Busse überwiesen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diebstahl.

Diebstahl wird bei den Evhenegern, wie überhaupt bei allen Naturvölkern verhältnismässig hart bestraft. Diebe, welche bei der That abgefasst werden, können ohne weiteres von dem Bestohlenen getötet werden. Der getötete Dieb wird dann zu Schimpf und Schande der Familie mitten auf die Dorfstrasse gelegt, wodurch sein Vergehen öffentlich bekannt gegeben wird. Die geringsten Felddiebstähle werden oft mit dem Tode geahndet, wenn der Besitzer den Dieb auf dem Felde ertappt. Wird der Dieb später überführt, so ist die Strafe naturgemäss bedeutend geringer. So übermittelt uns Missionar Spieth Strafen gegen junge Burschen, die beim Diebstahl angetroffen wurden. Bei dem ersten Falle nimmt sich des Burschen sein Onkel an, der ihn verwarnt und ihm eine nicht zu geringe väterliche Züchtigung angedeihen lässt. Im Wiederholungsfalle werden dem Dieb die Augen mit scharfem Pfeffer eingerieben. Beim abermaligen Vergehen erfolgt, falls der Verbrecher als unverbesserlich erkannt wird, der Verkauf. Mit dem Erlöse entschädigt dann die Familie des Diebes die Bestohlenen, und es erlischt jeder weitere Anspruch eines Geschädigten an die dafür haftbare Familie.

Schuldentilgung.

Auch für die Schulden eines Familienmitgliedes ist die ganze Familie haftbar, sogar der Onkel wird für seinen Neffen verantwortlich gemacht, weil er die Pflicht hat, sich um seine Angehörigen zu kümmern. So wird meistens aus dem Barvermögen, falls solches vorhanden ist, die Schuld der betreffenden Familienmitglieder bezahlt. Sind keine Mittel vorhanden, so wird der Schuldner in die Sklaverei verkauft oder selbst seinem Gläubiger als Sklave in Zahlung gegeben. Familienoberhäuptern sowie Häuptlingen steht aber auch das Recht zu, andere Familienangehörige zu verkaufen oder sie statt eigner Schulden in Pfand zu geben. Mit dem Tode eines Schuldners erlischt gewissermaassen der Anspruch des Gläubigers. Allerdings steht dem Schuldner dann kein rechtmässiges Begräbnis zu und der Verstorbene wird auf die erwähnte Art im Busch ausgesetzt. In den meisten Fällen jedoch zahlt die Familie, wenn sie irgend kann, die Schulden des Verstorbenen oder setzt sich mit den Gläubigern auseinander, damit der Verstorbene begraben werden kann und sein Geist in dem Totenreiche Ruhe findet. Sind die Schulden des Verstorbenen unbekannt und stellen sich dann mit dem Tode die Gläubiger ein, so müssen diese den Beweis der Wahrheit antreten, indem sie Wasser trinken, mit welchem dem Verstorbenen der Mund ausgewaschen worden ist. Falls sie die Unwahrheit gesagt haben, sollen sie sofort sterben, anderenfalls wird ihre Forderung als richtig anerkannt. Findet sich in dem Nachlass des verstorbenen Schuldners Vermögen vor, so werden die Schulden davon bezahlt.

Diebstahl wie Schulden werden, wie wir gesehen haben, streng geahndet, falls das Vergehen in dem eignen Dorfe oder Stamme

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

begangen worden ist. Gehört der Geschädigte zu einem anderen Dorfe oder zu einer anderen Gemeinschaft, so geht der Betreffende frei von Strafe aus, falls der Geschädigte sich nicht durch Macht sein Recht verschafft oder die betreffende Gemeinde durch Wegfangen von Leuten des anderen Stammes sich schadlos hält. Bei dieser Gelegenheit wird nicht der Schuldner oder Dieb selbst oder ein Familienmitglied weggefangen, sondern gerade derjenige des betreffenden Stammes, dessen man am besten habhaft werden kann. Häufig einigen sich jedoch später in einem Palaver die betreffenden Ortschaften über die Einlösung der Gefangenen, indem bei einer solchen Ausgleichung Pulver, Gewehre, Wild und Tücher zu verhältnismässig hohen Preisen abgegeben werden. Kommt es jedoch zu keinem Vergleich, so wird zwischen beiden Parteien der Krieg erklärt. Jede Ortschaft sucht sich gegenseitig Leute abzufangen und es kommt schliesslich so weit, dass dadurch die Strasse für die betreffenden Stammesangehörigen gesperrt ist und Handel und Wandel darunter leiden. Natürlich ist es Pflicht der Regierung, falls sie davon erfährt und an dem betreffenden Orte die nötigen Mittel zur Verfügung hat, gegen diese Uebelstände einzuschreiten.

Grundbesitz.

Der Grund und Boden gehört im allgemeinen den alt eingesessenen Familien, welche darauf von Alters her durch ihre Farmen und Jagdgründe ein Besitzrecht erworben haben. Die Söhne erben den Grundbesitz und sind somit die rechtmässigen Eigentümer desselben. Sie haben das Recht, nach ihrem Willen Farmen auf demselben anzulegen; auch können sie überall nach ihrem Belieben das Jagdrecht ausüben. Sie haben aber andererseits die Pflicht, den einzelnen Familienmitgliedern die Erlaubnis zur Anlegung von Farmen für ihren Gebrauch zu gestatten; auch ist diesen das Schlagen von Palmen und die Entnahme von Palmwein für ihren eigenen Haushalt erlaubt. Die Söhne dagegen verfügen frei über die Ausbeutung des Landes und der Jagdrechte.

Regierungsform. Häuptlingswahl.

Der oberste Kriegsherr und Richter ist zugleich der Häuptling des Ortes, welcher wiederum häufig dem gemeinschaftlichen Oberhäuptling der ganzen Landschaft untersteht. Oefters regiert ein solcher Oberkönig nur nominell und die einzelnen Häuptlinge thun und lassen was sie wollen. Der Häuptling wird bei den Evheleuten gewöhnlich aus der Familie des Königs gewählt, welcher dieses Recht vermöge alter Tradition zusteht. Die Wahl wird von den Familienoberhäuptern vollzogen; oft wird derjenige zum Häuptling gewählt, der den Wünschen der Familienältesten am meisten willfährt. Weniger kommt es bei dieser Wahl auf die Klugheit oder sonstige Eigenschaften des Betreffenden an, als darauf, ob er den Familienoberhäuptern bequem ist. Aus diesen Gründen ist auch die Macht des Häuptlings eine sehr verschiedene. Meistens ist ein solcher Dorfhäuptling, namentlich an der Küste, eine Puppe,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

welche Repräsentationspflichten hat, sonst aber im allgemeinen ihren Willen demjenigen der Aeltesten unterordnen muss. Bisweilen kommt es allerdings auch vor, dass sich die Wähler täuschen und der Häuptling ein strammes Regiment zu führen versteht, namentlich wenn derselbe reich und dadurch unabhängig von dem Wohlwollen seiner Ratgeber ist. Letzteres finden wir meistens weit im Innern; so haben wir in Dakadu einen Oberhäuptling, welcher seine Macht und sein Recht auch bei den Unterhäuptlingen zu wahren weiss. Ist jedoch ein kleiner Dorfhäuptling seinen Leuten unbequem und besitzt er nicht die Macht sich zu halten, so wird er einfach durch Beschluss der alten Leute abgesetzt und diese wählen dann aus der Königsfamilie einen anderen Häuptling. Eigentümliche Gründe kommen mitunter bei der Wahl eines allgemein beliebten Anwärters in Betracht. So sind Aeusserlichkeiten, wie grosse Ohren oder eine grosse Nase, Gründe, den Betreffenden von der Wahl auszuschliessen, da er nach den Begriffen der Neger nicht für repäsentationsfähig gilt. Er könnte von anderen Stämmen wegen seiner Schönheitsfehler verspottet werden oder eventuell zu einem Spottnamen herausfordern.

Bei der Repräsentation spielt der König die Hauptrolle, denn der Neger liebt es im allgemeinen, Prunk und Ansehen zu entfalten. Stellt jedoch ein solcher Dorfhäuptling eine Forderung an die Gemeinde, z. B. dass sie den Weg reinhalten oder irgend welche Dienste leisten soll, so stösst er häufig auf nicht geringen Widerstand und ist ohnmächtig, die geringsten Forderungen durchzusetzen. Lebt der Häuptling in gutem Einvernehmen mit den Familienoberhäuptern, welche ihm bei jedem Palaver zur Seite stehen und versteht er, sich ihres Vertrauens würdig zu machen, so ist damit seine Macht und sein Ansehen begründet.

Die Rechtsprechung durch den Häuptling und den Fetischpriester.

Aber auch der Fetischpriester ist für den Häuptling eine bittere Persönlichkeit, mit der er es halten muss, wenn er Frieden haben will. Häufig ist der Einfluss der Fetischpriester bei weitem grösser, als derjenige des Häuptlings. Vor den Häuptling und die Familienoberhäupter kommen die Palaver, wobei der Häuptling der oberste Schiedsrichter ist, falls er es nicht vorzieht, die Angelegenheit dem Fetischpriester zu übergeben und der Entscheidung des Fetisches zu überlassen. Der Gang bei solchen Schiedsgerichten ist meistens der folgende: Der Kläger begiebt sich zu dem Häuptling und trägt ihm seine Sache vor. Dieser, falls er nicht allein über den Fall entscheiden kann, ruft den Rat der Familienältesten zu einem Palaver zusammen, wobei beide Parteien erscheinen. Darauf zieht sich der Rat der Aeltesten zurück und beschliesst über den Fall, indem der Häuptling bei Meinungsverschiedenheit den Ausschlag giebt und durch seinen Sprecher den Richterspruch verkünden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lässt. Diese Palaver sind für die streitenden Parteien meistens mit grösseren Kosten verbunden und der Häuptling schöpft daraus seine Haupteinnahmen. Im allgemeinen wird ein Palaver oder eine Forderung an die Gemeinde erst dann als rechtskräftig und bindend angesehen, wenn der Häuptling zusammen mit den Familienoberhäuptern den Beschluss gefasst hat.

Wir haben nun die Sitten und Gebräuche der Evheneger kennen gelernt und sind auch tiefer in das Leben dieses Volkes eingedrungen. Aus alledem geht hervor, dass diese Leute trotz ihrer mitunter eigentümlichen Anschauungen auf einer höheren Kulturstufe stehen. Mit der Einführung passender Werkzeuge und Maschinen, der Verbreitung des Handwerks, sowie der intensiveren Unterweisung in demselben, dürfte dieses Volk noch einer blühenden Zukunft entgegengehen. Durch Anlegung von Eisenbahnen und Wegen könnten die vielen brach liegenden Gründe und Triften mit blühenden Plantagen bebaut werden. Ebenso würden die vielen unverwerteten Naturprodukte durch die Anlegung von Verkehrsmitteln eine grössere Verbreitung finden, die Produktionsfähigkeit dieser Landschaften gefördert und der Wert der Kolonie bedeutend gesteigert werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf